Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 67

Geheimdienste

DIE GESCHICHTE DER SPIONAGE

Deutschland € 10,00 · Schweiz 18.60 sfr · Österreich € 11.40
Benelux € 11.80 · Finnland € 15.50 · Norwegen NOK 142.– · Frankreich € 13.50 · Italien € 13.50 · Spanien € 13.50

978-3-652-00344-5

Der Spion des Papstes / Elisabeth I. und ihre Codebrecher / Europas Schwarze Kabinette / Wirtschaftsspionage in Meißen / Der Verrat des Oberst Redl / Das Rätsel »Enigma« / Paranoia im Kalten Krieg / Mythos Mossad / Die Macht der CIA

»Um die Pläne eines sich
rüstenden Feindes zu durchkreuzen,
ist nichts notwendiger als
geheimes Wissen. Und nichts ist
schwerer zu erlangen.«

George Washington,
erster Präsident der USA

Liebe Leserin, lieber Leser

Drei Bilder sind es im Grunde, die in der Öffentlichkeit die Vorstellung über die Arbeit von Geheimagenten prägen. Da sind zunächst die James-Bond-Typen, eigentlich mehr Killer als Spione, die stets in gefährlichem Auftrag unterwegs sind, unterstützt durch hypermodernes Equipment. Jeder weiß, dass diese Spezies der Imagination von Autoren und Filmemachern entsprungen ist und kaum etwas mit der Wirklichkeit zu tun hat.

Anders ist das mit jenen desillusionierten Männern, die etwa in den Romanen John le Carrés einen Krieg im Schatten führen, von dessen Sinnlosigkeit sie zutiefst überzeugt sind. Ebenfalls fiktionale Charaktere. Doch ist man gern bereit, in der realistischen Darstellung ein Abbild des tatsächlichen Geschehens im Kalten Krieg zu sehen – mögen die Erfinder dieser Storys noch so häufig betonen, dass es sich auch bei ihren Protagonisten allein um Produkte ihrer Einbildungskraft handelt.

Schließlich die gelegentlich aufwallende Furcht vor nicht zu erkennenden, aber ungeheuer mächtigen Organisationen: Wann immer eine – reale – Geheimdienst-Operation öffentlich wird, fällt ein Schlaglicht auf eine verborgene Welt, in der mit allen schmutzigen Mitteln um die Macht gekämpft wird, in der Unschuldige bespitzelt, Bürgerrechte missachtet und Mordanschläge verübt werden.

Aber ist das nun die Wahrheit?

„Ihre Arbeit ist nicht einfach", sagte US-Präsident John F. Kennedy einmal vor Agenten der CIA: „Ihre Fehlschläge werden vor aller Welt herausposaunt, während Ihre Erfolge schweigend übergangen werden."

Mit den ab Juni 2013 publizierten Enthüllungen des Amerikaners Edward Snowden über die weltweite Überwachung vor allem von Telefonverbindungsdaten und Informationen aus sozialen Netzwerken durch die amerikanische „National Security Agency" hat das Unbehagen über das Agieren der Geheimdienste eine neue Qualität erreicht.

Inzwischen ist wohl jedem klar, dass man in der digitalen Welt permanent Spuren hinterlässt und deshalb das Internet, noch vor Kurzem gepriesen als Ort fast grenzenloser persönlicher Freiheit, als größtes und perfektes Überwachungsinstrument in der Geschichte der Menschheit missbraucht wird. (All jene, die zu Verschwörungstheorien neigen, werden sich nun sicher daran erinnern, dass das Internet einst im Auftrag des US-Verteidigungsministeriums entwickelt worden ist.)

Heftkonzept
Die Historikerin Eva Jobs (r.), Fachgebiet Geheimdienste, beriet Insa Bethke bei der Produktion dieser Ausgabe

Doch all das sind immer nur Teile der Wahrheit. So behauptet beispielsweise die NSA bei ihrer Verteidigung der digitalen Schnüffelei, dass die Agency bislang mehr als 50 Vorbereitungen zu Anschlägen aufgedeckt habe.

Und wie wäre wohl der Zweite Weltkrieg verlaufen, wenn es britischen Kryptologen, Computerpionieren und Kreuzworträtsel-Experten nicht ab 1940 gelungen wäre, den Mechanismus der damals wohl komplexesten Chiffriermaschine weltweit zu entschlüsseln, der deutschen „Enigma"? Erst durch den Erfolg dieser Codebrecher war es möglich, militärisch wichtige Mitteilungen und Funksprüche der Wehrmacht mitzulesen.

Sie sehen: Die Welt der Geheimdienste ist diffus, grau; Gut ist nicht immer sauber gegen Böse abzugrenzen.

Daher haben wir in diesem Heft auf jedes moralische Urteil verzichtet (aber natürlich viele Manöver etwa der CIA oder des KGB als das benannt, was sie sind: offener Rechtsbruch). Was wir Ihnen präsentieren, ist so etwas wie eine Kulturgeschichte der Geheimdienste. Und wenn sich in viele Sätze Wörter wie „vermutlich", „vielleicht" oder „womöglich" eingeschlichen haben, so bitten wir Sie um Nachsicht: Es liegt in der Natur der Sache, dass es zu vielen Aktionen von Agenten, Spionen und Verrätern keine der sonst von uns benutzten, auf überprüfbaren historischen Quellen basierenden Darstellungen gibt.

Aber ich denke, dass Sie das in diesem Fall verstehen.

Wir haben schon mehrfach über die Arbeit von Geheimdiensten berichtet. Zwei Beiträge – über den israelischen Auslandsgeheimdienst Mossad und den Kampf der Kryptologen gegen die Enigma – erschienen uns so gelungen, dass wir sie hier noch einmal abdrucken.

Aus diesem Grund haben wir diese Ausgabe um 24 Seiten erweitert.

Aus aktuellem Anlass: zwei neue eBooks von GEO*EPOCHE* über den Ersten Weltkrieg (siehe Seite 192)

Ihr

Michael Schaper

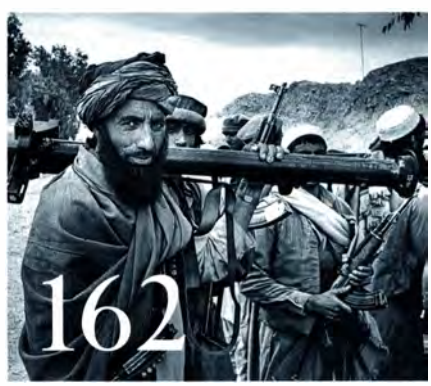
MONGOLEN Kein Europäer kennt die Strategie der gefürchteten Reiterhorden – bis ein Franziskanermönch 1246 den Hof des Großkhans ausspioniert.

VERRAT 1913 wird in einem Wiener Hotel der größte Spion seiner Zeit enttarnt: Alfred Redl, der frühere Vizechef des österreichischen Militärgeheimdienstes.

KRYPTOLOGIE Ein Landsitz bei London wird 1939 zu einem wichtigen Stützpunkt der alliierten Geheimdienste. Etliche exzentrische Denker, darunter Ägyptologen und Schachgroßmeister, versuchen hier, den Funkverkehr der Deutschen zu entschlüsseln. Ihr Hauptgegner: die als unbesiegbar geltende Chiffriermaschine »Engima«.

KALTER KRIEG Hunderte Sowjetagenten spähen amerikanische Geheimnisse aus. Manche erliegen den Verlockungen des Westens – und laufen über.

SATELLITEN An Fallschirmen schweben Filme herab, die US-Kameras im All von fremden Rüstungsanlagen gemacht haben. Doch 1971 verschwindet eine Rückholkapsel.



CIA Weltweit kämpft der Geheimdienst seit 1947 für die Interessen der USA – so auch 1980 in Afghanistan, wo er Islamisten mit Raketen ausrüstet. Ein dramatischer Fehler.

INHALT # 67

KALTER KRIEG **DIE MACHT IM SCHATTEN**
Im Kampf zwischen Ost und West erlangen Geheimdienste eine nie da gewesene Bedeutung 6

PAPST-SPION, 1245 **REISE ZU DEN MONGOLEN**
Um sich gegen Angriffe der Reiterkrieger wappnen zu können, sendet der Vatikan einen Mönch ins Innere Asiens 22

ENGLAND, 1586 **KAMPF DEN VERSCHWÖRERN**
Agenten und Kryptologen bewahren Königin Elisabeth I. vor einem katholischen Komplott 34

POSTÜBERWACHUNG, 1628 **KABINETT DER SPIONE**
Mit dem französischen »Cabinet Noir« entsteht erstmals in Europa eine Behörde zur Briefkontrolle 50

SACHSEN, 1709 **DIE JAGD NACH DEM ARKANUM**
Tüftler in Dresden erschaffen das erste europäische Porzellan und locken rasch Geheimnisjäger an 52

WIEN, 1913 **ENDE EINES VERRÄTERS**
Ein österreichischer Oberst verkauft über Jahre Militärinterna an Russland – bis ihn der eigene Geheimdienst stellt 62

LONDON, 1917 **TRIUMPH DER CODEBRECHER**
Britische Kryptologen entschlüsseln 1917 ein deutsches Telegramm, das die USA zum Kriegseintritt bewegt 76

RUSSLAND, 1921 **LENINS GEHEIME KRIEGER**
Mit perfiden Tricks lockt Moskaus Geheimdienst Oppositionelle in die Falle – auch einen britischen Agenten 80

KRYPTOLOGIE, 1939 **DAS RÄTSEL »ENIGMA«**
Experten der Alliierten müssen sich im Zweiten Weltkrieg der wohl besten Chiffrierapparatur ihrer Zeit stellen 94

JAPAN, 1941 **MOSKAUS MANN IN TOKYO**
Der Deutsche Richard Sorge sammelt kriegswichtige Informationen für Stalin. Doch der glaubt ihm nicht 108

BND, 1956 **DIENER ZWEIER HERREN**
Ein ehemaliger Wehrmachtsgeneral baut für die USA eine Spionage-Einheit auf – den späteren Bundesnachrichtendienst 122

MOSSAD **DIE WÄCHTER ISRAELS**
Um ihr Land gegen mögliche Angriffe zu sichern, kämpfen Israels geheimnisvolle Agenten an etlichen Fronten 126

GROSSBRITANNIEN, 1963 **DIE »CAMBRIDGE FIVE«**
Fünf Angehörige der britischen Elite verraten ihr Land an Moskau – und schüren eine hysterische Spionagefurcht 140

KGB **EIN DIENST WIE KEIN ANDERER**
Die gewaltige Geheimbehörde horcht den Westen aus, sichert die sowjetischen Grenzen – und verfolgt Regimegegner 152

SPIONAGESATELLITEN, 1971 **BLICK AUS DEM ALL**
Ab 1960 spähen die USA ihre Feinde aus dem Weltraum aus. Doch dann kommt es zu einer schweren Panne 156

CIA **AMERIKAS SCHMUTZIGE KRIEGE**
Mit verdeckten Operationen setzt die »Central Intelligence Agency« die Interessen der US-Regierung in aller Welt durch 162

NSA **DIE AUGEN UND OHREN DER USA**
Im Zeitalter der digitalen Kommunikation wird die »National Security Agency« zum mächtigsten US-Geheimdienst 180

ZEITLEISTE: **DATEN UND FAKTEN** 182

Impressum/Bildquellen 155

Die Welt von GEO 192

VORSCHAU
GEO*EPOCHE* **DER WILDE WESTEN** 196
GEO*EPOCHE* PANORAMA
ENTDECKER MIT DER KAMERA 197

Ein Verzeichnis mit den Themen aller GEO*EPOCHE*-Ausgaben sowie einen Briefkasten für Leserzuschriften finden Sie unter www.geo-epoche.de

Titelbild: Das Pentagon, der Sitz des US-Verteidigungsministeriums. Alle **Fakten**, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEO*EPOCHE*-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in **Zitaten** sind nicht kenntlich gemacht. Anders als bei dem klar als deutsches Verb erkennbaren Begriff »kodieren« verwendet die Redaktion für das Wort »Code« die englische Schreibweise. **Redaktionsschluss:** 21. Mai 2014

Die MACHT im DUNKELN

»Operation Gold«: Der britische Geheimdienst MI6 und die amerikanische CIA zapfen 1955 Telefonleitungen an, die unter dem sowjetischen

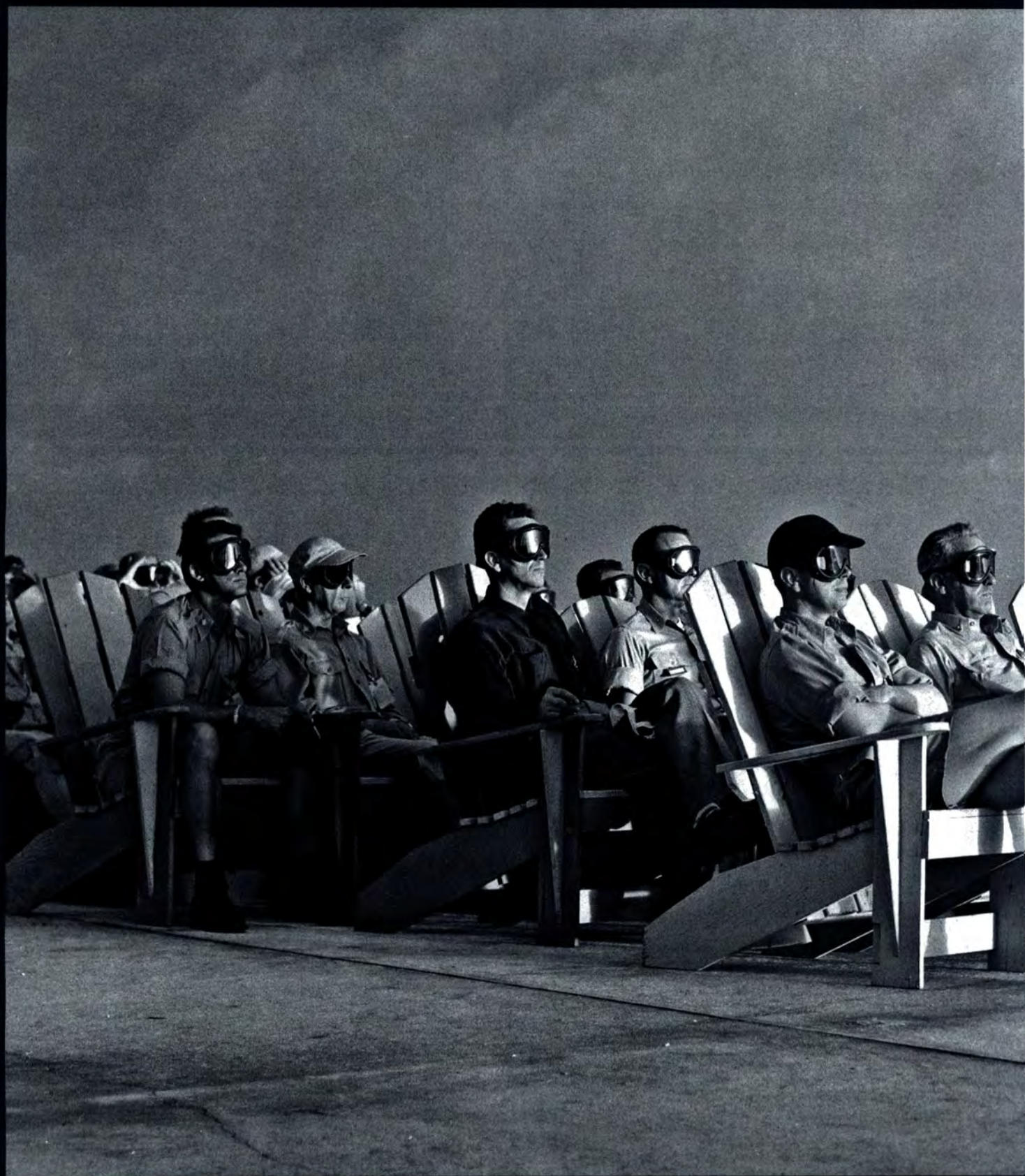
Es ist ein Krieg im Verborgenen, geführt von Kämpfern, die sich auf Täuschung, Diebstahl, Unterwanderung verstehen: Seit Jahrtausenden ringen Staaten mithilfe von Spionen um die Macht. Doch erst mit dem Kalten Krieg zwischen USA und UdSSR entbrennt ein Konflikt, den im Wesentlichen Nachrichtendienste austragen. Geheimbehörden wie KGB und CIA beschaffen geheimes Wissen über den Gegner, spionieren diesen mit immer raffinierteren Techniken aus. Und befeuern mit ihren Informationen jenes atomare Wettrüsten, das die Konkurrenz der Supermächte zu einer Gefahr für die gesamte Menschheit macht —— Texte: INSA BETHKE

Sektor Berlins verlaufen. Elf Monate ist der Abhörtunnel in Betrieb, ehe der Gegner die Anlage enttarnt

Mit verhülltem Gesicht beantwortet der einstige Geheimdienstoffizier Igor Gusenko die Fragen eines Journalisten. Der Überläufer hat zuvor das Ausmaß der sowjetischen Spionage in Nordamerika verraten – und fürchtet seither die Rache Moskaus

Zum FEIND übergelaufen

Kein Nachrichtendienst setzt während des Kalten Krieges so sehr auf menschliche Quellen wie der KGB: Die Sowjetunion schleust Hunderte Agenten in gegnerische Botschaften, Spionageabteilungen, wissenschaftliche Einrichtungen ein. Doch immer wieder erliegen Spione den Verlockungen des Westens – und wechseln die Seite



Die Augen durch dunkle Brillen geschützt, verfolgen diese Männer eine Atomexplosion über dem Eniwetok-Atoll im Pazifischen Ozean, wo die Amerikaner 1951 viermal Kernwaffen testen

Die APOKALYPSE im Blick

Um 1950 beginnen USA und Sowjetunion, ihre Arsenale massiv mit Nuklearwaffen von immer größerer Sprengkraft und Reichweite aufzurüsten. Der atomare Wettstreit zwischen den Supermächten führt die Welt mehrmals an den Rand eines dritten Weltkrieges – und beherrscht die Arbeit der Geheimdienste wie kein anderes Thema

JAGD auf Moskaus ATOMSPIONE

1951 kommen in den USA mehrere Bürger der Vereinigten Staaten vor Gericht, die jahrelang Details über die geheime US-Atomforschungsstätte Los Alamos in New Mexiko nach Moskau geliefert haben sollen. Unter den Verdächtigten: die Eheleute Julius und Ethel Rosenberg, die 1953 hingerichtet werden

Ethel und Julius Rosenberg sind überzeugte Kommunisten, die ein Richter in einem fragwürdigen Prozess zum Tod auf dem elektrischen Stuhl verurteilt. Belastet worden ist das Paar durch Ethels mitangeklagten Bruder, der für Moskau in Los Alamos spioniert hat

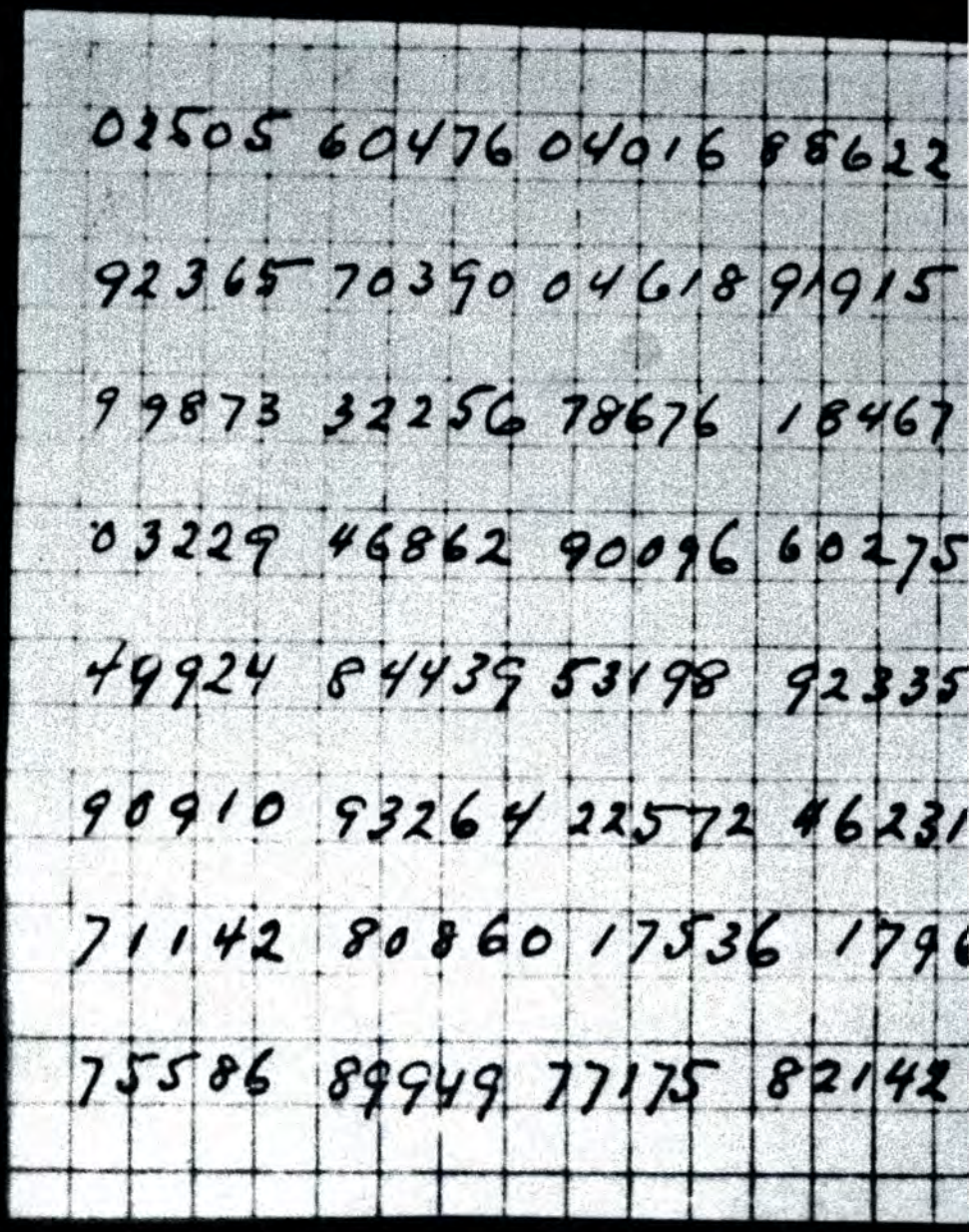
Die AUGEN im ALL

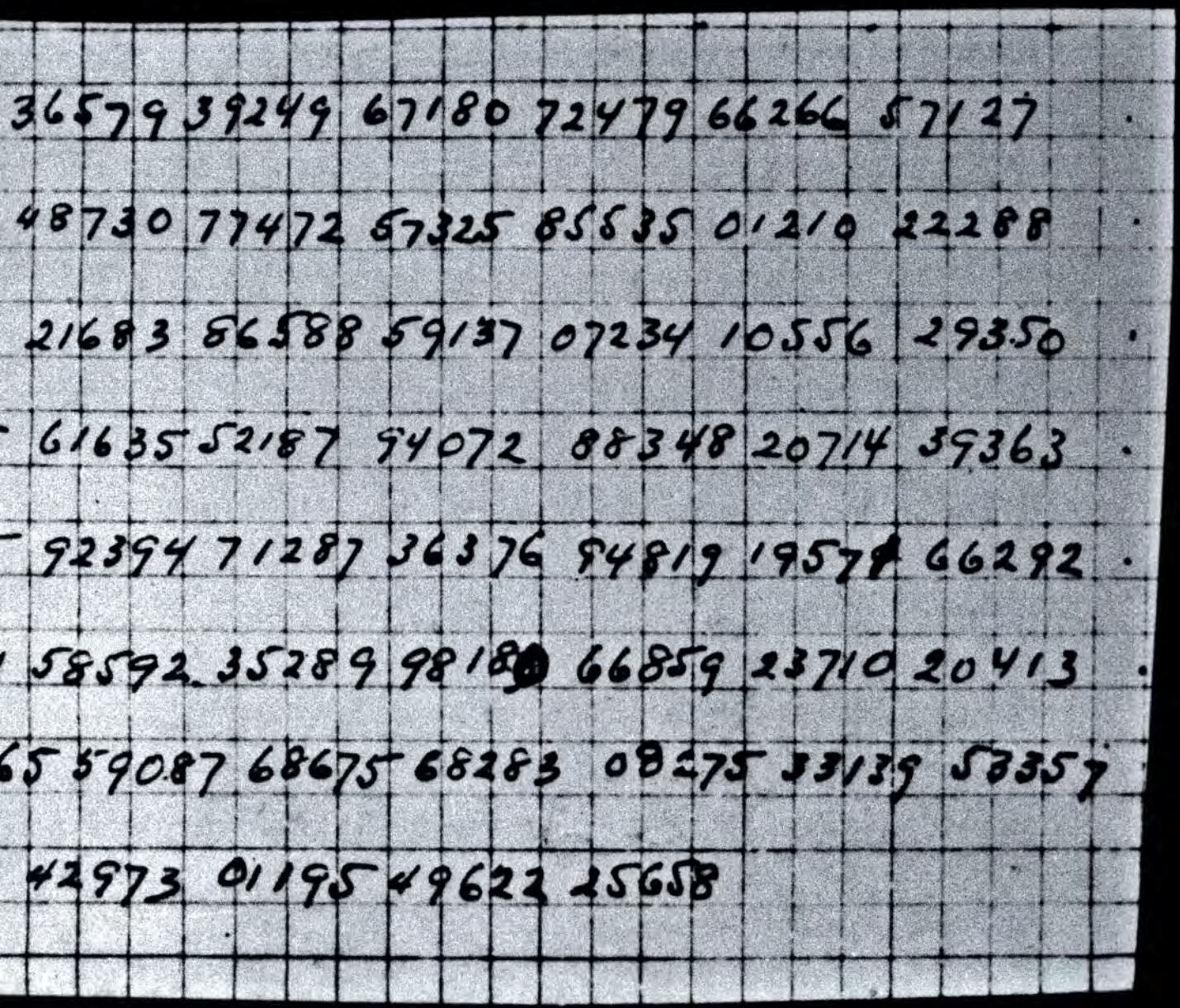
1957 schickt die UdSSR den ersten Satelliten überhaupt in den Orbit. Zwar sendet das Gerät nur Radiosignale, doch der Schritt ins All schürt in den USA Panik – und befeuert die Entwicklung eines eigenen Satellitenprogramms: Ab 1960 verfügt die Supermacht über geheime Kameras im Weltraum, die Bilder sowjetischer Rüstungsanlagen und Militärflugplätze liefern

Zwei einfache Funksender birgt die kugelförmige Hülle des Satelliten »Sputnik 1« (hier ein Modell), den eine Sowjetrakete am 4. Oktober 1957 ins All bringt. Doch schon bald bleibt Moskaus Satellitentechnik hinter der amerikanischen zurück

BOTSCHAFT hinter den ZEICHEN

Während des Kalten Krieges rasen mehr Geheimnachrichten um den Globus als jemals zuvor. Um der Flut der immer komplexer verschlüsselten Informationen Herr zu werden, schafft die US-Regierung 1952 einen neuen kryptologischen Dienst: die dem Pentagon unterstellte »National Security Agency«, kurz NSA





Nachricht des KGB-Offiziers Rudolf Abel (eigentlich William Fisher), der in den 1950er Jahren unter verschiedenen Identitäten ein sowjetisches Spionagenetz in den USA aufbaut. Seine chiffrierten Texte gelangen über diplomatische Kanäle nach Moskau

»Moby Dick« heißen die Ballons, mit denen das US-Militär die neue Spionagetechnik zunächst über eigenem Territorium testet: Start in New Mexico, um 1953

Mit dem WIND gen OSTEN

Weil sie mit herkömmlichen Aufklärungsflugzeugen nur Küstenregionen der UdSSR ungefährdet ausspähen können, entwickeln die Amerikaner ab 1951 mit Kameras ausgestattete Spionageballons, die Winde auf bis zu 25 Kilometer Höhe über die Weiten Asiens bis zum Pazifik tragen. Doch die Technik ist äußerst pannenanfällig – und wird bald durch ein höhentaugliches Spionageflugzeug ersetzt: die U-2

Der SCHATTEN-MANN

Kein Agent des Kalten Krieges dringt tiefer in einen gegnerischen Machtapparat ein als Günter Guillaume, der jahrelang für die DDR in der Bundesrepublik spioniert und 1972 Referent Willy Brandts wird. Der erste SPD-Kanzler bezahlt für sein Vertrauen mit dem Amt: Als Guillaume im April 1974 enttarnt wird, tritt Brandt zurück

Willy Brandt mit Günter Guillaume (links) bei einer Veranstaltung an der innerdeutschen Grenze, 1974. Wenige Wochen darauf wird der Spion, der zeitweise Zugang zur gesamten Korrespondenz des Kanzlers hatte, enttarnt und später zu 13 Jahren Haft verurteilt

Mission ins Reich

des Großkhans

Von REYMER KLÜVER

Um 1245 zittert das Abendland vor den Mongolen, die wenige Jahre zuvor in Europa eingefallen sind. Um herauszufinden, was die Reiterhorden als Nächstes planen, entsendet der Papst den gut 60-jährigen Mönch Giovanni da Pian del Carpine an den Hof ihres Kaisers. Dort muss der Besucher stets fürchten, als Spion enttarnt zu werden

Europäische Reisende am Hof des Mongolen-Herrschers. Möglicherweise zeigt diese Buchmalerei Giovanni mit einem Begleiter; häufiger wird jedoch Marco Polo als Motiv genannt

Der alte Mönch hat alles gewagt. Er hat sich auf eine Reise gemacht jenseits der bekannten Welt. Hat sich im fernen Reich der Mongolen unbewaffnet in die Mitte gnadenloser Krieger begeben, ausgerüstet nur mit dem Wort eines Gottes, an den kaum jemand hier glaubt, und der Vollmacht eines Papstes, dessen Autorität jenseits des Abendlandes aber nichts gilt.

Über Wochen hat er am Hof eines Herrschers gelebt, der vielen Europäern als Höllenfürst erscheint und dessen Wort in diesen Gegenden Gesetz ist. Mit einer Handbewegung könnte er das Leben des Franziskanerbruders Giovanni da Pian del Carpine beenden.

Und ausgerechnet diesen Mann, den Großkhan der Mongolen, hat Giovanni ausspioniert und seine wichtigsten militärischen Geheimnisse in Erfahrung gebracht. Alles hat er riskiert für jene ebenso kostbare wie immaterielle Ware, für die Spione zu allen Zeiten gelogen, getötet, bestochen haben – und für die sie auch gestorben sind: Informationen.

Dieser Tag wird alles entscheiden. Ob sich die furchtbaren Strapazen gelohnt haben und die Todesangst. Die Fieberfahrten im hölzernen Karren durch den russischen Schnee und die Eiseskälte. Die mörderischen Ritte auf dem Rücken zäher Kurierpferde durch die karge mongolische Steppe. Die fast 10 000 beschwerlichen Kilometer, weit hinein in ferne Landstriche, die kaum ein Europäer je gesehen hat.

Hegen Giovannis Gastgeber Verdacht? Werden sie den Franziskanermönch ziehen lassen? Oder werden sie ihn töten?

Es ist Martinstag, der 11. November 1246. Im August bereits, während des offiziellen Empfangs zur Thronsetzung des Großkhans, hat Bruder Giovanni zum ersten Mal das gewaltige Staatszelt des Mongolenherrschers Güyük betreten dürfen. Schon dies war eine Ehre, denn mehr als 4000 Gesandte, so schätzt Giovanni, hielten sich während der Feierlichkeiten am Hof des Großkhans im Zentrum der Mongolei auf.

Sie kamen aus China, aus Persien, aus Russland – aus fast allen Gegenden des Riesenreiches, das sich die Mongolen seit Beginn des 13. Jahrhunderts vom Pazifik im Osten bis zum Schwarzen Meer im Westen untertan gemacht haben. Nur die wenigsten empfing Güyük persönlich in seinem Zelt.

Und nun wünscht der Herr der Mongolen, Bruder Giovanni ein weiteres Mal zu sehen.

Wie schon bei dem ersten Treffen durchsuchen ihn wohl auch jetzt mit Schwertern, Bögen und Pfeilen bewaffnete Wächter nach verborgenen Dolchen. Dann darf er das Zelt betreten, durch das der aufgehenden Sonne zugewandte Tor, den Eingang für die Normalsterblichen. Das Tor im Westen ist allein dem Kaiser vorbehalten.

Peinlich genau achtet der Mönch darauf, den Fuß nicht auf die Schwelle zu setzen. Ein Unglückszeichen wäre das in den Augen der Mongolen, ein geradezu todeswürdiges Vergehen. Das hat der Franziskanermönch inzwischen gelernt über die Sitten und Gebräuche dieses merkwürdigen, kriegerischen Nomadenvolkes. Und nicht nur das.

Der Mönch soll alles herausfinden über das mongolische Heer

Denn Papst Innozenz IV. hat Giovanni mit mehreren Aufträgen ausgestattet. Offiziell ist er der erste Gesandte Roms am mongolischen Hof. Zudem soll er die Völker dieser Landstriche zum Christentum bekehren. Darüber hinaus aber hat der Heilige Vater Giovanni einen streng geheimen Auftrag mit auf den Weg gegeben, der den Reisenden das Leben kosten könnte: Er soll alles herausfinden über Taktik, Bewaffnung, Stärke und Pläne des mongolischen Heeres.

Der Mönch betritt ein Zelt, groß wie eine Kirche. Es ist inmitten einer von hohen Bergen umgebenen Ebene aufgeschlagen. Giovanni, schon gut 60 Jahre alt, sinkt ächzend auf die Knie und erweist so dem Mann auf dem erhöhten hölzernen Podest seine Reverenz: dem Oberhaupt der Mongolen, Güyük Khan.

Direkt das Wort an den Machthaber richten darf Giovanni indes nicht. Anliegen werden dem Stellvertreter des Herrschers vorgetragen, der alles an seinen Herrn weitergibt.

Der Großkhan selbst spricht niemals direkt mit Fremden. Aus dem Munde des Stellvertreters also wird Giovanni erfahren, ob er den Auftrag seines obersten Kirchenherrn überleben wird.

Seit Menschen Kriege führen, gibt es wohl auch Spionage, denn schon immer war es strategisch von Vorteil, mehr zu wissen, als der Feind ahnt. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich die Methoden der Informationsbeschaffung zweifellos verfeinert, doch am Auftrag der Spione hat sich über die Zeit wenig geändert.

Es geht zumeist darum, Informationen über einen Gegner zu beschaffen (manchmal auch über Verbündete) und dessen Geheimnisse herauszufinden. Spione müssen Angriffe feindlicher Agenten abwehren, fremde Späher enttarnen,

Mongolische Reiter verfolgen fliehende Feinde. Im 13. Jahrhundert erobern die Heere des Großkhans ein Imperium, das vom Pazifik bis zum Schwarzen Meer reicht (Aquarell, 14. Jahrhundert)

selbst aber versuchen, die Reihen des Feindes zu infiltrieren.

Bereits um 1385 v. Chr. berichtet eine Inschrift nahe dem ägyptischen Assuan von einem Spion, der Pharao Amenophis III. über einen geplanten Aufstand der Nubier im Süden des Reichs informiert. In späteren Epochen setzen chinesische Monarchen ebenso Agenten ein wie die Großkönige der Perser, Alexander der Große sowie Roms Cäsaren, die das Treiben unter den Nachbarvölkern auskundschaften lassen.

Doch die Natur der Spionage ist die Diskretion – ein erfolgreicher Kundschafter hinterlässt keine Spuren. Und so ist kaum mehr über die Späher früher Zeiten bekannt, als dass es sie gegeben hat. Erst die zunehmende Bürokratisierung an Fürstenhöfen und der päpstlichen Kurie führt dazu, dass konkretere Zeugnisse von Spionagemissionen überliefert werden. Etwa über die Reisen von Bettelmönchen, die um 1230 durch das Heilige Römische Reich ziehen und dabei unauffällig Nachrichten über Stauferkaiser Friedrich II. zusammentragen, den verhassten Gegner von Papst Gregor IX.

Dessen Nachfolger Innozenz IV. schickt den Franziskaner Giovanni da Pian del Carpine auf eine noch viel gefährlichere und weitere Reise. Denn im Osten ist Europa ein Gegner erwachsen, dessen Kämpfer vielen Gläubigen direkt der Hölle entsprungen zu sein scheinen.

Die Christen zittern vor Reitern aus der Steppe, die sie „Tartaren" nennen, nach Tartaros, dem Ort der ewigen Qualen in der griechischen Unterwelt. Der Gründer des mongolischen Großreichs, Dschingis Khan, hat seine Männer angewiesen: „Schrecken und Furcht bereiten den Weg des Eroberers. Darum befehle ich: Verbreitet Schrecken!"

Seit 1218 dringen die Mongolen immer weiter nach Westen vor, brandschatzen, plündern und töten. Sie zerstören Moskau und Kiew fast vollständig und werden dafür in späteren russischen Schriften als „Christenblutvergießer" geschmäht.

Wo immer sie auftauchen, treiben sie die Einwohner eroberter Städte auf die Felder vor den Mauern und metzeln alle ohne Unterschied nieder, auch Kinder und Greise, Schwangere und Kranke.

Ein paar Augenzeugen der Gräuel lassen sie bewusst entkommen: So verbreitet sich die Kunde der Mordtaten.

Scheinbar unaufhaltsam stürmt das gewaltige Heer 1241 durch Ungarn, einzelne Verbände verwüsten Polen und gelangen bis an die Adria. Dann aber ziehen sie sich plötzlich wieder in die Weiten der Steppe zurück. Weshalb?

Sind sie die schrecklichen Völker Gog und Magog, die gemäß der Offenbarung des Johannes Unheil bringen vor dem Jüngsten Gericht?

Ist ihre Aufgabe nun erfüllt, steht das Ende der Welt bevor? Oder sind sie heimgekehrt in die Steppe, weil ihnen

Haben die Mongolen eine Stadt eingenommen, treiben sie deren Bewohner zusammen und metzeln Männer, Frauen und Kinder unterschiedslos nieder. So auch nach der Eroberung Bagdads (Aquarell, 14. Jahrhundert)

der sagenumwobene christliche Priesterkönig Johannes in den Rücken gefallen ist und seinen bedrängten Glaubensbrüdern nun zu Hilfe eilt? Seit gut 100 Jahren schon reizt die Legende dieses Herrschers die Fantasie der Europäer. Irgendwo im Osten soll das Reich des Johannes liegen, in dem Zyklopen und gehörnte Menschen leben und die Kiesel am Fluss Edelsteine sind.

Oder bereiten sich die Reiterhorden nur auf einen neuen, womöglich noch schrecklicheren Feldzug vor?

Jemand muss zu ihnen reisen und Antworten finden – im Interesse des gesamten Abendlandes.

Die Wahl des Papstes fällt auf einen alten Franziskaner, der den Ordensgründer Franz von Assisi noch persönlich gekannt hat. Giovanni da Pian del Carpine ist ein jovialer Mensch, geistesgegenwärtig und wortmächtig, dazu hochgebildet und diplomatisch versiert. Die Strapazen der Reise werden ihm mehr zusetzen als einem jüngeren Mann. Doch wenn es darum geht, sich geschickt unter Feinden zu bewegen, kann der Papst keinen Besseren gen Osten schicken.

Als Diplomat des Pontifex soll Giovanni dem unbekannten Mongolenherrscher eine förmliche Demarche überbringen – einen päpstlichen Protestbrief.

Er wundere sich schon sehr, schreibt Innozenz IV. darin, „dass Ihr viele christliche und auch andere Länder überfallen habt, sie in schrecklicher Zerstörung verheert und nicht ablasst, in noch andauernder Raserei Eure verwüstenden Hände nach weiteren Ländern auszustrecken". Nun fordert der Papst, die weiteren Pläne der Mongolen zu erfahren.

Allein dieses Schreiben zu übergeben, könnte Giovannis Todesurteil bedeuten. Auch soll der Mönch versuchen, die Völker zu bekehren, denen er auf seinem Weg nach Osten begegnet – zum einen, weil sich der Papst als irdischer Stellvertreter Christi sieht und damit als geistliches Oberhaupt aller Menschen; zum anderen, weil getaufte Mongolen ihre Mitchristen vielleicht nicht so gnadenlos abschlachten würden.

Schließlich gibt Innozenz seinem Diplomaten noch den dritten Auftrag, den wichtigsten, geheimsten – und gefährlichsten: Alles soll Giovanni über das Mongolenheer auskundschaften.

Weshalb ist es den Europäern so überlegen? Rüstet es zu einem neuen Krieg? Und findet der Mönch dort im Osten möglicherweise Hinweise auf den Priesterkönig Johannes?

Am Ostersonntag, dem 16. April 1245, bricht der Mönch von Lyon aus auf, wo der Papst gerade ein Konzil vorbereitet. Als Gesandter des Heiligen Vaters genießt Giovanni höchsten Schutz, die Mächtigen Europas werden ihn auf seinem Weg unterstützen – allerdings nur bis zur östlichen Grenze ihres Einflussgebiets in der Nähe von Kiew.

Vor den Toren der Stadt sieht Giovanni die Folgen des Mongolensturms: Der Landstrich ist weitgehend entvölkert, die meisten Menschen sind erschlagen oder in die Sklaverei verschleppt. Banden heidnischer Litauer aus dem Norden machen die Gegend unsicher.

Der Mönch erkrankt schwer, schafft es aber bis in die zerstörte Metropole. Sein Begleiter, ein polnischer Ordensbruder, beherrscht Russisch. Für den weiteren Weg engagiert Giovanni einen Dolmetscher, der Mongolisch spricht.

In Kiew treffen sie auf den Anführer einer mongolischen Einheit. Der gibt den Reisenden Geleitschutz auf der ersten Etappe in die Steppe – vermutlich, weil er davon ausgeht, Giovanni sei zum Großkhan unterwegs, um sich ihm im Namen seines Herrn zu unterwerfen.

Der päpstliche Spion verlässt nun endgültig den Einflussbereich des Papstes. Er reist durch eine Gegend, über die die Kirche keine gesicherten Informationen besitzt. Im Osten, hört und glaubt Giovanni, sollen weibliche Ungeheuer wohnen sowie Männer in Hundsgestalt, und jenseits hoher Berge haust angeblich ein Volk tief unter der Erde. Im Süden vermutet er menschliche Monstren, denen nur ein Fuß wächst und ein Arm, die aber so schnell unterwegs sind, dass sie jedem Pferd davonlaufen.

Am Morgen des 24. Februar 1246, vermutlich im Osten der heutigen Ukraine, kommt ihm eine Gruppe schwer bewaffneter mongolischer Führer entgegen. Eine Patrouille hat ihnen die Anwesenheit der Fremden gemeldet.

Furchtlos tritt Giovanni den Steppenreitern gegenüber: Er sei ein Gesandter des Papstes, und sein Herr wünsche, dass Tartaren und Christen in Frieden lebten. Doch die Tartaren müssten sich zum Christentum bekennen und Buße tun für ihre Schandtaten.

Wahrscheinlich deuten die Soldaten das Friedensangebot als Unterwerfung. Wohl deshalb töten sie die anmaßenden Eindringlinge nicht sofort, sondern schicken sie stattdessen weiter zu ihrem Herrn, der sie wiederum mit einer berittenen Eskorte nach Osten zu seinem Oberbefehlshaber bringen lässt.

Giovanni darf jetzt sogar das Kuriersystem der Mongolen benutzen, mit Stationen, die ständig Pferde und Verpflegung für die Boten des Großkhans bereithalten. Drei-, viermal am Tag wechselt sein Trupp die Pferde.

Trotzdem braucht der Mönch noch einen guten Monat, bis er jenseits der Wolga auf den ersten mongolischen Fürsten trifft: Kurz vor Ostern 1246, fast auf den Tag ein Jahr nach seiner Abreise aus Lyon, erreicht er den Hof Batu Khans, des mächtigsten Mannes im Westreich der Mongolen, eines Herrschers von nahezu unumschränkter Gewalt.

Nur einem muss sich Batu unterordnen: seinem Cousin und Rivalen Güyük. Der hat sich im familiären Machtkampf durchgesetzt und soll in wenigen Monaten zum Großkhan erhoben werden, zum Kaiser aller Mongolen.

Batu schickt den Mönch wenige Tage später weiter zu Güyük. Wieder verbringt der betagte Bote des Papstes Wochen im Sattel; seit Langem hat er kaum etwas anderes gegessen als Hirsebrei, dazu geschmolzenes Schneewasser getrunken. Er reitet am Balchaschsee im heutigen Kasachstan vorbei, sieht im Süden die schneebedeckten Ausläufer des Himalaya, hinter denen er Bagdad und

Jerusalem vermutet. Den Weg säumen menschliche Knochen und Schädel „wie Abfall auf der Erde", notiert der Mönch bitter. Unzählige verlassene Dörfer passiert er, zerstörte Städte und Burgen. Eine bedrückende Reise: Nahezu ausgerottet scheinen die von den Mongolen beherrschten Völker zu sein, viele Überlebende vegetieren als Sklaven.

Am 22. Juli 1246 erreicht Giovanni endlich sein Ziel: das Lager Güyüks nahe der im Tal des Orchon gelegenen mongolischen Hauptstadt Karakorum. Nach dem Glauben vieler Steppenvölker ist diese Landschaft heilig. Gerade feiern die Menschen mit einem mehrwöchigen Fest die Wahl Güyüks zum Großkhan.

Giovanni ist nach den Monaten der Entbehrungen vom Prunk tief beeindruckt: von den riesigen Zelten, in denen wohl mehr als 2000 Menschen Platz finden, vom Thron des Großkhans, aus Elfenbein geschnitzt und mit Gold, Edelsteinen und Perlen verziert.

Jeden Tag wechseln die Vornehmen unter den Mongolen die Farbe ihrer Kleidung: erst weiß, dann rot, dann blau. Manche Pferde tragen vergoldetes Zaumzeug, ihre Reiter vergoldete Brustpanzer, so schwer, dass Giovanni das Gewicht des verwendeten Edelmetalls auf fünf Kilogramm schätzt. Höflinge schützen den Großkhan stets mit einem kleinen Baldachin vor der Sonne, auch beim Reiten.

Weicht ein Mongole zurück, töten ihn die eigenen Leute

Staunend begegnet der Mann des Papstes anderen Gesandten. Sie kommen aus Ländern, die im Abendland teilweise nur der Sage nach bekannt sind; unter ihnen sind leibhaftige Sultane, ein Kurier des Kalifen von Bagdad, Söhne des georgischen Königs, Fürsten aus China und der Mandschurei.

Die Diplomaten überreichen dem Großkhan kostbare Geschenke, darunter mit Edelsteinen besetzte Baldachine, golddurchwirkte Gürtel, edle Felle. Ein Statthalter der Mongolen hat eine ganze Kamelkarawane dabei. „Mehr als 50 Wagen, gefüllt mit Gold, Silber und seidenen Gewändern", beobachtet Giovanni. Er selbst hat vom Papst kein Gastgeschenk mitbekommen – nur den Brief.

Aufmerksam nimmt er seine Umgebung wahr, prägt sich alles ein, getreu seinem Auftrag: die äußere Pracht des Lagers, die ungewöhnlich kosmopolitische Atmosphäre am Hof des Großkhans, dem Machtzentrum der Mongolen.

Muslime, Christen, Buddhisten und Schamanen leben hier nebeneinander. So tyrannisch die Mongolen auch regieren, bei der Religion lassen sie ihren Untertanen jede Freiheit. Nestorianische Christen, die einst in Byzanz als Sektierer verfolgt wurden und vermutlich über die Seidenstraße in die Mongolei gelangt sind, dürfen sogar vor

Innerhalb weniger Jahrzehnte unterjochen die Reiter aus der Steppe zahlreiche Völker Zentralasiens und beuten die Gefangenen als Hilfssoldaten oder Sklaven aus. Manchen Stamm rotten sie fast vollständig aus

dem Zelt des Großkhans eine Kapelle errichten. Sie versichern Giovanni, dass Güyük sich bald taufen lassen wolle.

Gut einen Monat nach seiner Ankunft wird Giovanni vom Großkhan in dessen prächtigem Zelt empfangen; eine Übersetzung des Papstbriefes ist dem Herrscher zuvor von Batu übermittelt worden.

Der Besucher muss vor Güyük niederknien, darf bei dem offiziellen Empfang zur Thronbesteigung aber wohl kein Wort an den Großkhan richten. Stattdessen wird er gefragt, ob er dem Herrscher Geschenke darreichen wolle. Doch Präsente hat der Gesandte ja nicht dabei. Notgedrungen gibt er ihm Kleinigkeiten aus seinem eigenen Besitz.

Dann werden sie wieder entlassen und müssen warten, Woche um Woche.

Giovanni nutzt die Zeit zum Kundschaften. Wie nebenbei lässt sich der alte Mann in der abgetragenen braunen Kutte die Struktur der mongolischen Reiterheere erläutern. Christen aus Ungarn und Russland, aber auch Angehörige anderer Völker, von denen manche schon seit Jahrzehnten bei den Mongolen leben, drängen sich, mit ihm zu reden. „Sie erzählten uns gern und oft ungefragt", schreibt der Italiener.

Und noch etwas geben ihm seine europäischen Informanten auf den Weg, wohl aus Erfahrung aus Verhandlungen mit den Mongolen: „Zu Beginn sind sie gewiss schmeichlerisch, doch hinterher stechen sie zu wie ein Skorpion." Den Männern des Khans sei nicht zu trauen: „Hinterlistig sind sie und betrügerisch", vermerkt der Spion des Papstes.

Auch erfährt Giovanni, dass das mongolische Heer streng hierarchisch organisiert ist – die Reiterhorden sind alles andere als ein wilder Haufen.

Die kleinsten Einheiten bilden Zehn-Mann-Trupps, die zu Hundert-, Tausend- und Zehntausendschaften zusammengefasst sind. An der Spitze der Armee stehen zwei oder drei verdiente Feldherren. Wie auch der Großkhan begeben sie sich nie selbst ins Schlachtengetümmel, anders als die Fürsten und Ritterkönige des Abendlandes, sondern bewahren von einem erhöhten Punkt stets den Überblick übers Geschehen.

Dschingis Khan (um 1155–1227) ist der Begründer des mongolischen Weltreiches. Hier lässt der Herrscher (oben rechts) einen in Ungnade gefallenen Untertanen köpfen (persische Buchmalerei, 14. Jahrhundert)

Wer zurückweicht, wird von den eigenen Leuten niedergemacht, zudem sterben dann alle Mitglieder seiner Einheit. Gerät ein Kämpfer in Gefangenschaft, müssen ihn die anderen Angehörigen seines Trupps befreien, sonst werden auch sie getötet.

Giovanni memoriert abends in seinem Zelt kleinste Details. Wie die Panzerung von Mann und Pferd beschaffen ist. Dass Eisenplatten von einem Finger Breite zu Rüstungen verbunden werden. Dass die Helme der Mongolen aus Eisen oder Stahl sind, Hals und Kehle aber nur durch Lederstücke geschützt werden.

Und er lässt sich ihre Kampftaktiken erläutern. Meist versuchen die Reiterkrieger, feindliche Heere durch weit ausholende Truppenbewegungen zu umzingeln. In einer offenen Feldschlacht lassen sie einen feindlichen Angriff häu-

fig durch einen vorgetäuschten Rückzug ins Leere laufen und fallen dem Gegner dann in den Rücken. Bis auf wenige Gefangene, die ihnen als Hilfssoldaten oder Sklaven dienen sollen, machen sie alle Gegner nach einer Schlacht nieder – „mit der Doppelaxt", hält Giovanni fest.

So detailliert wie er hat bis dahin kein Europäer die militärische Stärke der wilden Reiter analysiert. Es sind keine übermenschlichen Höllenkreaturen, ihr Geheimnis lässt sich entschlüsseln, ihre scheinbar unbezähmbare Kraft hat am Ende leicht zu erklärende Gründe: eine überlegene Organisation, eiserne Disziplin, fintenreiche Taktik, brutalen Terror.

Der Bettelmönch leistet bei der Feindaufklärung ganze Arbeit.

Verräter exekutieren die Mongolen gewöhnlich auf der Stelle, mit fremden Spionen gehen sie vermutlich nicht anders um. Und es kann ihnen nicht entgangen sein, dass der neugierige alte Mann im Hoflager keine Gelegenheit auslässt, sich Informationen über ihre Waffen und militärischen Fertigkeiten zu verschaffen. Dennoch schauen sie gelassen zu, wenn Ungarn und Russen aus ihrem Gefolge mit dem Fremden reden. Geben ihm sogar selbst bereitwillig Auskunft.

Treiben Güyüks Leute mit dem päpstlichen Boten ein doppeltes Spiel? Wollen sie mit seiner Hilfe Furcht in den Herzen der Europäer säen?

Gezielt spielen sie Giovanni Informationen über einen bevorstehenden neuen Feldzug gegen das christliche Europa zu. Dass Güyük den Mönch im frühen Herbst nicht empfangen kann, weil er zu sehr mit Kriegsvorbereitungen beschäftigt ist, soll der Besucher angeblich nicht erfahren. Sie stellen aber sicher, dass er es dennoch tut.

Sogar Güyüks Pläne sickern zu Giovanni durch: „Ein Heer soll durch Ungarn eindringen, ein zweites durch Polen", hält der Italiener fest, genauso wie beim Mongolensturm zu Anfang des Jahrzehnts.

Nur wenn es darum geht, zu erfahren, wann sie denn aufbrechen wollen, bleiben die Mongolen beunruhigend vage. „Die Zeit für ihren Abmarsch ist bestimmt. Ich weiß nur nicht, ob sie sofort nach dem dritten Winter kommen wollen oder noch eine Weile abwarten werden", notiert der Mönch voller Sorge.

Drohungen und Demonstrationen militärischer Stärke gehören zu den diplomatischen Mitteln der Mongolen. Aber das weiß Giovanni nicht.

Vielleicht ahnt er es, aber sicher kann er sich nicht sein.

Möglicherweise hoffen die Kämpfer aus der Steppe, dass sich die Europäer ihnen nach Giovannis Bericht kampflos unterwerfen. Vielleicht aber sind sie mit ihren Informationen auch nur so freigebig, weil sie nicht vorhaben, den Mönch jemals wieder gehen zu lassen. Giovanni ist seinen Gastgebern ausgeliefert.

Am 11. November 1246 steht der Mann des Papstes endlich wieder vor dem Thron des Großkhans. Und dankt wohl innerlich seinem Gott.

Güyük hat eine Antwort an Innozenz aufsetzen lassen, die Giovanni nun übergeben und anschließend übersetzt wird. Das Original überträgt ein des Mongolischen mächtiger russischer Adeliger erst in seine Muttersprache, dann transkribieren Giovanni und seine russischkundigen Helfer die kaiserlichen Worte ins Lateinische – die sich die misstrauischen Mongolen dann noch einmal zurückübersetzen lassen.

Der Großkhan fordert vom Papst »Ehrerbietung«

Darüber hinaus fertigen die Gastgeber noch eine persische Fassung, denn Giovanni hat den Mongolen von Persisch sprechenden Sarazenen in seinem Land berichtet.

Der Brief beginnt mit den Worten: „In der Kraft des Ewigen Himmels. Des mächtigen und großen Reiches und der Welt Herrscher. Unser Befehl!"

Dann lässt der Großkhan den Papst wissen: „Jetzt musst du mit aufrichtigem Herzen sagen: ‚Wir wollen Untertanen werden!' Du persönlich an der Spitze der Könige, ihr alle zusammen müsst zugleich kommen und uns Ehrerbietung erweisen! Wir werden dann eure Unterwerfung anerkennen. Wenn du aber Gottes Befehl nicht annimmst und gegen unseren Befehl handelst, werden wir euch als Feinde betrachten."

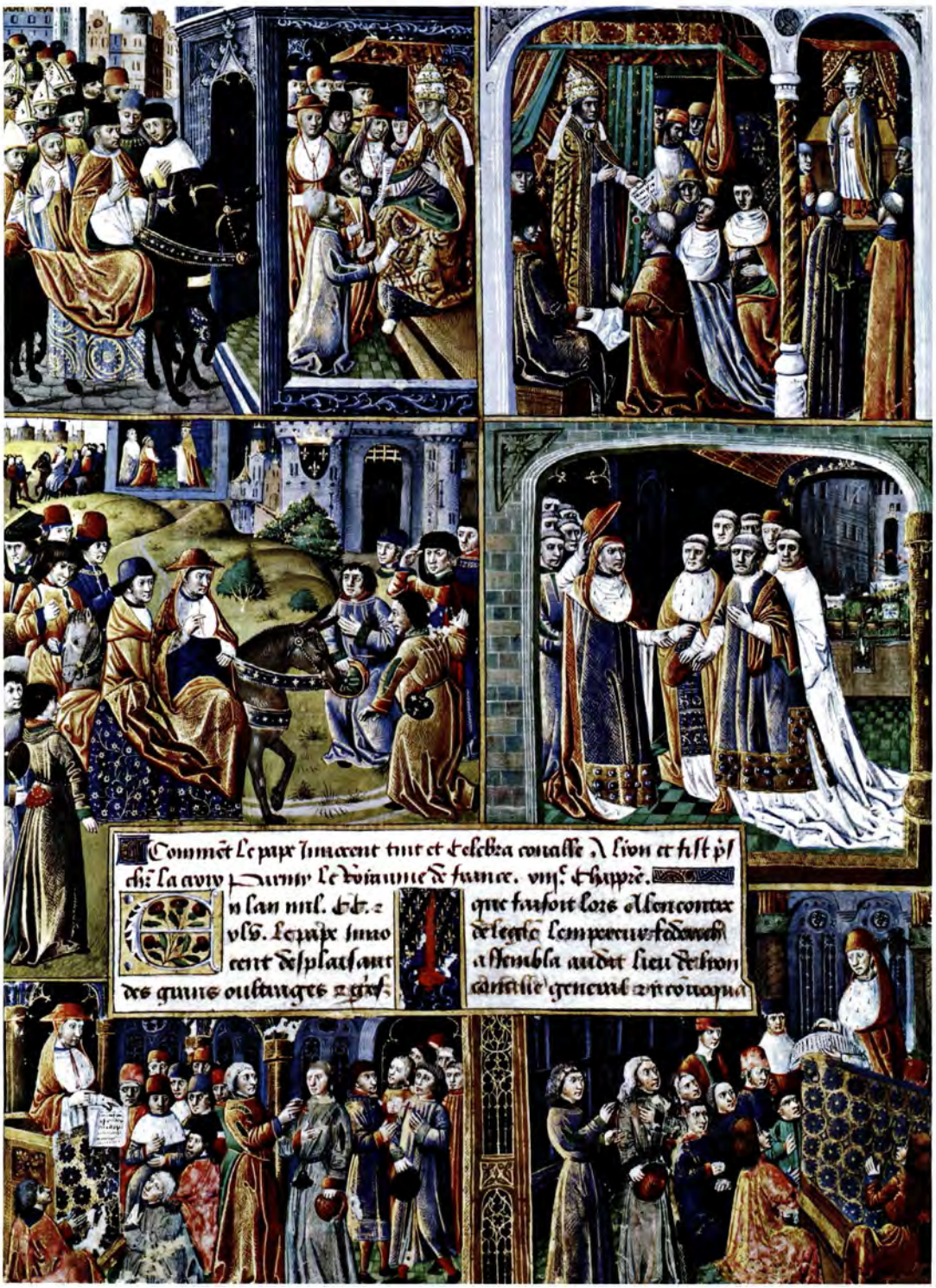
Eine unmissverständliche Drohung, unterfüttert mit jenen Informationen, die Giovanni zuvor gesammelt hat. Die Mongolen fragen nach, ob der Italiener alles richtig verstanden hat, denn es sei „nicht förderlich", so warnen sie, wenn er seinem Herrn etwas Falsches übermittle.

Drei Tage später erhält der Gesandte des Papstes den Brief in dreifacher Ausfertigung: auf Mongolisch, auf Persisch und in der von seinen Leuten gefertigten lateinischen Übersetzung, versehen mit dem Siegel des Großkhans.

Giovanni reist unverzüglich ab. 210 Tage ist er unterwegs, bis er Kiew erreicht, dann weiter nach Lyon, wo sich Innozenz IV. seit dem Konzil aufhält. Überall hören die Leute erschaudernd den Bericht, den Giovanni nach seiner Erinnerung erstellt, schreiben ihn ab, noch ehe er ganz fertig ist.

Das vollständige Werk, wie auch den Brief Güyüks, übergibt der Mönch nach seiner Rückkehr im Herbst 1247 dem Papst. Der denkt selbstverständlich nicht daran, dem Befehl des Großkhans Folge zu leisten und sich zu unterwerfen.

Ein zweiter Mongolensturm bleibt Europa indessen erspart: Zwar bricht Güyük tatsächlich mit einem Heer in Richtung Westen auf, will aber zunächst wohl seinen Cousin Batu, der seine Oberhoheit nicht mehr anerkennt, mit einer Strafexpedition zur Räson bringen.



Auf dem Konzil von Lyon präsentiert sich Innozenz IV. (oben links und rechts mit Knienden) 1245 als Schutzherr aller Christen. Er hofft, durch Giovannis Mission auch die Mongolen bekehren zu können – und sie von Angriffen gegen das Abendland abzubringen

Batu macht ebenfalls mobil und zieht Güyük entgegen. Doch noch ehe ihre Heere aufeinandertreffen, stirbt Güyük. Seine Nachfolger richten ihren Eroberungsdrang auf China und den Nahen Osten.

Nie wieder werden die Mongolen für einen Angriff aufs Abendland rüsten.

Doch ahnt das wohl niemand in Europa. Die Unruhe nach der Rückkehr des Giovanni da Pian del Carpine ist weiter groß. Gleichwohl weckt der Bericht des Franziskaners auch Hoffnungen. Der französische König Ludwig IX. – den Giovanni, wohl im Auftrag des Papstes, persönlich von seinen Erlebnissen unterrichtet – glaubt gar, die schlagkräftigen Steppenkrieger als Verbündete für einen Kreuzzug gegen die Muslime in Ägypten gewinnen zu können. Gleich zwei Missionen schickt er in den Fernen Osten, die jedoch erfolglos bleiben.

Für seine treuen Dienste wird Giovanni vom Papst belohnt und zum Erzbischof von Bar im heutigen Montenegro ernannt. Doch viel Zeit bleibt dem mutigen Franziskaner nicht mehr. Er stirbt am 1. August 1252.

In den folgenden Jahrhunderten bauen die Päpste ihr diplomatisches Netz immer weiter aus, richten Botschaften ein und schicken vermehrt Legaten an europäische Fürstenhöfe. Die höchsten dieser Gesandten gelten als *nuntii Sancti Petri*, als Boten des Heiligen Petrus. Während ihrer Mission haben sie die gleiche Macht wie der Papst, können etwa Exkommunikationen aussprechen.

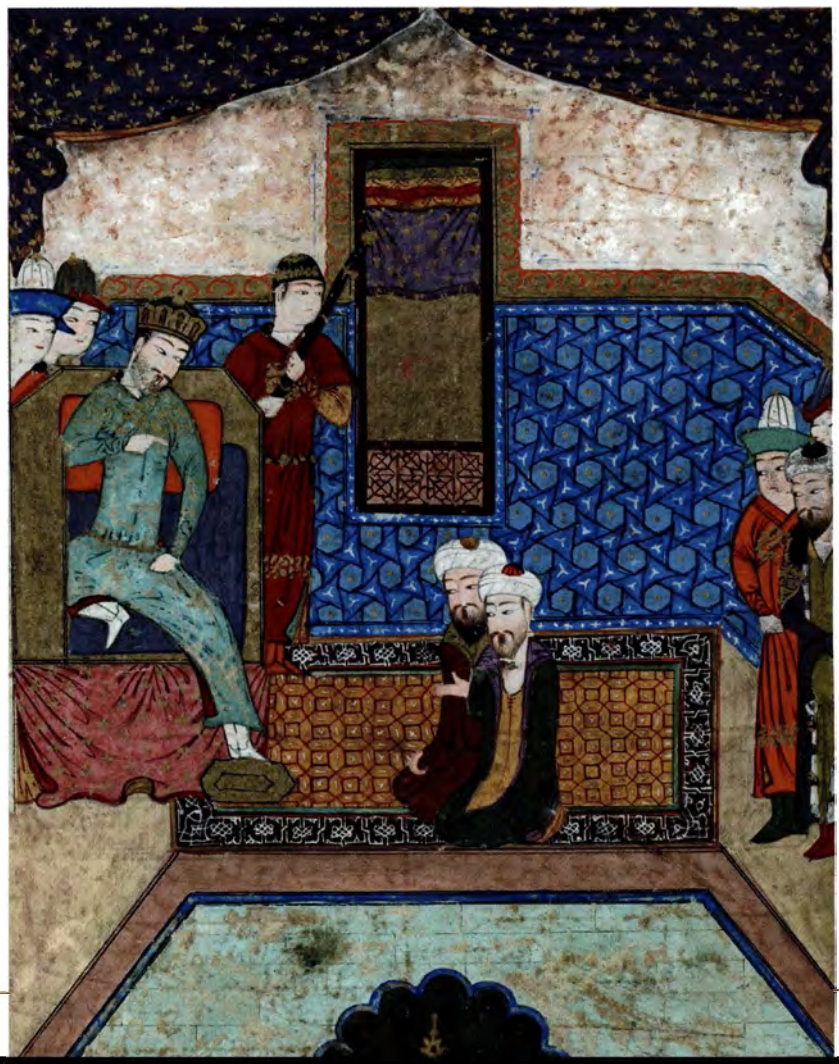
Priester und Bischöfe ihres Gastlandes schulden ihnen daher Gehorsam – und werden zu Informationslieferanten für Rom. Denn jeder europäische Fürst beschäftigt Priester an seinem Hof. Die Kleriker sind im Mittelalter oft die Einzigen, die lesen und schreiben können. Daher kümmern sie sich nicht nur um das Seelenheil ihres weltlichen Herrn, sondern auch um dessen Korrespondenz – deren geheimen Inhalt sie mit dem päpstlichen Legaten teilen.

Zum Transport der Agentenberichte steht dem Vatikan ein eigenes Kuriersystem zur Verfügung. Etwa 30 bis 40 *cursores* haben einen Diensteid vor dem päpstlichen Kämmerer geschworen und befördern die ihnen anvertrauten Briefe in Taschen aus wasserdichtem Wachstuch.

Auf ihren Reisen durch Norditalien schweben diese Kuriere ständig in Gefahr, dass Schergen der mit dem Papst verfeindeten Stadtstaaten sie anhalten und ausrauben. Deshalb lässt der Vatikan Chiffren entwickeln, um die Schreiben zu verschlüsseln.

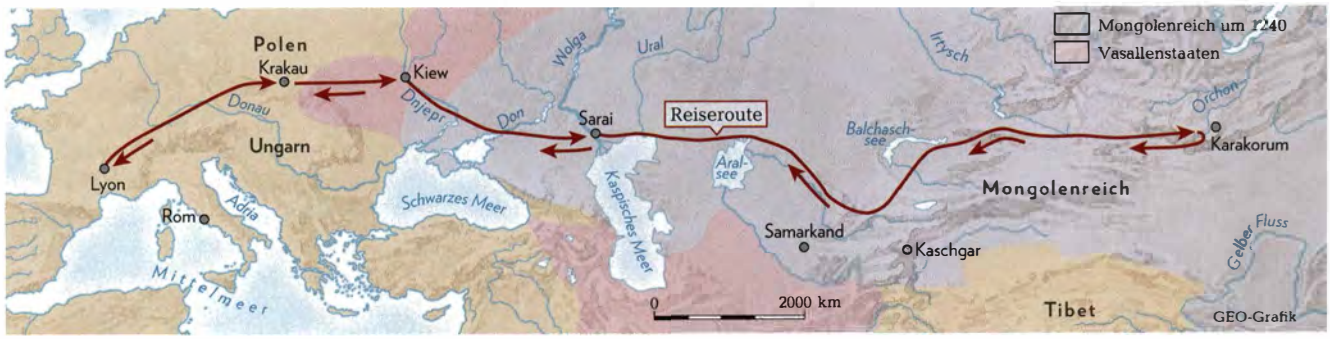
Zu Beginn sind die Verschlüsselungen noch einfach, vertauschen die Schreiber vor allem Namen.

Die älteste erhaltene Anweisung dazu entsteht um das Jahr 1326: Damals soll der Bischof von Viterbo, wenn er von dem Bürgerkrieg zwischen Kaisertreuen und Kaisergegnern in Italien berichtet, den Namen Roms durch den Jerusalems ersetzen, die beiden Parteien „Ägypter“ und „Kinder Israels“ nennen – und sich selbst schlicht „O“.



Am mongolischen Herrscherhof warten zahlreiche ausländische Gesandte auf eine Audienz bei Güyük, dem Nachfolger Dschingis Khans. Wer in sein Zelt vorgelassen wird, muss vor ihm niederknien

DIE REISE DES GIOVANNI DA PIAN DEL CARPINE



Am 16. April 1245 bricht Giovanni da Pian del Carpine von Lyon aus in Richtung Osten auf. Er passiert das von den Reiterhorden besetzte Kiew, erreicht nach einem Jahr Sarai, das westliche Zentrum des mongolischen Reiches. Von dort aus reitet der Mönch weiter zum Hof des Großkhans Güyük. Nach zweieinhalb Jahren kehrt Giovanni im Herbst 1247 nach Lyon zurück – im Gepäck eine Botschaft des Großkhans

In anderen Schreiben tauschen die Berichterstatter gleich mehrere Wörter durch Begriffe aus dem Klosteralltag aus, die Briefe lesen sich daher harmlos.

Zunehmend nutzt Rom auch Geheimalphabete, schreibt statt der Vokale in einem Wort beispielsweise den im Alphabet folgenden Konsonanten und umgekehrt, ein ähnliches System benutzte bereits Gaius Iulius Caesar.

Trotzdem sind die Methoden der katholischen Kirche lange nicht so raffiniert wie die mancher weltlicher italienischer Mächte, muss der Papst gar abgefangene Briefe nach Venedig schicken, um sie dort entschlüsseln zu lassen.

Die Lagunenstadt beschäftigt einige der besten Codebrecher des Abendlandes. Denn auch weltliche Herrscher nutzen die immer intensiveren diplomatischen Kontakte zwischen den verschiedenen Machtzentren Europas zur Informationsbeschaffung.

Das englische Parlament in London fordert 1404 gar, Ausländern den Zugang bei Hofe zu verweigern, aus Angst vor Spionage. Dabei verfügt das Königreich selbst über ein weitverzweigtes Informantennetz. Der englische Gouverneur der Hafenstadt Calais, die neben Dover als eines der „beiden Augen Englands" gilt, hat zeitweise einen eigenen Etat für das Anwerben von Spionen.

Um 1466 beauftragt der päpstliche Sekretär Leonhard Dathus den hochgebildeten Humanisten Leon Battista Alberti, einen Traktat über Verschlüsselungen zu schreiben – offenbar in der Hoffnung, die Geheimhaltung des Heiligen Stuhls zu verbessern.

Alberti schlägt unter anderem vor, die Fußnägel der Boten mit unsichtbarer Tinte zu beschreiben. Und entwickelt ein System aus zwei Kreisscheiben – eine Art frühe Chiffriermaschine –, das die Kurie über Jahrhunderte hinweg nutzen wird. Sein Werk ist die älteste erhaltene Abhandlung über Kryptographie.

In späteren Zeiten beschäftigt der Papst einen eigenen Chiffren-Sekretär. Der händigt den Gesandten die Codes aus. Dabei geht er nach dem Verstand der Legaten vor – jene mit geringem Begriffsvermögen erhalten einfache Chiffren. Und nach dem Zielort: Wie die Venezianer gelten auch die Männer in Florenz und am französischen und englischen Hofe als besonders geschickte Codebrecher. Den dorthin entsandten Klerikern gibt der Sekretär die kompliziertesten Schlüssel mit.

Es müssen Hunderte Briefe sein, die auf diese Weise zwischen dem Papst und den europäischen Machtzentren hin- und hergeschickt werden. Ihr Inhalt: Hofklatsch, vertrauliche Informationen, Anweisungen, die Politik zu beeinflussen. Doch nur wenige bleiben erhalten – und fast keiner im vatikanischen Archiv.

Dort findet sich zwar Albertis Traktat über die Kryptographie. Aber kaum ein verschlüsseltes Schreiben: Die chiffrierten Briefe waren derart geheim, dass der Papst sie nicht in seiner offiziellen Kanzlei ausfertigen ließ. Daher sind sie auch nicht kopiert und abgelegt worden.

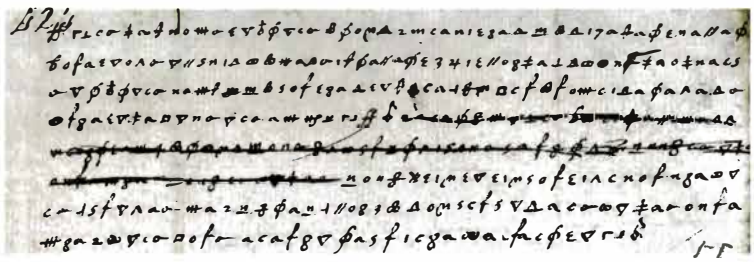
Ein anderes Dokument päpstlicher Doppelbödigkeit hingegen hat in den Akten des Vatikans die Jahrhunderte überdauert: die persische Übersetzung von Güyüks Ultimatum an Innozenz IV., unter Lebensgefahr überbracht von Bruder Giovanni da Pian del Carpine.

Dem Spion des Papstes. ●

Reymer Klüver, *53, ist Redakteur der „Süddeutschen Zeitung". In die mongolische Steppe ist er bisher einmal gereist – per Flugzeug.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Johannes von Plano Carpini, *„Kunde von den Mongolen: 1245–1247"*, Thorbecke: anschaulicher Reisebericht des Franziskanermönchs mit ausführlichen Anmerkungen. Wolfgang Krieger, *„Geschichte der Geheimdienste"*, C. H. Beck: spannendes und faktenreiches Überblickswerk.

IM AUFTRAG IHRER MAJESTÄT



Er gründet den ersten organisierten Geheimdienst der Geschichte: Sir Francis Walsingham, Erster Staatssekretär der Herrscherin Elisabeth I. von England. Seine Spione berichten ihm von den Königshöfen Europas, aus Städten von Algier bis Konstantinopel, doch Walsinghams gefährlichste Gegner sind die Feinde im Inneren: die englischen Katholiken. Auf sie setzt er seine Agenten an, bedient sich geheimer Botschaften (oben), entdeckt eine Verschwörung papsttreuer Adeliger – und bringt schließlich eine gesalbte Königin aufs Schafott

—— Von JOHANNES STREMPEL

Herr der Schatten: Der strenggläubige Puritaner Francis Walsingham verzichtet auf den Prunk, mit dem sich die übrigen Höflinge Elisabeths gern schmücken. Stets schwarz gekleidet, widmet er sich unermüdlich seiner Mission: die Monarchin vor den Intrigen feindlicher Mächte zu schützen. Auch deshalb ist er seinen Widersachern immer einen Schritt voraus

Wer bist Du? Wer bist Du, schreit es aus jeder Zeile dieses Briefes, den ein junger Edelmann im Augenblick der höchsten Drangsal an seinen Freund schreibt. Oder ist er vielmehr sein Feind? Ein Verräter? „Ich bin derselbe, der ich immer vorgab zu sein. Ich bete zu Gott, du bist es auch", notiert Anthony Babington, der Verfasser des Briefes, 24 Jahre alt, aufgewachsen auf den Landgütern seiner vornehmen Familie, jetzt ein Konspirateur, der sich in einer Kammer irgendwo im Gassengewirr Londons versteckt hält.

Die Gedanken springen ihm nach allen Seiten, seine Feder kratzt wirre Sätze aufs Papier. „Seltsame Dinge sind in meiner Unterkunft geschehen", heißt es unvermittelt, dann wieder sucht er Zuversicht in den Werken der Antike. „Et facere et pati fortia Romanorum est", zitiert Babington: Tapfer zu handeln und tapfer zu leiden ist Römerart.

Ein legendärer Held hat das gesagt, ein Retter Roms, der sich ganz allein ins Lager der feindlichen Etrusker schlich, um deren König zu töten. Ein Held will auch Anthony Babington sein, will sein Volk retten, indem er hilft, einen Tyrannen zu stürzen: Elisabeth I., die sich Königin von England nennt und in seinen Augen nur ein Bastard ist, eine anglikanische Ketzerin und Agentin des Satans.

Doch nun, in dieser Augustnacht des Jahres 1586, scheint alles verloren.

Seit Wochen schon wankt Babington durch eine Schattenwelt aus Verdacht und Todesangst, sieht überall Spione – oder nur Gespenster? –, zaudert, zögert, bereitet seine Flucht auf den Kontinent vor, schöpft wieder Hoffnung, erstarrt in Furcht.

In seiner Not hat er sich dem Freund offenbart und ihm Einzelheiten jenes ungeheuerlichen Komplotts geschildert, das er mit einer Gruppe katholischer Verschwörer plant: den Mord an der Königin, dem eine spanische Invasion an der Küste Englands folgen soll und ein Aufstand vatikantreuer Adeliger im Land, schließlich die Befreiung Maria Stuarts, der rechtmäßigen Königin von Gottes Gnaden.

Und jetzt ist dieser Freund, Robert Poley, verschwunden, und den ersten aus dem Kreis der Mitverschwörer haben Soldaten bereits festgenommen. Was ist geschehen? Wer hat ihn verraten?

„Lebewohl, liebster Robin", schreibt Babington am Ende des Briefs an seinen Freund, „wenn du, wie ich annehme, wahrhaftig zu mir bist. Falls nicht: Adieu, omnium bipedum nequissimus" – von allen Zweibeinern der nichtswürdigste.

Wer bist Du?

Das ist die alle verhexende Frage in diesen wahnhaften Jahrzehnten. Bist du Katholik oder Protestant? Glaubensbruder oder Ketzer? Der Königin untertan oder dem Papst? Bist du der, für den du dich ausgibst, oder ein Spitzel, ein Spion, ein doppelter, ein dreifacher Agent? Jeder kann alles sein in dieser Epoche der Angst, die sich über England gelegt hat wie ein schwarzer Fluch.

Die Konfessionen führen Krieg gegeneinander. Plötzlich gilt im protestantischen Königreich jeder als Staatsfeind, der nur den Rosenkranz betet, und wer die heilige Messe liest, macht sich zum Hochverräter. Es ist ein kalter Krieg, doch ausgefochten von brennenden Fanatikern. Missionierende Priester sickern vom katholischen Festland hinein ins Reich, wechseln wie Untergrundkämpfer Namen, Kleidung, Pferde, um den Häschern der Königin zu entgehen. Die Köpfe derer, die man gefasst und hingerichtet hat, stecken auf eisernen Piken am Südtor der London Bridge, abgekocht in Salzwasser und Kreuzkümmel, um die Möwen fernzuhalten.

Wie jeder kalte Krieg kennt auch dieser nicht hell oder dunkel. Das Zwielicht ist die Sphäre, in der die Kämpfe ausgetragen werden. Seine Mittel sind Konspiration, Arglist, Komplotte – von denen die „Babington-Verschwörung" das bedeutendste ist. Eine von Gott gesalbte Königin wird infolge der Intrige ihr Leben auf dem Schafott beenden, der Katholizismus in England endgültig mit Hochverrat gleichgesetzt werden.

Und es erscheint fast zwangsläufig, dass in jener Zeit und in jenem England auch der erste professionell arbeitende Geheimdienst der Welt entsteht: gegründet von einem sinistren, verschwiegenen Puritaner, der entschlossen ist, das Leben seiner Königin zu schützen und alle Attentäter zu vernichten.

Als sich Anthony Babington noch in der Nacht zur Flucht entscheidet, irrt er nach wie vor halb blind durch das Zwielicht. Ahnt nicht, wie sehr er von Anfang an mehr Werkzeug war als Handelnder, wie tief die Täuschung reicht.

Der Adelige flieht in die Wälder nahe der Stadt, schneidet sich die Haare ab, reibt sich den hellen Aristokratenteint mit den Hüllen unreifer Walnüsse ein, in dem hilflosen Versuch, als Landarbeiter durchzugehen. Tagelang kann er sich gemeinsam mit vier Mitverschwörern verstecken, erst im Forst und dann auf dem Landsitz eines Unterstützers. Doch dann werden sie wahrscheinlich verraten und von Soldaten der Königin ergriffen.

Wer bist Du?

Das steht in den Blicken geschrieben, mit denen sich Fremde, Kirchgänger, Nachbarn mustern. Doch noch eine andere Frage muss die Christen im England dieser Zeit umtreiben: Wer bin *ich*?

In nur 24 Jahren hat das Reich dreimal seine Staatsreligion gewechselt. Liturgische Gewänder, Abendmahlskelche und Reliquien wurden aus den Kirchen verbannt und dann wieder eingeführt,

Das Tor der Verräter: Offiziell herrscht Elisabeth über ein protestantisches Reich, dennoch feiern katholische Priester heimlich die heilige Messe. Viele derjenigen, die den Häschern der Königin in die Hände fallen, werden enthauptet und ihre Köpfe auf der London Bridge zur Schau gestellt

Priestern die Ehe erlaubt und erneut verboten, die Messe mal auf Lateinisch, mal auf Englisch gelesen, je nachdem welcher Konfession die Herrscher gerade den Vorzug gaben. In einem Zeitalter, in dem sein Glaube an Gott die Identität eines Menschen bestimmt – welche Verwirrung mag da in den Seelen der Untertanen herrschen?

König Heinrich VIII. steht am Anfang dieser Konfusion. Weil der Papst der Annullierung der Ehe mit seiner ersten Gattin nicht zustimmen will, löst sich der Monarch von Rom und gründet 1534 eine eigene Staatskirche, mit sich selbst als Oberhaupt. Unter Heinrichs unmündigem Nachfolger Eduard VI., seinem Sohn aus dritter Ehe, reformiert der regierende Kronrat dann die englische Kirche: Heiligenbilder werden vernichtet, Messgewänder verbrannt, der Zölibat abgeschafft.

Doch als Eduard mit nur 15 Jahren stirbt, besteigt Maria den Thron, Heinrichs Tochter aus erster Ehe – und mit ihr als Herrscherin wird das Königreich fast über Nacht wieder katholisch. Hunderte Protestanten fliehen ins Ausland, 300 werden als Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Nur fünf Jahre später, 1558, stirbt auch Maria, und das Land feiert die Krönung der neuen Königin Elisabeth, Heinrichs Tochter aus zweiter Ehe. Die protestantische Monarchin ändert die Konfession erneut, diesmal auf Dauer: 45 Jahre lang wird sie herrschen.

Elisabeths Protestantismus ist anfangs eine Konfession der Kompromisse. Dem Gesandten Spaniens bescheidet sie, die englische Kirche unterscheide sich von der römischen nur durch wenige Riten während der Messe. Solange ihre Untertanen am Sonntag zum Gottesdienst gehen und sich ansonsten ruhig

verhalten, werden sie nicht behelligt. Sie wolle „keine Fenster in die Seelen der Menschen machen".

Schon nach wenigen Jahren zeigt ihr ein Blick auf den Kontinent, in welche Abgründe der Konfessionsstreit große Imperien ziehen kann.

Das mächtige Spanien bekämpft brutal eine Rebellion der calvinistischen Bevölkerung in den Niederlanden, die zur spanischen Krone gehören. In Frankreich brechen immer wieder Bürgerkriege zwischen Katholiken und den protestantischen Hugenotten aus, die ihren grausigen Höhepunkt während der Bartholomäusnacht von 1572 finden, als die Katholiken in Paris 2000 Protestanten abschlachten. Englands Königin will ihr Reich aus all dem heraushalten.

Denn Elisabeths Land ist schwach. Gerade drei Millionen Menschen leben zu Beginn ihrer Regierung in dem Staat, in Spanien sind es dreimal so viele, in Frankreich zählt man gar das Fünffache. Zwar herrscht zurzeit Frieden mit den zwei großen Mächten auf dem Kontinent, aber er ist brüchig.

Denn beide Königshäuser sind katholisch. Und es ist Elisabeths größter Albtraum, dass sich die zwei Länder eines Tages verbünden könnten, um England unter sich aufzuteilen. Einem Angriff hätte das Inselreich nur wenig entgegenzusetzen. Das stehende Heer beschränkt sich auf 200 Mann der königlichen Leibgarde und ein paar Hundert Soldaten in den Garnisonen, die die Südküste vor Invasionen schützen sollen.

Dann ist da noch der Nachbar Schottland, ebenfalls tief gespalten durch die Reformation und regiert von einer Königin, die in diesen Jahren zur größten Gefahr für Elisabeths Herrschaft wird. Die katholische Monarchin Maria Stuart hat sich den Zorn ihrer zumeist protestantischen Edelleute zugezogen: Marias Ehemann ist bei einem Anschlag ermordet worden, woraufhin sie ausgerechnet den des Mordes verdächtigten Grafen heiratete.

Für das Volk ist die Sache klar: Sie hat ihren Gatten aus dem Weg räumen lassen, um frei für ihren Liebhaber zu sein. Die schottischen Adeligen lassen sie gefangen nehmen und zwingen sie zur Abdankung. Doch Maria kann 1568 nach England fliehen und stellt sich unter den Schutz Elisabeths.

Eine peinliche Situation für die englische Monarchin. Einerseits fühlt sie sich der gesalbten Königin eines Nachbarreichs loyal verbunden, die wie sie von Gottes Gnaden herrscht; kein Untertan darf sich anmaßen, sie abzusetzen.

Andererseits ist die katholische Maria eine ernsthafte Bedrohung. Wie Elisabeth entstammt sie dem Königshaus der Tudors, in der Thronfolge steht sie an zweiter Stelle (sie ist die Großnichte Heinrichs VIII.). Die romtreuen Katholiken im Reich wie im Ausland sehen in ihr sogar die rechtmäßige Herrscherin, denn Elisabeth ist das Kind aus der Ehe Heinrichs VIII. mit Anne Boleyn, die der Papst nie anerkannt hat. Ein Bastard.

Maria kommt als Flüchtling und wird zur Gefangenen. Offiziell ein Gast, stellt die Regierung sie auf wechselnden Schlössern und Gütern unter einen unausgesprochenen Hausarrest. Doch weder Elisabeth noch ihre Gegner können vergessen, dass nun mitten in England eine zweite Monarchin lebt – eine Frau, die glaubt, der einzig wahren Konfession zu folgen und zudem auch noch legitimen Anspruch auf den Thron zu haben.

Vor allem aber: Maria bescheidet sich nicht mit ihrem Los als politischer Häftling. Bereits ein Jahr nach ihrer Ankunft lässt sie den spanischen Botschafter heimlich wissen: Wenn Philipp II. von Spanien ihr helfen würde, könnte sie innerhalb von drei Monaten Königin von England sein, und überall im Reich werde wieder die Messe gelesen.

Elisabeth, die sich als „Jungfräuliche Königin" feiern lässt, verheiratet allein mit England, liebt den Prunk. Tanz, Spiel, die Jagd und galante, ritterliche Männer in purpurner Seide. Ihr Hofstaat ist ein Fest aus Farben, Samt und Pelzen, Perlen und Geschmeide.

Doch ein Mann sticht heraus aus der Pracht ihres Gefolges: dunkel wie ein Monolith, ernst wie eine Statue. Er trägt stets Schwarz, die gestärkte Halskrause umfasst ein längliches Gesicht mit wachsamen Augen. Die Königin, die ihre Vertrauten gern mit Spitznamen bedenkt, nennt ihn „mein Maure".

Francis Walsingham, mächtiger Erster Staatssekretär Ihrer Majestät, ist ein überzeugter Protestant, ein Puritaner. Die Jahre unter der katholischen Vorgängerin Elisabeths hat er im europäischen Exil verbracht, die blutige Bartholomäusnacht als englischer Botschafter in Paris erlebt – und das Morden den Katholiken nie vergessen.

Puritanisch sein Lebenswandel: Der Staatssekretär verfasst morgens im Bett die ersten Memoranden und entwirft bis spät in die Nacht Briefe. Wenn er nicht arbeitet, pflanzt er in seinem Garten Ulmen und Weißdorn.

Seine Beziehung zur Königin ist nicht ohne Spannung. Das Amt als Erster Staatssekretär, in dem er von der Korrespondenz mit dem Ausland über die Wahrung des inneren Friedens bis zur Sicherheit der Königin für vieles verantwortlich ist, verleiht ihm großen Einfluss, doch sein religiöser Ernst und seine beständigen Mahnungen gehen Elisabeth auf die Nerven. Einmal bringt Walsingham sie derart in Rage, dass sie ihn öffentlich zurechtweist und eine nebenbei stehende Kammerjungfrau ohrfeigt, um in ihrer Wut irgendjemanden zu züchtigen; bei einer anderen Gelegenheit wirft sie ihm einen Pantoffel ins Gesicht.

Der Staatssekretär ist ein Schwarzseher. „Es liegt weniger Gefahr darin, zu viel zu fürchten als zu wenig", predigt er. Unermüdlich warnt er Elisabeth vor Attentaten, vor vergifteten Speisen, gar Gift in der königlichen Bettwäsche. England sei bedroht, sagt er, Spanien ein erwiesener Feind und Frankreich nicht zu trauen, Schottland instabil, Maria Stuart gefährlich populär im Volk.

Gefahr für die Königin: Vatikan und katholische Monarchen halten Elisabeth für eine Ketzerin, die zu Unrecht auf dem Thron sitzt. Nichts fürchtet die Protestantin deshalb so sehr wie eine Invasion der Spanier – unterstützt durch papsttreue Engländer

SIE WOLLEN DEN STURZ DER KÖNIGIN – UM JEDEN PREIS

Und dann geschieht etwas, das alle düsteren Vorwarnungen noch übertrifft.

1577 spüren Soldaten des Sheriffs von Cornwall einen katholischen Priester namens Cuthbert Mayne auf, der sich seit fast zwei Jahren auf dem Gut eines Adeligen versteckt hält und, getarnt als Verwalter, in der Umgebung die Messe liest, den Gläubigen die Beichte abnimmt. In der Kammer des Mannes finden sich verbotene Schriften des Papstes.

Das alles wäre noch nicht alarmierend – Walsingham weiß, dass viele seiner Landsleute nach wie vor heimlich dem Katholizismus anhängen. Doch als er die Verhörprotokolle des Gefangenen studiert, wird ihm klar, dass er keinen harmlosen Einzeltäter vor sich hat.

Sondern eine Mission.

Cuthbert Mayne ist ein fanatischer Konvertit, der in dem Priesterseminar von Douai (in den Spanischen Niederlanden) ausgebildet wurde. Und er ist nicht allein. Hunderte von jungen, englischen Katholiken strömen in dieses und weitere englische Kollegs auf dem Festland, um sich dort zum Priester ordinieren zu lassen und dann unerkannt auf die Insel zurückzukehren. Die Lehre beschränkt sich nicht auf theologische Studien. Der Gründer des Seminars von Douai hat ein politisches Programm: die Rekatholisierung Englands. Den Sturz Elisabeths um jeden Preis.

Rechtfertigung finden die Katholiken in einer päpstlichen Bulle aus dem

Die Rivalin: Die ehemalige schottische Königin Maria Stuart lebt seit 1568 im englischen Exil. Romtreue Untertanen Elisabeths sehen in der Katholikin die rechtmäßige Herrscherin Englands

Unter Arrest: Für Elisabeth ist Maria Stuart ein gefährlicher Gast. Sie fürchtet, dass die Schottin ihr den Thron rauben könnte – und hält sie daher auf verschiedenen Gütern gefangen, etwa in Chartley Manor

Jahr 1570: Pius V. hat die protestantische Königin exkommuniziert und ihre Untertanen von allen Treuepflichten entbunden. Wer Elisabeth tötet oder stürzt, macht sich nicht schuldig. Wer sie schützt, verfällt selbst dem Bannfluch. Und falls eine fremde Macht das Königreich im Namen des Glaubens angreifen sollte, so zumindest sehen es die Seminaristen, sei es Pflicht jedes englischen Katholiken, die Invasion zu unterstützen.

Die jungen Männer sehen sich in der Tradition der frühen Christen, die in den Katakomben Roms das Wort Gottes predigten. Mit falschen Namen reisen sie nach England. Dort suchen sie Unterschlupf auf den Gütern des Landadels. Sie zelebrieren die Messe auf Dachböden und in Scheunen, verbergen bei Gefahr die liturgischen Gewänder und sich selbst in „Priesterlöchern" – Geheimkammern, die hinter Kaminen oder Wandverkleidungen, unter Garderoben und Latrinen ins Mauerwerk eingelassen werden. Zeichen, wie etwa Bettlaken auf einer Hecke, signalisieren Eingeweihten den Beginn eines Gottesdienstes.

Elisabeth hatte gehofft, der Katholizismus in ihrem Reich würde sich mit den Jahren von selbst erledigen. Aber die Enttarnung Cuthbert Maynes beweist das Gegenteil: Es sieht so aus, als würde sie nun doch „Fenster in die Seelen" ihrer Untertanen brauchen.

Eine Überprüfung, welche Bürger dem anglikanischen Gottesdienst fernbleiben, ergibt, dass jeder dritte Verweigerer auf dem Land zu den einflussreichen Familien aus dem gehobenen Bürgertum und dem niederen Adel zählt. Der Bischof von London klagt, die Zahl der „Papisten" nehme erschreckend zu.

Kreis der Verräter: 1586 sammelt sich eine Schar fanatischer Katholiken, die Maria an die Macht bringen wollen. Die Verschwörer ahnen nicht, dass Walsinghams Agenten ihre Gruppe längst bespitzeln

Die Königin reagiert mit harten Gesetzen: Wer den Gottesdienst nicht besucht, muss hohe Geldstrafen bezahlen. Wer Priester versteckt oder ihnen hilft, begeht Hochverrat. Häfen werden überwacht, Schulen von verdächtigen Lehrern gesäubert, „Priesterjäger" durchkämmen Güter, verhören das Gesinde.

Wen sie aufspüren, den erwarten Folter, Kerker oder sogar der Tod. Bis 1586 schmuggeln sich mehr als 300 Seminarpriester nach England ein – die Hälfte von ihnen kommt ins Gefängnis, 33 werden hingerichtet.

Zuvor hatte Francis Walsingham sein Augenmerk vor allem auf äußere Bedrohungen gerichtet. Doch der Feind ist längst in der Heimat angekommen. Neue Gegner verlangen nach neuen Mitteln – und so wandelt Walsingham sich unter dem Eindruck der konspirativen Priester allmählich vom nüchternen Sekretär in den Chef eines Geheimdienstes, der mit den gleichen Methoden arbeitet wie seine Gegenspieler. Statt mit Diplomaten und Gesandten an den ausländischen Höfen korrespondiert er jetzt mit fragwürdigen Spitzeln aus der Schattenwelt. Statt sich nur den offiziellen Staatsgeschäften zu widmen, spinnt er Netze, stellt Fallen, infiltriert den Feind.

Bald schon finden sich auf seinem Pult Dossiers über Verschwörungen gegen Elisabeth. Die Pläne der Anhänger Roms, die über einen Umsturz reden, sind stets ähnlich: Aus dem Exil in Frankreich kommen die Anstifter und Rädelsführer, angetrieben von religiösem Fanatismus; der Vatikan hat ja allen Mordplänen die Absolution erteilt. Und sollte das Attentat gelingen, steht im Hintergrund der König von Spanien als Finanzier bereit und plant eine Invasion.

Im Kern der Plots, im Zentrum der Hoffnung, immer die eine Frau: Maria Stuart, die gefangene Königin auf Abruf.

„Solange diese teuflische Frau lebt", hat Walsingham schon früh an einen Freund geschrieben, „wird weder die Königin der Krone sicher sein noch ihre Getreuen ihres Lebens."

Im Jahr 1585 beginnt die „Babington-Verschwörung" – allerdings nicht mit dem Mann gleichen Namens, sondern mit einem anderen Adeligen, dessen Lebenslauf dem Babingtons jedoch erstaunlich ähnelt. Auch Gilbert Gifford stammt aus einer angesehenen katholischen Familie und ist mit 25 Jahren fast gleich alt.

Gifford gehört zu jener Gruppe fanatischer junger Engländer, die im

Priesterseminar von Douai studieren. Im April 1585 wird er in Frankreich zum Diakon geweiht, einige Monate später kehrt er heimlich zurück auf die Insel und macht sich auf den Weg nach Norden. Sein Ziel: Chartley Manor in der Grafschaft Staffordshire.

Chartley Manor ist ein aus Fachwerk erbautes Herrenhaus, umgeben von einem Wassergraben. Das Gut ist aber auch ein Gefängnis – hier hält die Regierung Maria Stuart fest.

Seit fast 18 Jahren schon wird die Schottin auf verschiedenen Anwesen festgehalten. Königin Elisabeth kann sich einfach nicht entschließen, was sie mit der Rivalin anfangen soll.

Marias kastanienbraunes Haar hat sich mit der Zeit grau gefärbt, die Haltung sich gebeugt. Auch ihr Wille ist nun, Anfang 1586, fast gebrochen. Denn seit mehreren Monaten lebt die Königin in vollkommener Isolation.

Vom Beginn ihrer Gefangenschaft in England an hat Maria konspiriert und es immer irgendwie fertiggebracht, mit ihren Unterstützern auf dem Kontinent Briefe auszutauschen. Einer ihrer wichtigsten Hintermänner sitzt in Paris: Der Waliser Thomas Morgan ist Maria bedingungslos ergeben, seit er auf einem der Schlösser, auf denen sie gefangen gehalten wurde, gedient hat.

Jetzt, versorgt mit einer Pension der Schottin, kümmert er sich von Frankreich aus um ihre Finanzen und Verbindungen zu den europäischen Königshöfen. Doch Marias neuester Bewacher hat nun auf Anweisung Walsinghams allen Kontakt der früheren Königin mit der Außenwelt unterbunden.

Keine Korrespondenz mehr, Ausgang nur unter strengster Aufsicht, Leibesvisitationen des Personals.

„Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Stück Papier von der Größe meines Fingers unbemerkt zur Königin gelangen könnte", meldet der Aufpasser an Francis Walsingham.

Da taucht im Januar 1586 Gilbert Gifford auf. Der Diakon – ein bartloser Jüngling mit Bubengesicht und guten Manieren – schließt Bekanntschaft mit dem Brauer aus dem Nachbarort, der Chartley Manor mit Bier beliefert, und besticht ihn, um Kontakt zu Maria aufzunehmen. Der Trick ist simpel: In einem wasserdichten Behälter, schmal genug, um durch das Spundloch eines Fasses geschoben zu werden, schafft der Brauer einmal wöchentlich neben seinem Bier auch Briefe an Maria in das Herrenhaus.

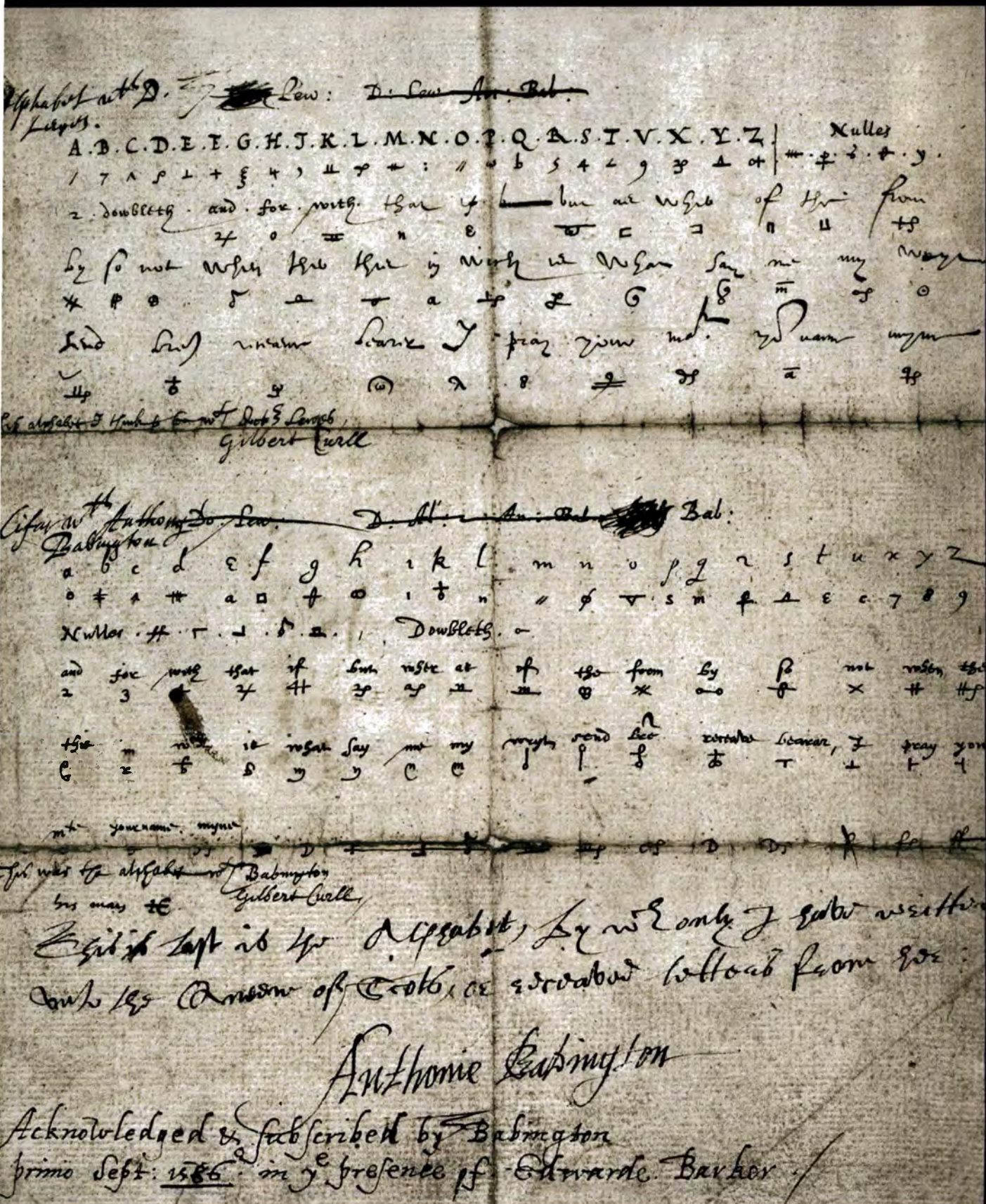
Die treuen Diener der Schottin nehmen die Nachrichten heimlich heraus und geben sie ihrer Herrin. Die leeren Fässer bergen Marias Antworten. In einer ersten Nachricht erläutert Gifford der Königin diese List und legt ein Empfehlungsschreiben ihres Gewährsmanns Morgan aus Paris bei.

Der versichert darin, Gifford sei „ein ihm wohlbekannter katholischer Gentleman" und Freund.

Maria antwortet sofort. Sie dürstet nach Neuigkeiten. Allerdings macht sie

Code der Gefangenen: In Bierfässern lässt Maria alle Korrespondenz an ihre Unterstützer schmuggeln. Für den Brief an den Verschwörer Babington nutzt sie ein Geheimalphabet aus Symbolen und Ziffern, das der Empfänger ebenfalls besitzt

Der Kopf des Komplotts: Der junge Adelige Anthony Babington träumt davon, Maria Stuart zu befreien. Francis Walsingham dagegen hofft, dass er ihm unwillentlich einen Beweis für den Verrat der Schottin liefert



Gilbert Curll

Gilbert Curll

Anthonie Babington

Acknowledged & subscribed by Babington
primo Sept: 1586 in y^e presence of Edwarde Barker

sich Sorgen, der Kurier Gifford könnte entdeckt werden.

Wer bist du, Gilbert Gifford? Historiker rätseln bis heute, wann genau der Katholik die Seiten wechselt. Was ihn antreibt, wem seine wahre Loyalität gilt.

Vielleicht weiß er es selber nicht. Ein Zeitgenosse nennt ihn später „den bemerkenswertesten Doppel- und Dreifach-Schurken, der je gelebt hat".

Fest steht, dass Gifford sofort bei seiner Ankunft auf englischem Boden, noch ehe er zu Maria reisen konnte, verhaftet worden ist. Möglich, dass Walsingham ihn erst während des Verhörs dazu gebracht hat, für London zu arbeiten. Vielleicht aber spioniert Gifford schon lange im Auftrag Elisabeths, und der Arrest ist nur Inszenierung und Bluff.

Denn als der katholische Untergrund von seiner Verhaftung erfährt, erhöht das noch Giffords Glaubwürdigkeit als Streiter für den wahren Glauben.

Jedenfalls liefert der Doppelagent von nun an alle Briefe, die Maria schreibt oder empfängt, zuerst bei einem von Walsinghams Leuten ab, ehe sie ihre eigentlichen Adressaten erreichen.

Porträt der Verschwörer: Ihr Bündnis feiern die Männer um Babington mit einem Gruppenbild. Es fällt wahrscheinlich Walsingham (r.) in die Hände, der es Königin Elisabeth (M.) zeigt. Später verliert sich die Spur des Gemäldes

Wie besessen arbeitet der Staatssekretär daran, Maria des Verrats zu überführen. Auch in den Jahren zuvor hat sein Geheimdienst mehrere konspirative Briefe der Schottin abfangen können. Aber mit der Verhaftung der Kuriere versiegte der Strom der Nachrichten.

Walsingham weiß, dass die Isolation auf Chartley Manor Maria Stuart zermürbt. Möglicherweise hat er die Kontaktsperre eben deshalb angeordnet.

Ihre Sehnsucht nach anderen Menschen ist ihre Schwäche. Er wird Maria dieses Mal die Möglichkeit geben zu sprechen. Und Walsingham lehnt sich zurück und lauscht.

Gilbert Gifford ist nicht der einzige Katholik in seinen Diensten. Nicht einmal der seltsamste. Der Staatssekretär beschäftigt auch einen Mann namens Anthony Tyrell, einen weiteren Spion, der gleichfalls in einem Kolleg auf dem Kontinent zum Priester ausgebildet worden ist, in England verhaftet wird, zum Geheimdienst überläuft und als Gefangener im Kerker katholischen Mithäftlingen die Beichte abnimmt und ihre Bekenntnisse an Walsingham weiterleitet. Nach Abschluss seines Auftrags steht Tyrell, jetzt ein protestantischer Geistlicher, einer kleinen Gemeinde in Essex vor, wird in einem Bordell verhaftet, fühlt sich von Teufeln besessen und beschließt seine Tage in Neapel – wieder als frommer Katholik.

Insgesamt wechselt er sechsmal in seinem Leben die Konfession, seine Beweggründe bleiben unklar. Es gibt viele solcher Männer, die wohl zerrieben werden zwischen der Loyalität zur Heimat und zu ihrem Glauben, zur Königin und dem Papst. Andere Spione treiben dagegen klarere Motive: Geld und Furcht.

Knastbrüder, Kriminelle und Glücksritter infiltrieren gegen Bezahlung den katholischen Untergrund, spitzeln bei geheimen Zusammenkünften und in Gefängniszellen. Ein Schneider im Priesterkolleg in Rom steht auch auf Walsinghams Gehaltsliste.

Viele englische Katholiken brechen in der Haft, sobald ihnen die Folterknechte auf der Streckbank die Gelenke ausgekugelt, Hände und Füße zerquetscht haben.

Manche verraten schon aus Angst vor der Marter Namen und Verstecke

ihrer Glaubensbrüder, andere erklären sich bereit, für den Feind zu arbeiten, lassen sich von Walsinghams Männern mit Instruktionen versorgen und unterwandern als Doppelagenten die Seminare auf dem Kontinent.

„Ohne Folter werden wir nicht siegen", schreibt der Geheimdienstchef in einem Brief. Für Walsingham befindet sich England im Krieg, Marter und Bestechung gehören zum Handwerk. Unter den Katholiken sät sein effektives Netz Furcht – jeder kann ein Judas sein. Und Hass: Für den spanischen Botschafter in London ist der Mann in Schwarz „der schlimmste aller Ketzer".

Alle Informationen laufen in Walsinghams Privathaus im Zentrum Londons zusammen. Knapp ein Dutzend Angestellte sortieren Berichte, Verträge, Notizen und Briefe nach Themen in Truhen mit Aufschriften wie: „Religion und kirchliche Angelegenheiten", „Ermittlungen", „Kriegsmarine, Häfen und Seesachen".

Besonders wichtige Dokumente binden sie in Leder. Der schwarze Schreibtisch quillt über von Papieren. In der Flut von Depeschen, die täglich eintreffen, liegt die Herausforderung: Klatsch, Gerüchte und Propaganda zu trennen von dem Wesentlichen.

Walsingham konzentriert sich zwar auf den katholischen Untergrund, aber sein Netz reicht von den Königshöfen Europas bis nach Tripolis, von Algier bis nach Konstantinopel. Patrouillen berichten aus den Häfen, Reiter von den Grenzen Schottlands. Händler, Kapitäne, Botschaftsmitarbeiter, Leibärzte sind im Nebenberuf Spione.

Ein englischer Kaufmann, der schon länger in Konstantinopel lebt, bemüht sich drei Jahre lang im Auftrag Walsinghams, dem osmanischen Sultan einen Angriff auf die spanische Flotte einzureden – freilich vergebens.

Einen anderen Spion stattet der Staatssekretär mit einem Segelschiff, einer Mannschaft und Waren aus, um seine Tarnung als Handelsfahrer nach Portugal glaubhaft zu machen. „Wissen ist nie zu kostspielig", sagt Walsingham.

Im Frühjahr 1586, gerade als Gilbert Gifford die Briefe Maria Stuarts regelmäßig bei Walsingham abliefert, erreichen Elisabeths Staatssekretär beunruhigende Neuigkeiten aus Spanien: König Philipp II. hat einen seiner besten Flottenkommandanten damit beauftragt, einen Plan für die Invasion Englands zu entwerfen.

Die Antwort des Admirals sowie eine detaillierte Kalkulation der benötigten Schiffe und Soldaten liegt Walsingham bereits wenige Tage nach dem spanischen König vor – sein Agent hat den Bruder des Sekretärs gekauft, der dem Admiral dient. Auf diese Weise erfährt der Brite auch, dass Philipp unschlüssig ist und seine Flotte noch nicht stark genug zum Angriff.

Zu Walsinghams Londoner Stab gehören Spezialisten, darunter ein Fälscher, von dem es heißt, er könne Siegel so brechen und wieder verschließen, dass sie „selbst dem schärfsten Auge jungfräulich erscheinen". Und ein Experte für die Entschlüsselung von Codes.

Denn viele der geheimen Dokumente, die seine Spione abfangen, sind chiffriert. Auch die Maria Stuarts: Sie verwendet für ihre Briefe einen Nomenklator, ein Geheimalphabet, in dem Symbole und Nummern anstelle der Buchstaben stehen.

Um Gegnern die Entschlüsselung zu erschweren, genügen ein paar verhältnismäßig simple Tricks: Manche Symbole stehen für ganze Wörter wie etwa „Majestät", „sagen", „empfangen".

Häufig vorkommende Buchstaben, vor allem Vokale, können nicht nur durch ein Zeichen ersetzt werden, sondern gleich durch mehrere. Andere Chiffren dienen als „Blender", sie haben gar keine Bedeutung, sollen nur mögliche Codebrecher verwirren.

In Europa ist diese Technik noch recht neu – als Erste haben sie vermutlich die Venezianer eingesetzt.

Ein Empfänger, der das gleiche Geheimalphabet besitzt, kann die Nachrichten mühelos übersetzen. Dechiffrierer brauchen dagegen mathematische Fähigkeiten, eine Begabung für Sprachanalyse und vor allem viel Geduld.

Walsinghams Analytiker ist ein Meister seines Metiers, doch seine Kunst wird bei den Briefen Maria Stuarts kaum benötigt, denn die Schottin macht es ihren Gegnern leicht. Schon der ersten Nachricht an einen Gewährsmann in London legt sie ein frisches Alphabet bei, weil sie Angst hat, das vorherige könnte entdeckt worden sein. Der Schlüssel zu Marias Geheimnissen liegt nun neben ihren Briefen auf dem Schreibtisch des Londoner Geheimdienstchefs.

»OHNE FOLTER WERDEN WIR NICHT SIEGEN«

Die List mit dem Brauer und dem Bierfass erweist sich als sicher und verlässlich. Maria Stuarts Nachrichten klingen immer weniger besorgt. Im April 1586 taucht in einem Brief an sie zum ersten Mal der Name eines jungen Aristokraten namens Anthony Babington auf: Thomas Morgan in Paris bittet sie, dem jungen Mann ein paar ermutigende Zeilen zu schreiben.

Babington stammt aus einer alteingesessenen katholischen Adelsfamilie. Ein gut aussehender Träumer mit literarischen Neigungen, geschätzt von seinen Freunden. „Wohlhabend, erquickend geistreich, über die Maßen gebildet", wie ihn ein Zeitgenosse beschreibt.

Allerdings auch: besessen von der Religion. Babington verkehrt im katholischen Untergrund von London, wohl schon seit 1581 dient er als geheimer Kurier für Maria Stuarts Post. Doch die Nerven des Adeligen sind sehr angespannt. Die Sache wird ihm zu gefährlich, er denkt darüber nach, sich auf dem Kontinent in ein Kloster zurückzuziehen.

DIE VERRÄTER ERWARTET EIN GRAUSAMES ENDE

Daher die Bitte Morgans an Maria: Mit einem persönlichen Schreiben der Schottin soll Babington wieder für ihre Dienste gewonnen werden. Morgan hat noch Pläne mit dem Edelmann.

Walsingham kennt Babingtons Namen aus den Akten, er soll geholfen haben, päpstliche Schriften von der französischen Botschaft aus in London zu verbreiten. Ein kleiner Fisch.

Der Sekretär wartet ab.

Im Mai fällt ihm ein weiterer Name in den Briefen auf: John Ballard. Der ist ein anderes Kaliber als Babington – ein radikaler Priester aus dem Exil in Frankreich, ein Agitator, der in den katholischen Kreisen zur Rückeroberung Englands aufruft. In Paris hat er sich, wie Marias Hintermänner berichten, mit dem Gesandten Spaniens getroffen, um über einen Angriff auf die Insel zu beraten.

Ballard ist einerseits gefährlich, andererseits ein Aufschneider, ein Hasardeur: In London nennt er sich „Captain Fortescue" und gibt sich als adeliger Offizier aus, bekleidet mit einem Hut nach der neuesten Mode, einem golddurchwirkten Umhang und Seidenstrümpfen.

Abends zieht der Priester in dieser Aufmachung durch die Tavernen Londons und lädt junge Edelmänner und Soldaten zum Essen ein, um sie für seine Sache zu gewinnen.

Aus Paris erfährt Maria nun, dass nach Auskunft Ballards die Invasion der Spanier unmittelbar bevorstehe.

Walsingham ist alarmiert – aber nicht zu sehr. Er weiß ja von einem seiner Informanten, dass die spanische Flotte für einen Angriff noch gar nicht bereit ist. Er könnte jetzt zuschlagen. Doch es kann ja nicht schaden, eine Weile weiter zuzuhören.

Kurz darauf besucht Ballard, gerade aus Paris zurückgekehrt, Anthony Babington, mit dem er schon so manches Abendessen in der Taverne geteilt hat, und weiht ihn in den Plot ein: Der Papst, die Könige von Spanien und Frankreich stünden allesamt vereint bereit zur Invasion Englands.

Im September würden 60 000 spanische Soldaten angreifen, um England zu erobern – das habe ihm der spanische Botschafter in Paris versichert.

Für die Ermordung Elisabeths sei bereits gesorgt. Er, Ballard, organisiere die Katholiken in England, die sich erheben sollen, sobald die Invasion beginnt.

Babington ist entsetzt und zugleich fasziniert von der Größe der Mission, in die er plötzlich verwickelt ist. Er informiert seine besten Freunde, gleichfalls Katholiken, und so bildet sich zusammen mit Ballards Komplizen ein Kreis aus 13 Verschwörern.

Die sind freilich eher Träumer als Täter: Einer ist ein Dichter, ein anderer der Sohn von Elisabeths Kämmerer.

Ganz erfüllt von ihrer Bedeutung, lassen einige von ihnen als Erstes ein Gruppenbild von sich malen, mit Babington im Zentrum. Skrupel wegen der Rechtmäßigkeit des Königsmordes beschwichtigt Ballard, der die jungen Männer weiter anstachelt.

Doch die Verschwörer ahnen nicht, in welchem Maß ihr Kreis von Beginn an unterwandert ist, denn Walsinghams Männer sind überall.

Schon seit Wochen klebt ein Schatten an Ballard: Ein Mann, der sich mit dem falschen Offizier angefreundet hat und nun jeden Abend mit ihm durch die Kneipen zieht, ist in Wahrheit ein Spion, den Walsingham auf ihn angesetzt hat.

In Paris vertrauen Maria Stuarts Unterstützer einem Spitzel und übersenden ihm geheime Post. Von Chartley Manor leitet Gilbert Gifford verlässlich

Auf der Streckbank: So mancher englische Katholik, den Walsinghams Häscher festnehmen, wechselt in den Folterkammern des Spionagechefs die Seiten – und bespitzelt fortan die eigenen Glaubensbrüder

Der Preis des Verrats: Im Sommer 1586 schlägt Walsingham zu und verhaftet die Männer um Babington. Die Verschwörer werden grausam gequält und hingerichtet (zeitgenössische Folterdarstellung)

jeden einzelnen Brief der geheimen Korrespondenz an Walsinghams Leute.

Und nun gelingt es auch noch einem der fähigsten Agenten Walsinghams, sich mit Babington anzufreunden. Sein Name ist Robert Poley – der „liebste Robin" aus Babingtons Abschiedsbrief.

Wieder eine Figur aus dem Reich des Zwielichts. Wieder eine verschlungene Biografie, die auch Historiker nicht zu entwirren wissen. Jeder im katholischen Untergrund kennt und schätzt Poley. Er führt ein offenes Haus, bewirtet seine Glaubensbrüder, hilft ihnen, Geld und Nachrichten zu den Freunden auf dem Kontinent zu schicken. Jeder weiß auch, dass er offiziell im Haushalt des puritanischen Schriftstellers Sir Philip Sidney arbeitet, Walsinghams Schwiegersohn.

Das macht Poley scheinbar zu einem Spion erster Klasse für die Katholiken: ein Mann in unmittelbarer Nähe zu dem gefürchteten Staatssekretär. Doch kaum jemand weiß, dass Poley ein doppeltes Spiel treibt. „Das eigentliche Genie des elisabethanischen Untergrunds" wird man ihn später nennen.

Jetzt bearbeitet Poley im Auftrag Walsinghams den verunsicherten Babington, bestärkt ihn, verspricht ihm Rat und Unterstützung.

Denn Babington hat Zweifel, fürchtet, die geplante Tat würde England in einen Bürgerkrieg stürzen. Er fühlt sich der Mission nicht gewachsen und will am liebsten von der Insel fliehen, sehnt sich nach dem Frieden in einem Kloster. Das ist auch der Grund, weshalb er die Freundschaft mit Poley sucht: Um das Land zu verlassen, benötigt Babington einen Pass – und er hofft, dass ihm sein neuer Gefährte helfen kann, den von Walsingham zu bekommen.

Tatsächlich vermittelt Poley mehrere Treffen zwischen dem Verschwörer und dem Sicherheitschef. Babington bietet an, in Frankreich für Walsingham Informationen zu sammeln. Der aber weiß ja, was sein Gegenüber in Wirklichkeit plant, und gibt sich unbeeindruckt. Einen Pass erhält Babington nicht.

Walsingham will nicht zulassen, dass der Verschwörer aufgibt und die Flucht ergreift – er braucht ihn noch, um die Verstrickung Marias in den Verrat zu beweisen.

Poley tut sein Bestes, um die Zweifel seines Freundes zu zerstreuen. Und dann trifft ein Schreiben Maria Stuarts ein. Wie von ihrem Pariser Kontaktmann Morgan erbeten, der die Umsturzpläne vorantreiben will, ermutigt sie Babington, versichert ihm ihre Freundschaft und königliche Gunst.

Der Edelmann fühlt sich geschmeichelt. Das gibt den Ausschlag.

Wohl am 6. Juli antwortet Babington der ehemaligen schottischen Königin. Der Brief nimmt seinen üblichen Weg: über den Boten, der den Brief von Maria gebracht hat, auf Walsinghams Schreibtisch, dann zum Brauer und ins Bierfass, von dort in die Gemächer der Königin.

In hochfliegender Sprache, so als sehe er sich schon als Mitglied des Kronrats der künftigen Monarchin, breitet der Verschwörer das ganze Komplott vor ihr aus: den Angriff des katholischen Europa, unterstützt durch einen Aufstand im Land, die „tragische Exekution" Elisabeths durch „sechs adelige Gentlemen, allesamt meine persönlichen Freunde".

Und er, Babington werde sich zu Maria Stuarts Gefängnis aufmachen,

Tod einer Königin: Nach der Hinrichtung der Verschwörer wird auch Maria Stuart der Prozess gemacht. Die Schottin leugnet zwar, je von Babington gehört zu haben, und schiebt ihren Sekretären alle Schuld zu. Dennoch endet sie im Februar 1587 auf dem Schafott

gemeinsam mit zehn Gentlemen an der Spitze von 100 Gefolgsleuten, „um Eure Königliche Hoheit aus den Händen Eurer Feinde" zu befreien.

Maria antwortet neun Tage später. Sie lobt ihren neuen Brieffreund für seine Treue, aber vor allem verlangt sie nach Details: Wie viele Soldaten, Fußvolk sowie Reiter, stehen bereit? Wie viele Waffen? Welche Häfen eignen sich für die Invasion?

Sie macht Vorschläge, wie genau Babington ihre Bewacher überwältigen könnte. Falls der Versuch scheitere, werde Elisabeth sie „auf alle Zeiten in irgendein Loch sperren, wenn nicht Schlimmeres". Zur geplanten Ermordung ihrer Rivalin äußert sie sich nicht direkt, schreibt aber von dem Moment, wenn es „für die sechs Gentlemen Zeit ist, sich an die Arbeit zu machen".

Der Codebrecher, der Marias Brief entschlüsselt, ehe er ihn an Walsingham weiterleitet, kritzelt eine Zeichnung auf seine Klartextversion. Einen Galgen.

Der Plan des Staatssekretärs ist aufgegangen, Maria eine überführte Hochverräterin. Nun überschlagen sich die Dinge: Weil Walsingham fürchtet, die Verschwörer könnten misstrauisch geworden sein, lässt er am 4. August John Ballard verhaften, damit ihm keiner der Umstürzler entkommt.

Anthony Babington, nun halb wahnsinnig vor Angst, schreibt seinen Abschiedsbrief an Robert Poley, lässt ihn in dessen Haus zurück und flieht in die Wälder vor der Stadt.

Fast zehn Tage lang kann er sich dort gemeinsam mit vier Mitverschwörern verbergen, dann treibt der Hunger die kleine Gruppe zum Landsitz eines katholischen Adeligen bei Harrow on the Hill. Obwohl die jungen Männer steckbrieflich gesucht werden, gibt ihnen der Hausherr zu essen und versteckt sie.

Doch am 14. August spüren Soldaten die fünf Konspirateure in einer Scheune des Guts auf – vermutlich haben Hausangestellte die merkwürdigen Gäste gemeldet.

Am folgenden Tag werden die Gefangenen unter Glockengeläut und Freudenfeuern durch die Straßen Londons zum Tower geführt.

Auch fast alle anderen Mitverschwörer sind bereits verhaftet oder wer-

den schnell gefasst. Das Porträt, das einige der Gruppe von sich hatten malen lassen, ist den Verfolgern eine gute Hilfe.

In Elisabeths England erwartet Hochverräter ein fürchterliches Ende. Am 20. September 1586 bringen Soldaten die ersten sieben der Verschwörer, darunter Anthony Babington und John Ballard, auf den Richtplatz in St. Giles Fields vor den Toren Londons.

Dort werden sie der Reihe nach gehängt, allerdings nicht bis zum Tode, vielmehr halb erstickt abgenommen, dann lebendig kastriert, ausgeweidet und gevierteilt. Die Köpfe pflanzt man auf Piken am Tor der London Bridge. Das Blutbad am ersten Tag ist so entsetzlich, dass die Königin beschließt, Milde zu zeigen: Die übrigen Verschwörer hängt man, bis sie tot sind. Erst dann werden die Leichen in Stücke geschnitten.

Den Doppelagenten Poley hat Walsingham – wohl, um seine Tarnung nicht zu gefährden – ebenfalls festnehmen lassen. Doch angeklagt wird er nicht.

Maria Stuart aber wird nun der Prozess gemacht. Walsingham hält mit ihrem Brief an Babington den Beweis für ihre Beteiligung an dem Mordkomplott gegen Elisabeth in den Händen.

Zuerst teilt die Angeklagte ihren Richtern mit, als Monarchin bewege sie sich nicht „in der Sphäre eurer Gesetze".

Dann leugnet sie, jemals von Babington gehört zu haben, und versucht die Schuld auf ihre Sekretäre abzulenken, die ohne ihr Wissen die Briefe geschrieben hätten und für die „unbedachte Dreistigkeit", mit der sie gegen Elisabeth gearbeitet haben, bestraft gehörten.

Doch es hilft ihr nichts. Die Sühne für ihren Verrat kann nur der Tod sein.

Frankreich und Schottland schicken Gesandtschaften zu Elisabeth, die um Gnade für Maria Stuart bitten. Doch nach langem Zögern – trotz der eindeutigen Beweise widerstrebt es Elisabeth, eine gesalbte Monarchin, wie sie selbst eine ist, hinrichten zu lassen – unterzeichnet sie das Urteil.

Am 8. Februar 1587 steigt Maria Stuart in der Halle von Schloss Fotheringay die drei Stufen eines Holzpodests hinauf. Sie trägt ein schwarzes Satinkleid und einen Schleier. In der einen Hand hält sie ein Kreuz aus Elfenbein, ein weiteres aus Silber hängt an ihrem Gürtel.

Dann kniet sie ein letztes Mal nieder zum Gebet – auf Lateinisch. Sie vergibt den Henkern und verabschiedet sich von ihren treuen Dienern. Es ist still im Saal, als sie ihren Kopf auf den Richtblock legt.

Der nervöse Henker benötigt drei Axtschläge, um das Haupt der Königin vom Rumpf zu trennen.

Walsingham ist bei der Hinrichtung nicht zugegen. Er liegt krank, erschöpft und ausgelaugt im Bett. Seit Jahren leidet er an schweren Harnwegsinfektionen und Sehtrübungen, wahrscheinlich hat er Diabetes.

Nach seiner Einschätzung gab es für das Heil Englands keine größere Bedrohung als Maria Stuart. Jetzt ist „die teuflische Frau" vernichtet.

Aber zweieinhalb Jahre später kommt es doch noch zu der Invasion, die der Priester Ballard so leidenschaftlich herbeizureden versuchte.

Philipp II. hat lange gezögert, nun gibt die Hinrichtung seiner Glaubensschwester Maria Stuart den Ausschlag für die Entscheidung: Im Sommer 1588 greift seine scheinbar übermächtige Armada mit dem Segen des Papstes das Königreich an – und wird vernichtend geschlagen.

Die englische Flotte und günstige Winde tragen den Hauptteil an dem Sieg. Doch auch Walsinghams unermüdliche Spione haben einen Anteil: Die spanischen Kriegsvorbereitungen sind ihnen nicht verborgen geblieben.

Das Gefecht zwischen der Armada und Englands Flotte wird auf der Insel und in ganz Europa als die entscheidende Schlacht im Krieg der Konfessionen angesehen – nun soll sich zeigen, auf wessen Seite Gott steht, wer die Ketzer sind und wer die wahren Christen.

Als das doch eigentlich hoffnungslos unterlegene Königreich Elisabeths siegt, schmiedet dies das englische Nationalgefühl und die anglikanische Kirche fester zusammen als jede religiöse Reform und jedes staatliche Gesetz in den Jahrzehnten davor.

Und die „Babington-Verschwörung", als Teil des Komplotts des katholischen Europa gegen ihre Königin, verbreitet die Überzeugung im Volk, dass jeder Katholik im Grunde nichts anderes als ein Verräter ist.

Sir Francis Walsingham stirbt 1590. Einer seiner Mitarbeiter beklagt das Misstrauen des Mannes, der seine Geheimnisse mit niemandem teilen wollte und das Wissen um die Methoden einer effektiven Geheimdienstarbeit zum Großteil mit ins Grab nimmt.

Der Posten des Ersten Staatssekretärs verliert nach Walsingham an Bedeutung. Aber eine neue Art des Denkens überlebt. Seine Maxime „Wissen ist nie zu kostspielig" werden die Mächtigen nicht wieder vergessen.

Wie sehr Walsingham bei seinen Feinden verhasst war, beweisen die Legenden um sein Ende. Urin sei ihm auf dem Sterbebett aus Mund und Nase gelaufen, erzählt man sich unter Katholiken, mit einem so abscheulichen Gestank, dass niemand ihm sich nähern konnte. Sein Körper sei derart verfault gewesen, dass ein Sargträger sich beim Begräbnis vergiftet habe.

Zwei Tage nach seinem Tod berichtet der spanische Gesandte in einem Brief aus London an seinen König: „Der Erste Staatssekretär Walsingham ist gerade verschieden, worüber viel Trauer herrscht."

Philipp II. kritzelt eine kurze Notiz an den Rand des Schreibens: „Dort ja. Aber hier sind es gute Nachrichten." ●

Johannes Strempel, *42, fand bei der Recherche vor allem die Frage spannend, inwieweit Francis Walsingham das Babington-Komplott selber vorangetrieben hat, um Maria Stuart des Verrats zu überführen.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: John Cooper, *„The Queen's Agent. Francis Walsingham at the Court of Elizabeth I"*, Faber & Faber: sachkundige Biografie Francis Walsinghams, die sich auch mit den Verschwörungen gegen Elisabeth I. beschäftigt. Alice Hogge, *„God's Secret Agents"*, Harper Perennial: spannende Beschreibung der Priesterseminare und des Widerstands gegen den englischen Protestantismus aus der Perspektive der Katholiken.

KABINETT DER SPIONE

Im 17. Jahrhundert entsteht in Frankreich die erste geheimdienstliche Behörde Europas: ein Amt zur Kontrolle wichtiger Briefe. Auch andere Herrscher richten bald solche Stellen ein – etwa die Habsburger, die die Postspionage perfektionieren —— Von FRANK OTTO und JOCHEN PIOCH

Dies ist das Zeitalter des Absolutismus – jene Epoche seit dem 17. Jahrhundert, in der viele Fürsten des Abendlandes mehr als selbst Roms Cäsaren den Anspruch erheben, sämtliche Staatsgewalt ihrer Reiche in ihren eigenen Händen zu konzentrieren. Als die Monarchen von Gottes Gnaden den Adel entmachten, stehende Heere ausrüsten, eine effiziente Bürokratie errichten. Und Behörden schaffen, deren einziger Zweck die geheime und systematische Überwachung der Kommunikation ist: um zu erfahren, was von ihren Untertanen sowie von fremden Potentaten gesagt, gedacht und geschrieben wird.

So entsteht zu jener Zeit in Frankreich, wo Kardinal Armand-Jean du Plessis de Richelieu nach einer Phase der Bürgerkriege mit allen Mitteln darum bemüht ist, die königliche Zentralmacht zu stärken, das „Cabinet Noir", das „Schwarze Kabinett".

Vermutlich im Jahr 1628 verfügt Richelieu, der gesamte Briefverkehr des Landes sei über das zentrale Postamt von Paris zu leiten. Dort lässt er ein geheimes Büro einrichten, ebenjenes Schwarze Kabinett, in dem verdächtige Sendungen geöffnet, kopiert und unauffällig wieder verschlossen werden. Ist ein Brief mit einem Siegel versehen, trennen es geschickte Experten mit einem erhitzten feinen Draht ab und setzen es später wieder auf das Schreiben.

Rund 40 Jahre später unterstellt König Ludwig XIV. die systematische Überwachung der Post seiner 1667 neu geschaffenen politischen Polizei und lässt sich morgens die kopierten Schreiben ausländischer Diplomaten, des Hofadels und seiner Mätressen vorlegen.

Überall in Europa entstehen nun Überwachungsämter nach dem Vorbild des Cabinet Noir. Doch kaum ein Monarch ist so sehr auf die Erkenntnisse eines Geheimdienstes angewiesen wie der des Hauses Habsburg – denn er ist der Gebieter über ein hoch kompliziertes und von außen wie von innen bedrohtes Konglomerat von Herrschaften und Territorien.

Die Habsburger tragen zum einen die Kaiserkrone des von internen Machtstreitigkeiten zerrissenen Heiligen Römischen Reiches. Zum anderen sind sie Könige von Böhmen und Ungarn, Erzherzöge von Österreich sowie Besitzer von weit verstreuten Gebieten unter anderem im heutigen Polen, in Belgien und Norditalien. Und immer wieder muss die Dynastie gegen die mächtigsten Staaten ihrer Zeit Krieg führen: gegen Frankreich, das Osmanische Reich, Preußen.

Daher perfektionieren die bedrängten Monarchen das System der Schwarzen Kabinette. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts gründet der Habsburgerkaiser Karl VI. das „Ziffernsekretariat", eine bald straff organisierte, technisch bestens ausgestattete Behörde, angesiedelt in einem Nebengebäude der Wiener Hofburg.

Die Beamten der Kanzlei kontrollieren zunächst die Korrespondenz der Hauptstadt. Sie schreiben Briefe ab, übersetzen sie aus Fremdsprachen und entschlüsseln „Ziffern", also Chiffren.

Kurz: Sie fahnden nach Informationen, die für den Kaiser und dessen Minister wichtig sein könnten.

Auch im Heiligen Römischen Reich lassen die Habsburger den Briefverkehr überwachen. Dort besitzt das Adelshaus Thurn und Taxis in weiten Teilen das einträgliche Monopol auf die Postbeförderung. Karl VI. und seine Nachfolger aus dem Hause Habsburg-Lothringen lassen in den wichtigsten Reichspostämtern wie Frankfurt, Augsburg, Nürnberg, Regensburg und Hamburg „Postlogen" einrichten: Geheimbüros, in denen die Briefe geöffnet und Abschriften an die Zentrale in Wien geschickt werden. Zudem gibt es Dependancen, von Brüssel über Venedig und Mailand bis nach Prag.

Die Agenten in Postlogen und Ziffernkanzlei lesen bald jeden Brief, den beispielsweise französische Diplomaten

von Dresden aus nach Paris schicken, verfolgen die gesamte Korrespondenz niederländischer Gesandter in Preußen, brechen die Siegel österreichischer Politiker auf. Zudem kontrollieren sie die privaten Schreiben prominenter Untertanen.

Den ganzen Tag über treffen schwere Posttaschen in der Kanzlei ein: frühmorgens die Sendungen, die an Wiener Adressen gehen, anschließend Transitbriefe zur Weiterverschickung, am Nachmittag die Post von Wiener Absendern – um das Jahr 1800 sind das täglich insgesamt knapp 1000 Briefe.

Aus diesen Schreiben sucht der Subdirektor der Kanzlei 80 bis 100 Sendungen aus, die Namen verdächtiger Absender oder Adressaten tragen. Dann nimmt der Amtsdiener mit einer Paste aus Silberamalgam einen Abdruck des Siegels und öffnet es mit einer Kerze. Der diensthabende Schreiber kopiert rasch die – manchmal verschlüsselten – Texte, vermerkt Verfasser und Empfänger.

Anschließend erhalten die Briefe ein neues Siegel, eine täuschend echte Kopie des Originals (bald schon verfügt die Kanzlei über eine umfangreiche Siegelsammlung, die nach Nationen geordnet ist).

Scheinbar unverändert werden die Briefe anschließend zurück an die Postämter geliefert. Und das in großer Eile, denn die Arbeit der Ziffernkanzlei darf den Briefverkehr nicht verzögern.

Einen Brief zu kodieren, um sich vor Mitlesern zu schützen, ist meist sinnlos. Die Beamten der Ziffernkanzlei kennen die gängigen Chiffren der Diplomatenpost, können Verschlüsseltes mitunter so lesen wie Klartext. Über die Jahre nehmen sie sich Hunderte Geheimschriften vor. Ein Mitarbeiter etwa arbeitet vier Jahre lang am äußerst komplizierten Ziffernschlüssel der russischen Regierung, ehe er ihn endlich versteht.

Kontrolle im Pariser Postamt: 1628 fangen hier königliche Beamte erstmals verdächtige Sendungen ab, öffnen mithilfe heißer Drähte unauffällig Briefsiegel und entziffern verschlüsselte Botschaften

Für ihre mühevolle Arbeit werden die Beamten gut entlohnt: Sie dürfen in der Hofburg wohnen, erhalten üppige Pensionen und kostenloses Brennholz.

Im Gegenzug sind sie zu strengster Geheimhaltung verpflichtet. Ihr Privatleben wird überwacht, Berufsanfänger müssen einen Amtseid schwören und sich auf eine monatelange Probezeit einlassen. Zudem sind die Hürden für eine Einstellung groß: Kenntnisse in Chemie und Algebra werden ebenso vorausgesetzt wie Kombinationsgabe und exzellente Sprachkenntnisse.

Ab 1809 baut Österreichs führender Politiker Clemens von Metternich die Ziffernkanzlei weiter aus. Der konservative Chef der Staatskanzlei fürchtet Revolutionen und beargwöhnt nationalistische Strömungen im Vielvölkerstaat. Er zensiert aufrührerische Schriften und lässt Untertanen bespitzeln.

Doch trotz dieses Aufwands sieht sein Geheimdienst nicht vorher, dass 1848 in Wien ein Volksaufstand losbricht. Der Zorn der Bürger richtet sich auch gegen die Büros der Ziffernkanzlei in der Hofburg. Während Aufständische bereits die Fenster zertrümmern, lässt der Kanzleichef alle archivierten Schriftstücke vernichten.

Pro forma wird die Ziffernkanzlei aufgelöst, doch schon bald ist sie als Unterabteilung des Außenministeriums wieder aktiv. Dann aber verliert das Habsburgerreich 1866 den Krieg gegen das aufstrebende Preußen. Aus Angst, ihr Archiv könnte dem Feind in die Hände fallen, verbrennen die Agenten abermals Tausende Schriftstücke. Und kurz darauf stellt die Überwachungsstelle ihre Arbeit endgültig ein.

Denn da das siegreiche Preußen, die neue Führungsmacht Mitteleuropas, dem Haus Thurn und Taxis die Posteinrichtungen entzogen hat, verlieren die Habsburger den Zugriff auf den Briefverkehr außerhalb ihres Reiches.

Zudem hat die Niederlage gegen Preußen die Rückständigkeit der Habsburgermonarchie gezeigt und zwingt Kaiser Franz Joseph zu weitgehenden Reformen. So gewährt der Monarch auf Druck des aufstrebenden Bürgertums Österreich eine Verfassung, in der das Briefgeheimnis den Rang eines Grundrechtes erhält (formal galt es zwar bereits seit dem 17. Jahrhundert, war aber von den Herrschern ignoriert worden).

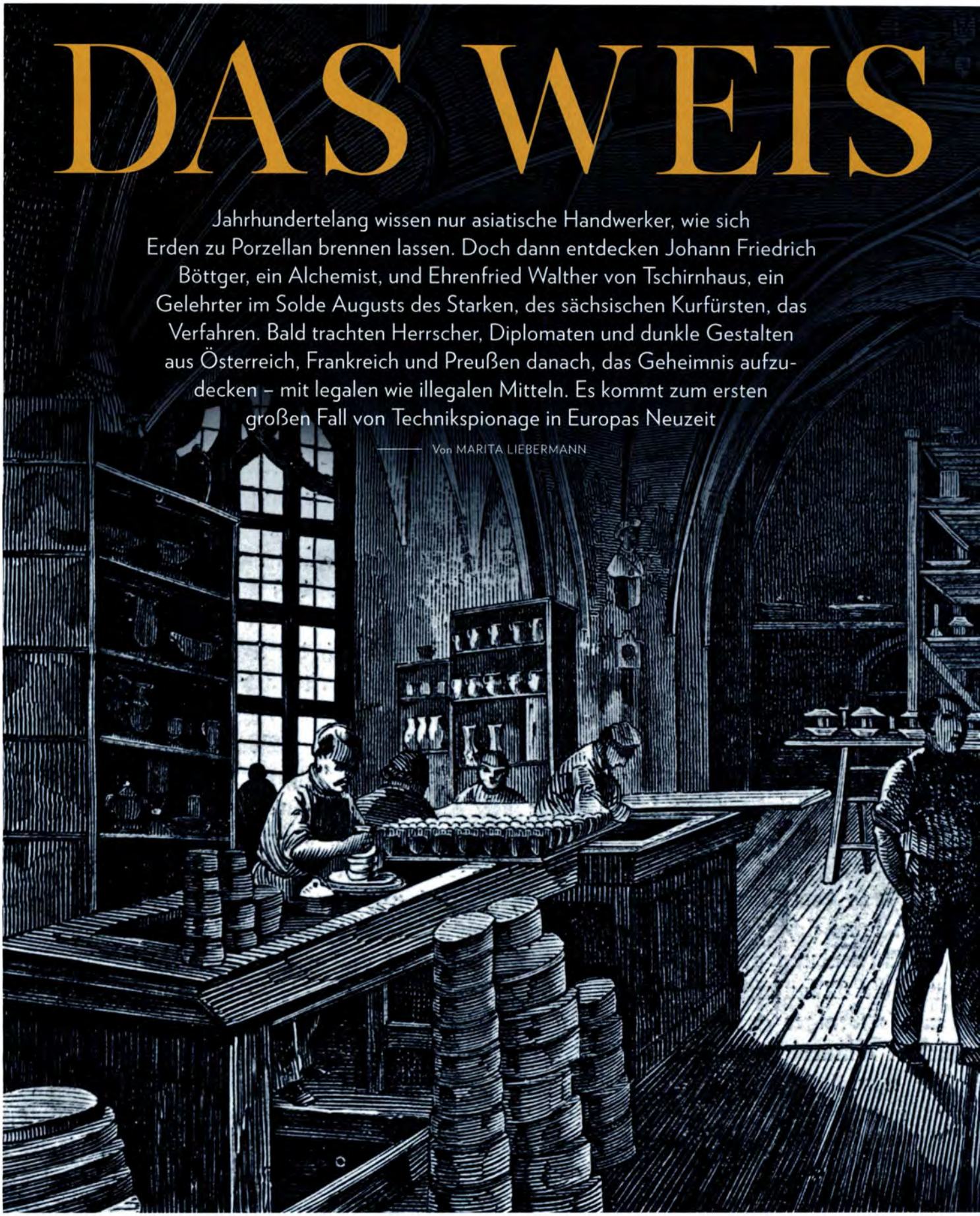
Zur gleichen Zeit schaffen auch die anderen europäischen Mächte die systematische Postüberwachung ab: Das Zeitalter der Schwarzen Kabinette ist vorbei.

Auch weil sich die Welt der Nachrichten in diesen Jahrzehnten radikal wandelt: Mit der Verbreitung der Telegraphie beginnt die Epoche der technischen Kommunikation – und ein neues Kapitel der Spionagegeschichte. ●

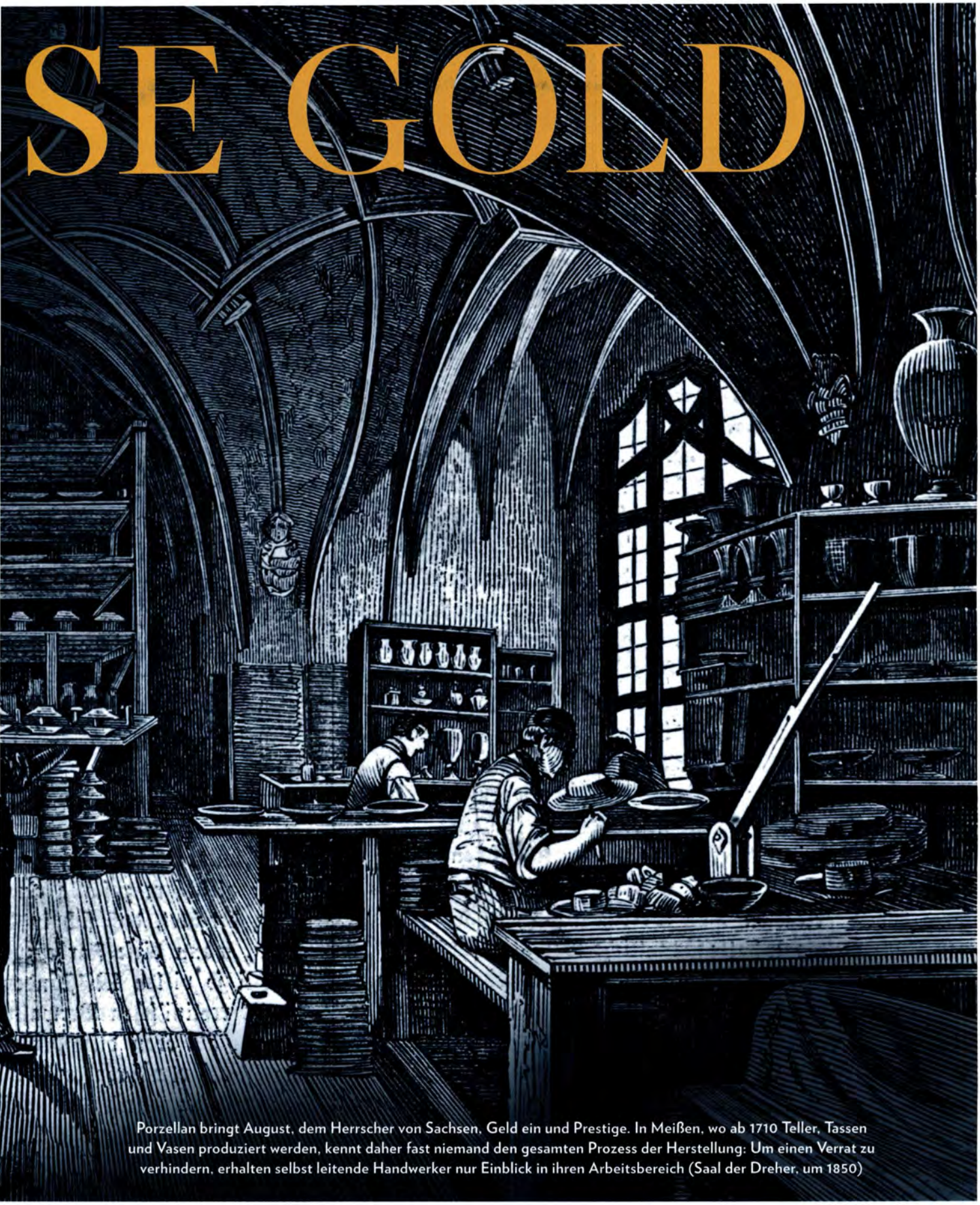
DAS WEIS

Jahrhundertelang wissen nur asiatische Handwerker, wie sich Erden zu Porzellan brennen lassen. Doch dann entdecken Johann Friedrich Böttger, ein Alchemist, und Ehrenfried Walther von Tschirnhaus, ein Gelehrter im Solde Augusts des Starken, des sächsischen Kurfürsten, das Verfahren. Bald trachten Herrscher, Diplomaten und dunkle Gestalten aus Österreich, Frankreich und Preußen danach, das Geheimnis aufzudecken – mit legalen wie illegalen Mitteln. Es kommt zum ersten großen Fall von Technikspionage in Europas Neuzeit

Von MARITA LIEBERMANN



SE GOLD



Porzellan bringt August, dem Herrscher von Sachsen, Geld ein und Prestige. In Meißen, wo ab 1710 Teller, Tassen und Vasen produziert werden, kennt daher fast niemand den gesamten Prozess der Herstellung: Um einen Verrat zu verhindern, erhalten selbst leitende Handwerker nur Einblick in ihren Arbeitsbereich (Saal der Dreher, um 1850)

Alles beginnt mit der geheimen Formel. Einer Formel, die nur wenigen bekannt ist, weit weg am anderen Ende der Welt, doch die eines Tages entschlüsselt wird von einem, der eigentlich etwas ganz anderes gesucht hat – und der das Geheimnis um sein neues Wissen schon bald an andere verlieren wird.

Dies ist die Geschichte des ersten großen Falles von Wirtschaftsspionage in der europäischen Neuzeit. Es ist ein Drama voller bis heute ungelöster Fragen, denn niemand kann mit Gewissheit sagen, wie das Geheimnis, das so viele Mächte jener Zeit interessiert, in fremde Hände gelangt.

Es geht um eine Substanz, die zeitweilig fast so kostbar ist wie Gold: Porzellan. Doch anders als das Edelmetall lässt sich die begehrte Keramik nicht in der Natur finden. Sie ist vielmehr ein Hightech-Produkt: Durch einen hochkomplexen Herstellungsprozess wird aus einer bestimmten Kombination diverser Materialien ein neuer Stoff.

Wer Porzellan produzieren will, muss sowohl diese Formel als auch den Herstellungsvorgang genau kennen. Nur minimale Abweichungen sind erlaubt. Tausende Versuche mit verschiedenen Rohstoffen, mit immer neuen Mixturen bei unterschiedlichen Temperaturen, sind nötig, um das Rätsel zu ergründen.

Jahrhundertelang wissen nur chinesische Fachleute um das Mysterium des edlen Materials, später auch koreanische und japanische Meister. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts erfasst die Begeisterung für chinesisches und japanisches Porzellan auch die reichen Adelshäuser im Abendland, denn Handelskompanien importieren die feinen Keramikwaren aus dem Fernen Osten.

Die Käufer schätzen die Vorzüge von Tassen aus Porzellan, die Getränke warm halten, ohne sich durch die heißen Flüssigkeiten so stark zu erhitzen wie etwa Behälter aus Silber. Auch verfälscht das Material anders als metallenes Geschirr nicht den Geschmack von Speisen.

Vor allem aber sind Porzellane zarter, feiner als jede andere Keramik – und damit das Geschirr der Wahl, um neuartige Luxusgüter wie Kaffee, Schokolade oder Tee zu genießen. Es sind Kunstwerke, mit denen Herrscher ihre wirtschaftliche und politische Stärke zur Schau stellen. Staatsoberhäupter lassen in ihren Palästen üppige Porzellankabinette ausstatten, in denen sie ostasiatische Preziosen wie in Galerien präsentieren: edles Essgeschirr, filigrane Trinkgefäße, Schalen, Vasen, virtuos gearbeitete Figuren.

Zierliche Ornamente sowie farbige Darstellungen exotischer Vögel und Pflanzen schmücken viele Objekte – Dekorationen, von denen für die Europäer der Zauber des Fremden ausgeht. Die Porzellankunst beflügelt die Fantasien über das chinesische Reich: Wer diese keramischen Kostbarkeiten besitzt, zeigt, wie kultiviert er ist.

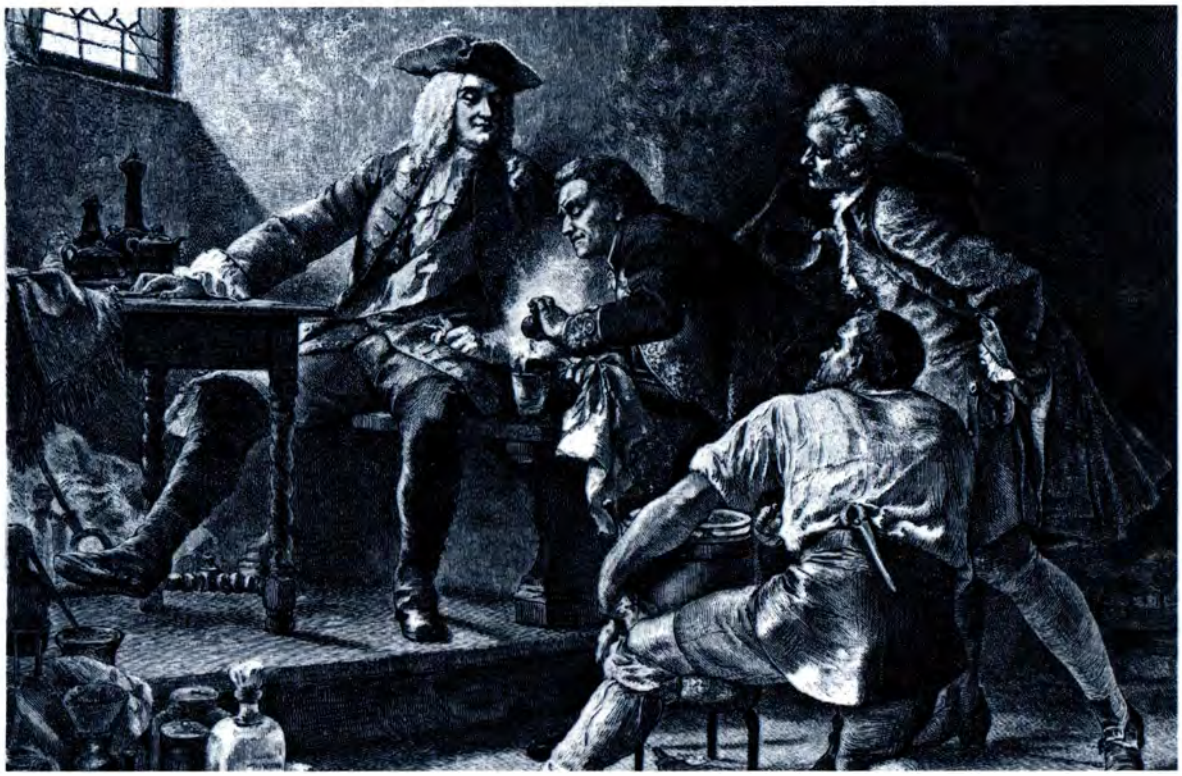
Doch reizt Sammler und Händler auch das Rätsel, das die Zusammensetzung des Werkstoffs umgibt: jenes geheime Wissen, das man zur Porzellanherstellung braucht – und für das der Begriff „Arkanum“ (von lat. *arcanum*, Geheimnis) geläufig wird. Denn kein Mensch der westlichen Welt kennt die Rezeptur.

Zwar versuchen Alchemisten und Handwerksbetriebe in Europa jahrzehntelang, die fernöstliche Keramik nachzubilden, haben Fürstenhöfe in Italien und Frankreich aufwendige Forschungen und Versuche finanziert und wagemutige Unternehmer mit Privilegien für geplante Porzellanfabriken unterstützt.

Doch Spezialisten etwa in Florenz oder Saint-Cloud bei Paris haben lediglich Erzeugnisse wie das „Frittenporzellan“ zustande gebracht – zerbrechlichere Keramik-Arten, die sich mit dem chinesischen Original nicht messen können.

In Sachsen befasst sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts der bedeutendste Universalgelehrte des Landes mit der Erforschung des Arkanums: Ehrenfried Walther von Tschirnhaus, ein hoch angesehener Mathematiker, Physiker und Philosoph, den wissenschaftliche und technische Probleme faszinieren.

Im Auftrag Augusts des Starken reist der vielseitige Wissenschaftler, der seit 1692 in Diensten des Kurfürsten steht, um 1701 unter anderem nach



Der Fürst und sein Erfinder: Johann Friedrich Böttger erklärt August dem Starken die von ihm entschlüsselte Herstellung von Porzellan. Der begabte junge Alchemist sollte eigentlich Gold für den Herrscher erschaffen – wurde dann aber auf die begehrte Feinkeramik angesetzt (Holzstich, 1881)

Frankreich, um dort die Herstellung des Frittenporzellans zu studieren.

So viel ist ihm zu jenem Zeitpunkt wahrscheinlich klar: Porzellan besteht aus verschiedenen Erden, die man mischt und im Brand miteinander verschmilzt. Tschirnhaus experimentiert bereits seit 25 Jahren mit Erden, versucht sie zu verflüssigen, konstruiert Brennspiegel aus Kupferplatten sowie geschliffenem und poliertem Glas, um die dafür erforderliche Hitze zu erzeugen.

Seine Arbeit führt ihn zu bedeutenden chemischen Entdeckungen. So erkennt er, dass Mineralien schmelzbar sind – eine Eigenschaft, die für die Porzellanherstellung sehr wichtig ist. Dennoch: Er kommt nicht zum Ziel.

1704 stellt ihm August einen Mann mit besonderen Talenten an die Seite: Johann Friedrich Böttger, 22, begabt auf dem Gebiet der Chemie, experimentierfreudig – und besessen von einem uralten Menschheitstraum: Gold herzustellen.

Als Apothekerlehrling im brandenburgischen Berlin hat Böttger schon um 1698 mit alchemistischen Experimenten begonnen, wollte ein Wunderelixier finden, das unedle Metalle wie Blei und Kupfer in Silber oder pures Gold verwandelt. 1701 ist es ihm vor Zeugen sogar gelungen (mit welchen Tricks auch immer), Silbergroschen dem Augenschein nach zu Gold werden zu lassen.

Doch der Aufforderung, bei Hof zu erscheinen, und der Gefahr, dort seine Kunst womöglich unter Beweis stellen zu müssen, entzieht sich Böttger; Goldmachern, die als Betrüger entlarvt werden, droht die Todesstrafe.

Böttger flüchtet nach Sachsen, wird aber prompt festgesetzt: Auch hier verlangt man von ihm, sein angebliches Können zu beweisen und in den Dienst des Herrschers zu stellen – und sich so vor dem Galgen zu retten.

Dem vermeintlichen Goldmacher nimmt August das Versprechen ab, das Edelmetall künstlich zu erzeugen: ein Ziel, an dem der Potentat lange festhalten wird, weshalb der Alchemist über viele Jahre sein Gefangener bleiben wird – ohne jede rechtliche Grundlage.

Der Fürst verliert während des langen Wartens auf das vereinbarte Gold allerdings zusehends die Geduld und bestimmt schließlich, dass Böttger Tschirnhaus bei dessen Keramik-Experimenten unterstützen soll.

Offenbar schätzt der Gelehrte die Kenntnisse des jungen Mannes, dessen alchemistische Versuche er im Auftrag Augusts beaufsichtigt hat. Er bringt den Kurfürsten zu der Einsicht, dass es lohnend sein könnte, Böttger (dessen Laborarbeit und Verpflegung dem Staat bereits enorme Kosten verursacht haben) auf die Suche nach dem Porzellanrezept anzusetzen – lohnender jedenfalls, als ihn kurzerhand hängen zu lassen.

August von Sachsen hat gute Gründe, Tschirnhaus für seine Keramik-

experimente jede Hilfe zu gewähren: Zum einen ist er einer der großen Porzellanenthusiasten unter den Fürsten Europas (und später wird aus ihm geradezu ein Porzellan-Süchtiger). Zum anderen würde es ihm gewaltiges Prestige verleihen, gelänge die lang ersehnte Erfindung des europäischen Porzellans ausgerechnet in *seinem* Staat. Und schließlich braucht er dringend eine neue Einnahmequelle.

Denn die Machtpolitik und Hofhaltung des sächsischen Herrschers, der 1697 auch die Königswürde von Polen erlangt hat, verschlingt hohe Summen. Er führt Krieg gegen Schweden, um ehemals polnisches Territorium wiederzuerlangen und seine Herrschaft im Land zu festigen, und strebt danach, mit der Pracht der großen Höfe Europas zu konkurrieren. Er lädt zu prunkvollen Festen ein, fördert die Musik und das Theater, beschäftigt Architekten und Künstler – um Dresden in eine glanzvolle Metropole zu verwandeln, die eines Fürsten von europäischem Rang würdig ist.

Abgeschottet von der Außenwelt, die von den Experimenten nichts erfahren soll, tüfteln Böttger, Tschirnhaus und ausgewählte Helfer so lange, bis sie das Grundprinzip der Porzellanherstellung verstanden haben: wie sich leichtschmelzende und schwerschmelzende Erden durch den Brand miteinander verbinden lassen.

Und sie meistern 1708 die Hürde, an der andere europäische Pioniere bis dahin gescheitert sind: Es gelingt ihnen, jenen Stoff zu finden, dem die chinesische Keramik ihre zartweiße Farbe verdankt – Kaolin, ein dichtes, aber lockeres, feines weißes Gestein.

Bis heute verwenden die Porzellanhersteller dieses Material, das sich zudem gut formen lässt und den fertigen Produkten eine besondere Härte verleiht.

Unter Einwirkung hoher Temperaturen verbindet sich Kaolin mit den Mineralien Feldspat und Quarz zu einem lichtdurchlässigen Material, das nach zwei Brenndurchgängen eine abriebfreie und stoßfeste Oberfläche bekommt – jene glänzende Glasur, die so besonders edel wirkt. Anstelle des Feldspats benutzt Böttger allerdings noch Alabaster oder Marmor für seine Mischungen, mit denen er trotzdem das lang ersehnte Ergebnis erzielt.

Doch zunächst muss er einen Ofen bauen, der die gewünschte, extrem hohe Hitze erzeugen kann.

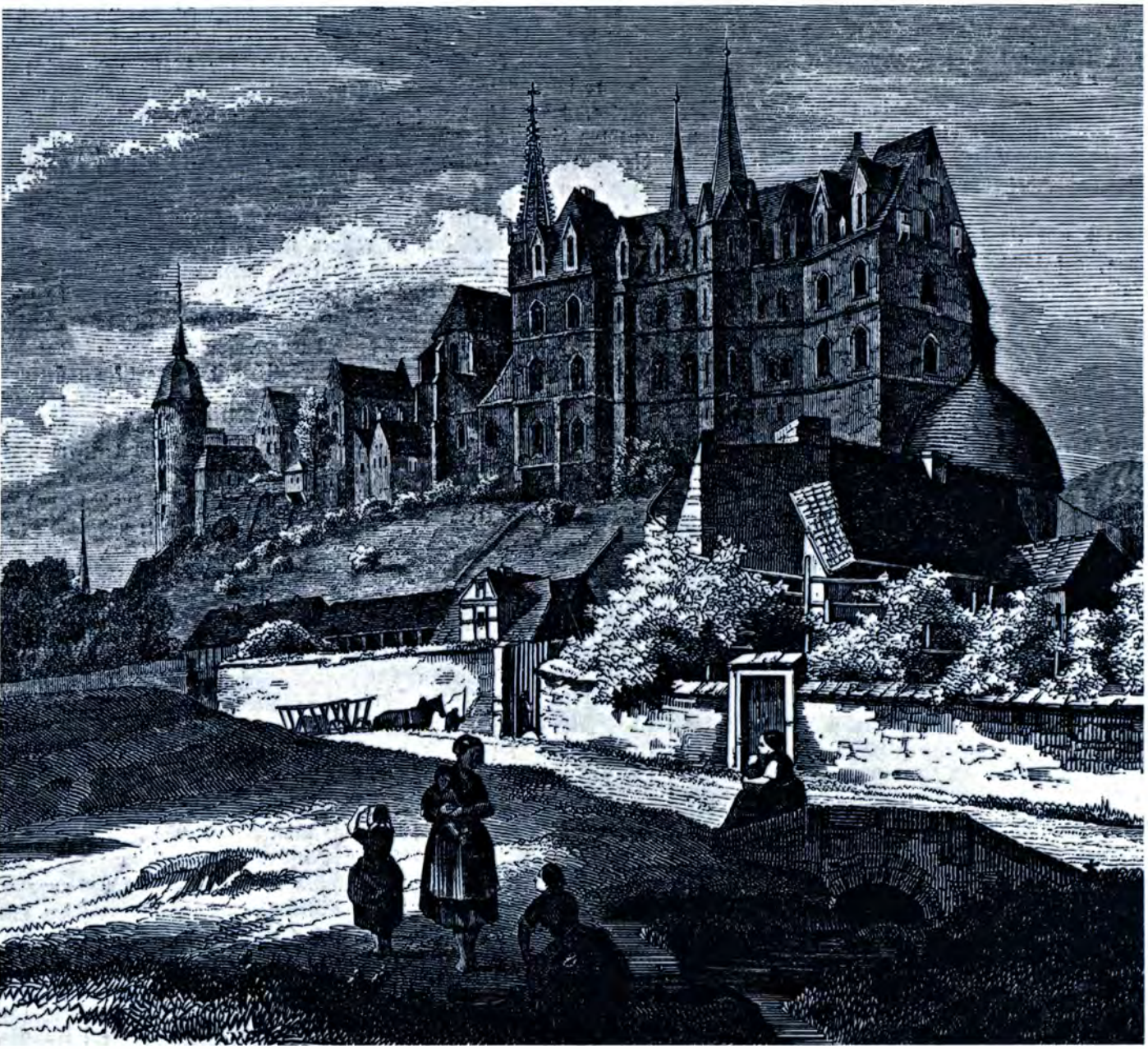
Ein Tag im Herbst 1707: Böttger experimentiert in seinem Labor, das in den unterirdischen Gewölben eines Teils der Befestigungsanlage von Dresden untergebracht ist, mit einem neuen Brennofen. Nach und nach versengt die Hitze seine Haare, frisst sich vom steinernen Boden durch seine Schuhsohlen, brennt ihm Blasen in die Füße. Aus dem Deckengemäuer sprengt sie mehrere große Steine, die wie Geschosse niedergehen. Und der Rauch hängt so dicht in seinem Laboratorium, dass Böttger kaum atmen kann.

Schwitzend und rußverschmiert sucht er weiter nach dem Baufehler des Ofens – einer speziellen, von ihm selbst erdachten Anfertigung, mit der er wesentlich höhere Temperaturen erzeugen will als mit den bis dahin bekannten Öfen möglich. Bis zu 1400 Grad Celsius braucht er für seine Experimente und eine konstante Hitze. Aber noch ist das Feuer zu schwach, bekommt nicht ausreichend Zug.

Böttger experimentiert mit seiner Konstruktion, verändert immer wieder die Höhe des Rauchabzugs. Dass der Raum, in dem er seit einigen Wochen arbeitet, bei den Versuchen fast in Flammen aufgeht, nimmt er in Kauf. Denn von einem leistungsstarken Ofen hängen alle seine künftigen Versuche ab.

Fast eine Woche lang treibt er seine Helfer an, Tag und Nacht, bis der Mangel endlich behoben ist.

Nun, da die technischen Probleme beim Brennen weitgehend gelöst erscheinen, kommen Böttger und Tschirnhaus schnell voran auf ihrem Weg, das Geheimnis der Porzellanherstellung zu entschlüsseln. Sie mischen unterschiedliche Arten fein gemahlener Erden, brennen sie in feuerfesten Formen, be-



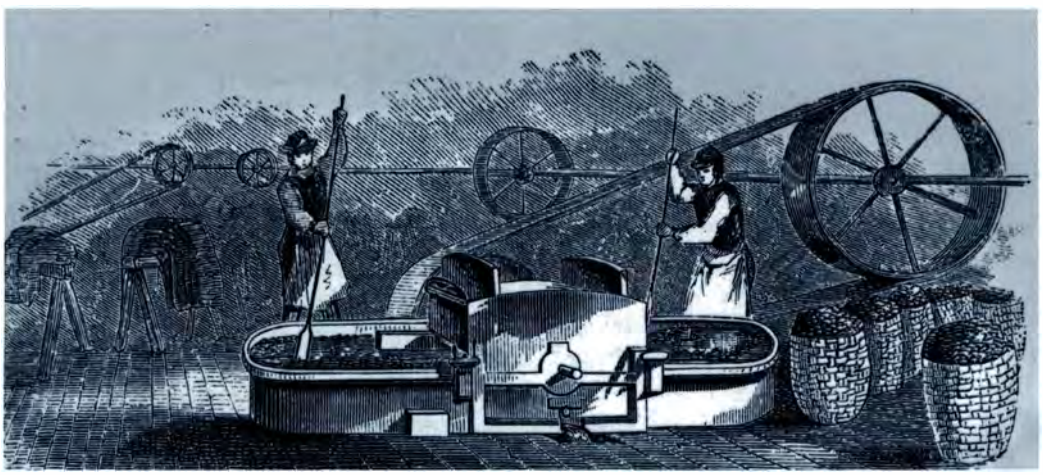
Nachdem Böttger das Geheimnis des Porzellans entdeckt hat, wollen die Sachsen es um jeden Preis bewahren: Für ihre Manufaktur bauen sie deshalb die gut abzuriegelnde Albrechtsburg in Meißen um. Soldaten bewachen die Stätte, kein Unbefugter darf sie betreten

obachten genau und sammeln Erkenntnisse, von denen nur engste Mitarbeiter erfahren.

Doch sie haben weiterhin Schwierigkeiten, für jenen Temperaturverlauf zu sorgen, den sie für die Herstellung brauchen. Viele Probestücke zerbrechen, reißen, sind deformiert oder verfärben sich. Auch haben die Glasuren noch lange nicht die chinesische Qualität.

Dann aber, Ende 1707, ist der Moment erreicht, um dem Kurfürsten das erste kleine Porzellankännchen aus eigener Produktion zu präsentieren. Der Herrscher ist begeistert und lässt vor dem Gewölbe mehr als 100 Soldaten postieren, um das Labor zu bewachen und Spione abzuschrecken. Bald darauf erschließt sich Böttger und Tschirnhaus auch die Bedeutung des Kaolins.

Am 11. Oktober 1708 aber stirbt Tschirnhaus an den Folgen der Ruhr; Böttger verliert damit seinen größten Förderer. Doch er setzt die Arbeit fort,



Die Industrielle Revolution bringt unzählige Erfindungen und Neuerungen wie Spinnmaschinen (Mitte) oder Walzwerke (oben). Oft werden sie innerhalb kurzer Zeit zum Ziel von Wirtschafts- oder Industriespionage durch Staaten oder Unternehmer und erfolgreich nachgeahmt. So schmuggeln Engländer unter anderem Zehntausende Samen von Kautschukbäumen aus Brasilien heraus, um mit den daraus gezogenen Pflanzen Gummi produzieren zu können (unten)

angespornt von den bis dahin erzielten Erfolgen – und von der Furcht vor August, der ihn weiterhin gefangen hält und noch immer auf Gold wartet.

Ende März 1709 ist es so weit: Nach etlichen erfolgreichen Proben schreibt er dem Kurfürsten, er sei nun in der Lage, Porzellan zu produzieren, das der asiatischen Ware in nichts nachstehe.

Im Januar 1710 wird die Sensation öffentlich verkündet: August der Starke gründet Europas erste Manufaktur für Hartporzellan. An allen Kirchentüren Sachsens lässt der Kurfürst die Bekanntmachung anbringen, denn er will unter den Geschäftsleuten seines Landes Investoren für das Unternehmen gewinnen.

Doch es geht ihm auch darum, den anderen Fürsten und Königen zu imponieren, sie wissen zu lassen, dass Sachsen unter den verlustreichen Kriegen mit Schweden nicht gelitten hat, dass er der Herr des Arkanums ist, und so gibt es die Ankündigung auch in lateinischer Sprache, auf Französisch und Holländisch.

Allerdings erreicht August mit seiner Bekanntmachung auch, dass fremde Herrscher und ausländische Unternehmer nun selbst in den Besitz des Geheimnisses gelangen wollen.

Sie senden Männer aus mit dem Auftrag, die geheime Formel der Porzellanherstellung zu beschaffen.

Um jeden Preis.

Wie genau die Spione versuchen, diesen Auftrag zu erfüllen, liegt im Dunkeln. Das Szenario beflügelt allerdings die Fantasie mancher Chronisten; sie malen sich aus, wie schon bald allerlei zweifelhafte Personen durch Dresden und Umgebung streifen, wie in den Gasthäusern Ausländer sitzen, die versuchen, Gespräche an den Nebentischen mitzuhören und vielleicht nützliche Informationen zu erhaschen. Wie noch Dutzende von Kilometern entfernte Wirtschaften von heimlichen Kundschaftern belagert werden, immer auf der Suche nach Kontakten zu Einheimischen, die möglicherweise über technisches Wissen verfügen.

Männer, die Einzelheiten des Porzellangeheimnisses kennen, bangen demnach sogar um ihre Töchter, an die sich Spione heranmachen, um ihnen zu entlocken, was sie über die Arbeit ihrer Väter wissen.

Die Gefahr, die von Geheimnisjägern und Geschäftemachern droht, ist den Sachsen bewusst. Der Kurfürst lässt eigens eine Kommission einsetzen, die unter anderem über den Ort befinden soll, an dem die Manufaktur am sinnvollsten einzurichten wäre. Denn sie muss gut zu beliefern sein, mit den Erden und dem Holz für die Öfen – doch zugleich gilt es, das Werkgeheimnis unter allen Umständen zu sichern.

Nach monatelangen Beratungen entscheiden sich August und seine Ratgeber schließlich für einen Standort unweit der sächsischen Kapitale: In Meißen, einer kleinen Stadt an der Elbe, bauen Arbeiter einige Säle der nur wenig genutzten Albrechtsburg für die Porzellanfabrikation um; die Öfen werden im Hof errichtet.

Der Fluss bietet ideale Möglichkeiten für den Transport der Rohstoffe und fertigen Waren. Und die auf einer Anhöhe oberhalb Meißens thronende Burg liegt derart isoliert und ist so gebaut, dass sie sich ohne großen Aufwand bewachen lässt. Nur über eine schmale Brücke ist das Innere zu erreichen. Eindringlinge sind kaum zu erwarten.

Für alle Arbeiter, die sich auf der Albrechtsburg verdingen, gelten strenge Regeln; selbst über ihr Privatleben bestimmt die Manufakturdirektion. Obwohl die meisten von ihnen gar nichts erfahren über das Fabrikationsgeheimnis, müssen sie für Übernachtungen außerhalb Meißens eine Erlaubnis einholen, werden andernfalls mit Arrest bestraft. Ihren Abschied dürfen sie nur nehmen, wenn die Direktoren es genehmigen.

Die leitenden Mitarbeiter des Betriebs, die „Arkanisten", werden per Eid zur Geheimhaltung verpflichtet und unterliegen besonderen Sicherheitsvorschriften. Von den Details der Produktion erfahren sie nur so viel, dass sie ihren Teil der Arbeit ausführen können.

Neue, bei der Herstellung gewonnene Erkenntnisse müssen sie in „Arkanbüchern" festhalten, die der Kurfürst in der Schatzkammer seines Dresdner Schlosses einlagert. Nur der noch immer eingesperrte Böttger, den August der Starke zum Administrator der Manufaktur ernennt, und wohl zwei seiner Mitarbeiter kennen anfangs alle Einzelheiten des Produktionsprozesses.

Soldaten sichern die Burg. Sächsische Adelige und ausländische Diplomaten oder Hofbeamte, die den Betrieb besichtigen, dürfen nur bestimmte Räume betreten, die nichts mit dem Arkanum zu tun haben. Wachleute geleiten die Besucher bis zu den Eingängen.

Die Leitung der Manufaktur ahndet jeden Verstoß gegen die Betriebsregeln. Inspektoren beobachten sogar das Verhalten von Fremden, die als Gäste nach Meißen kommen, aber womöglich an dem Werkgeheimnis interessiert sein könnten. So erregt ein Engländer, der sich nicht in einem Gasthof, sondern bei einer Witwe einquartiert, ein solches Misstrauen, dass ihn ein Kontrolleur bei der Betriebsleitung meldet. Dabei hat der verstorbene Gatte der Frau wahrscheinlich aus beruflichen Gründen nie einen Fuß in die Albrechtsburg gesetzt – er war Perückenmacher.

Das größte Risiko geht ausgerechnet vom Erfinder des Porzellans aus, von dem der Kurfürst unverändert das Goldwunder erwartet. Johann Friedrich Böttger, der als prahlsüchtig gilt, in seiner Gefangenschaft an Depressionen leidet und dem Alkohol verfällt, ist zuweilen allzu redselig und steht bald im Verdacht, dass er in betrunkenem Zustand Besuchern, die ihm Gesellschaft leisten, von seinem Geheimwissen erzählt.

Tatsächlich fordern schon bald zwei seiner Mitarbeiter von der Manufaktur hohe jährliche Pensionen, sonst würden

sie das Arkanum oder Teile davon ins Ausland verkaufen. Wie viel sie wirklich wissen, ist unklar – es gibt etliche falsche Arkanisten, die versuchen, mit angeblichen Geheimnissen Geschäfte zu machen. In diesem Fall aber geht die Betriebsleitung kein Risiko ein – und zahlt das geforderte Schweigegeld.

Denn nach wie vor sind Fürsten und Unternehmer darauf erpicht, das chinesische Porzellan nachzuahmen. In den Jahren 1712 und 1722 schildert ein französischer Jesuitenpater, der in China lebt, in Briefen nach Hause den Arbeitsalltag der fernöstlichen Porzellanherstellung, beschreibt die Rohstoffe, die Öfen. Er sendet sogar Proben des chinesischen Kaolins und Feldspats nach Frankreich.

Doch obwohl seine Berichte auf den ersten Blick sehr kenntnisreich und detailliert erscheinen, sind sie nicht als Anleitung zur Porzellanproduktion verwendbar: Dem Pater sind zu viele Ungenauigkeiten und Irrtümer unterlaufen.

Auch den Auftraggebern möglicher Spione in Sachsen ist vermutlich klar, dass die Porzellanformel allein noch keine Herstellung feiner Keramik ermöglicht – und dass sie ihr Geld besser in das Anwerben von Spezialisten investieren, die Kenntnisse zumindest über Teile der Formel besitzen *und* in der praktischen Umsetzung geübt sind.

Nicht alle Details sind bekannt über die Art und Weise, wie das Meißener Geheimnis in andere Hände gelangt. Aber in dem nun heraufdämmernden Zeitalter der Industrialisierung verraten sich Wirtschaftsspione fortan vor allem durch eines: das Auftauchen einer (nahezu) perfekten Kopie eines begehrten Produkts auf einem fremden Markt.

So nimmt ein Deutscher namens Johann Gottfried Brügelmann 1784 in Ratingen nahe Düsseldorf als Erster auf dem Kontinent die Textilproduktion mit wassergetriebenen Spinnmaschinen auf. Das dafür nötige Wissen hat der Geschäftsmann direkt aus englischen Fabriken beschaffen lassen – auf ominöse und ganz sicher illegale Weise, denn die Ausfuhr von Maschinen und Blaupausen ist im Mutterland der Industrialisierung per Gesetz verboten.

Als Besucher und Kunden getarnte Ausländer, oft Ingenieure aus den deutschen Landen oder Frankreich, kopieren in England im Auftrag ihrer Regierungen (oder aus finanziellem Eigeninteresse) die Konstruktionspläne von Dampfmaschinen, schmuggeln eiserne Bauteile aus dem Land, werben Facharbeiter ab.

1791 schickt der bayerische Kurfürst einen 19-jährigen Untertanen auf die Insel, der sich in die Dampfmaschinenfabrik der Pioniere James Watt und Matthew Boulton einschleicht und bald darauf ein eigenes Modell des Universalmotors anfertigen kann.

Gut 20 Jahre später reist der amerikanische Kaufmann Francis Cabot Lowell aus Massachusetts durch Großbritannien – und begründet wenig später mithilfe mechanischer Webstühle, die sich der Brite Edmund Cartwright hatte patentieren lassen, die Textilindustrie in seiner Heimat: So verbreiten sich die Errungenschaften der englischen Industriepioniere bis in die Neue Welt.

In Meißen hingegen entscheiden sich die Konkurrenten in spe für einen anderen Weg: Sie versuchen, Arkanisten mit viel Geld abzuwerben.

Und so sickern auch beim Porzellan, allen Sicherheitsvorkehrungen zum Trotz, bald erste Details des Produktionsprozesses durch – zuerst nach Österreich: Schon 1718 gründet der Hofkriegsratsagent Claudius Innocentius du Paquier eine Porzellanmanufaktur in Wien, für die er ein Patent seines Kaisers erhält. Wie er die grundlegenden technischen Voraussetzungen dafür schafft, lässt sich zwar nicht genau sagen, doch die Männer in Meißen vermuten, dass ihn ein Mitarbeiter Böttgers mit Informationen versorgt hat.

Zudem ist dessen Halbbruder nach Wien gereist – und soll dort ein Modell oder Zeichnungen des sächsischen Brennofens verkauft haben.

Um an weitere Fachkräfte zu gelangen, bittet du Paquier einen österreichischen Diplomaten, Kontakt zu Samuel Stöltzel aufzunehmen, einem der ersten Assistenten Böttgers. Und der Mittelsmann wirbt den Experten tatsächlich ab: Du Paquier, der sich reichen Profit verspricht, sagt Stöltzel ein üppiges Gehalt zu, außerdem freies Wohnen und eine Kutsche in Wien. Im Gegenzug verpflichtet sich der Arkanist, zehn Jahre im Dienst des österreichischen Unternehmers zu bleiben.

Und tatsächlich: Die Wiener starten die Produktion der neuen Manufaktur, eine beachtliche Leistung, zu der sie allerdings nur fähig sind, weil noch ein weiterer sächsischer Untertan gegen den Willen seines Herrschers verstößt – der Besitzer jener Grube, die das Kaolin für den Betrieb in der Albrechtsburg liefert. Der Mann darf seine weiße Erde nur nach Meißen verkaufen, exportiert sie nun aber illegal nach Österreich.

Doch schon gut ein Jahr später flieht Stöltzel – vielleicht aus Reue, vielleicht weil er mit einem seiner neuen Kollegen in Streit gerät – zurück nach Meißen, wo er so wertvoll ist, dass ihm die dortige Manufakturleitung seinen schweren Verstoß vergibt. Zumal er zuvor die Öfen des Wiener Betriebs zerstört, die vorhandene Porzellanmasse unbrauchbar gemacht und einen der begabtesten Mitarbeiter abgeworben hat.

Ab 1731 feiert das Meißener Porzellan triumphale Erfolge auf dem europäischen Markt. August der Starke kann in den Jahren vor seinem Tod 1733 einen seiner größten Siege genießen – den Ruhm Meißens.

Die Manufaktur unterhält Verbindungen zu Vertretungen in Amsterdam, Paris und London, in Belgrad, Sankt Petersburg und Wien, von denen die Kunden das Porzellan aus Sachsen kaufen: dem einzigen Staat Europas, dem die Herstellung der luxuriösen Keramik in hervorragender Qualität und großen Mengen gelingt – eines Porzellans, das inzwischen sogar beliebter ist als die

Nach Tausenden Versuchen finden Böttger und von Tschirnhaus jene Zutat, die Porzellan erst makellos weiß macht: Kaolin. Schimmernd weiße Stücke verlassen die Meißener Manufaktur, so diese Teekanne (um 1720)

chinesische Ware, da es die Sachsen nach den Wünschen ihrer Kunden gestalten.

In Meißen selbst findet kein Verkauf statt. Die Direktoren wollen Besucher fernhalten, unter die sich Spione mengen könnten. Möglichst wenig sollen die Manufakturisten mit Fremden in Kontakt kommen, möglichst wenigen Versuchungen ausgesetzt sein.

Aber 1731 kommt man in Dresden einer Verschwörung auf die Spur, in die offenbar ein sächsischer Minister verwickelt ist: Im Palais des Grafen von Hoym, der den Kurfürsten in dessen Abwesenheit als Oberdirektor der Manufakturkommission vertritt, finden die Fahnder aufbereitete Mischungen der Porzellanmasse.

Offenbar wollte Hoym das Material nach Frankreich verkaufen, wohin der Graf, der lange sächsischer Botschafter am Hof des französischen Königs in Versailles war, gute Beziehungen hat. Da der Minister auch wegen anderer Verfehlungen in Ungnade fällt, wird er auf die Festung Königstein verbracht, wo er sich 1736 in seiner Zelle erhängt.

Doch die Sachsen können ihr Geheimnis nicht mehr schützen. Zwischen 1745 und 1760 entstehen neun weitere bedeutende Porzellanmanufakturen in Europa, so im französischen Sèvres und in Nymphenburg bei München.

Während des Siebenjährigen Krieges von 1756 bis 1763 wird das Land von Preußen besetzt: Diese Gelegenheit nutzt Preußens König Friedrich II., um große Teile des Meißener Lagerbestandes ins eigene Königreich bringen zu lassen; dann wirbt er zahlreiche Spezialisten nach Berlin ab – zur Königlichen Porzellan-Manufaktur.

Vielerorts versuchen Konkurrenzbetriebe nun, mit Hilfe abgeworbener oder aus Unzufriedenheit über Lohn, Arbeit oder Kollegen abgewanderter Fachkräfte, Porzellan nach dem sächsischen Vorbild herzustellen.

Auch kommen weitere Pioniere dem Geheimnis der feinen Keramik auf die Spur. Und so dauert es nicht lange, bis immer mehr Betriebe in Europa Porzellan herstellen können, das genauso gut ist wie das sächsische: 1814 wird das Arkanum schließlich in Meißen für aufgehoben erklärt.

Johann Friedrich Böttgers Geheimnis ist nun europäisches Allgemeingut.

Den Triumph seiner Manufaktur aber erlebt der Alchemist nicht mehr. Besessen von der Idee, Gold erzeugen zu können, hat er schon während der Gefangenschaft seine Versuche wieder aufgenommen – obgleich wohl niemand mehr ernsthaft einen Erfolg von ihm erwartet. Im Jahr 1714 entlässt ihn August der Starke aus der Haft. Doch genießen kann der schwer kranke Erfinder seine endlich wiedererlangte Freiheit nicht.

Vermutlich zu sehr hat seine Gesundheit unter den chemischen Dämpfen und den Giften gelitten, denen er im Laufe seiner zahllosen Experimente ungeschützt ausgesetzt war. Von seinem einst so brillanten Geist ist nicht mehr viel übrig. Zeitweilig verwirrt, verbringt er die letzten fünf Monate seines Lebens bettlägerig, epileptische Krämpfe überfallen ihn. Im Frühjahr 1719 hilft keine Behandlung mehr gegen das hohe Fieber, in dem er dämmert. Neun Stunden dauert sein Todeskampf.

Am 13. März stirbt Böttger im Alter von nur 37 Jahren, von denen er mehr als zwölf unter ständiger Bewachung verbracht hat, eingesperrt in Laboratorien, Schlosskammern, Gewölben und unterirdischen Werkstätten.

Auf der Suche nach einem Material, das fast so wertvoll war wie Gold. ●

Dr. Marita Liebermann, *41, Dozentin an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, schrieb zuletzt für* GEO*EPOCHE* EDITION *über einen noch stabileren Werkstoff: die Bronze für antike Plastiken.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Isabelle von Marschall u. a., *„Von den Ursprüngen des europäischen Porzellans bis zum Art Déco"*, Deutsches Porzellanmuseum: reich illustrierter Sammelband. Rolf Sonnemann/Eberhard Wächtler (Hg.), *„Johann Friedrich Böttger. Die Erfindung des europäischen Porzellans"*, Kohlhammer: fundiertes Standardwerk.

IM SOLD DES ZAREN

Von MARION HOMBACH

1913, in einer Zeit internationaler Spannungen, der Kriegsfurcht und Spionagehysterie, nehmen österreichische Fahnder die Spur eines Verräters in ihren Reihen auf. Als sie die Identität des Mannes erkennen, sind die Geheimdienstler fassungslos – es ist Oberst Alfred Redl, ihr ehemaliger Vizechef

Le Petit Journal

ADMINISTRATION
61, RUE LAFAYETTE, 61
Les manuscrits ne sont pas rendus
On s'abonne sans frais dans tous les bureaux de poste

5 CENT. SUPPLÉMENT ILLUSTRÉ 5 CENT.
24me Année — Numéro 1.178
DIMANCHE 15 JUIN 1913

ABONNEMENTS

	SIX MOIS	UN AN
SEINE et SEINE-ET-OISE..	2 fr.	3 fr. 60
DÉPARTEMENTS.....	2 fr.	4 fr. »
ÉTRANGER.....	2 50	5 fr. »

LA TRAHISON DU COLONEL REDL EN AUTRICHE

Comment le coupable s'est suicidé

Die Fahnder lassen den enttarnten Spion mit einer Pistole allein. Gemäß seiner Offiziersehre soll sich Redl selbst richten (Titelblatt einer französischen Zeitschrift, 1913)

Am Nachmittag des 24. Mai 1913 verlangt ein eleganter Herr von etwa 50 Jahren, grauer Anzug, dunkler Hut, auf dem Wiener Hauptpostamt am Fleischmarkt nach seiner einlagernden Korrespondenz. Sein Name sei Nikon Nizetas.

Die Schalterbeamtin versucht zunächst, den Mann in ein Gespräch zu verwickeln, holt dann zögernd den Brief aus dem Abholfach im Regal. Der Herr im grauen Anzug greift ungeduldig nach dem Kuvert, zeichnet für den Empfang ab und eilt aus dem Postamt.

Draußen nehmen drei Männer seine Verfolgung auf: Kriminalbeamte, die die Postmitarbeiterin über einen eigens installierten Alarmknopf herbeigerufen hat. Seit Wochen warten die Polizisten auf diesen Moment. Denn „Nikon Nizetas" ist ein Deckname – und der Empfänger des Briefs in Wahrheit ein Spion.

Der Verdächtige bemerkt die Männer offenbar, hastet weg. Einige Straßen weiter nimmt er sich ein Taxi und fährt davon. Die Polizisten notieren die Nummer des Fahrzeugs, warten am Taxistand auf die Rückkehr des Wagens und erfahren vom Fahrer, der Gast habe anfangs das „Hotel Klomser" als Ziel angegeben, es sich dann aber anders überlegt und sei früher ausgestiegen.

Der Spion scheint verschwunden.

Die Beamten lassen sich in dem Taxi zum Hotel fahren. Unterwegs finden sie auf dem Boden des Wagens ein ledernes Messerfutteral und fragen den Chauffeur, ob sein Fahrgast Post mit einem Taschenmesser geöffnet habe?

Ja, bestätigt der Taxifahrer, der Herr habe einen Brief aufgeschlitzt.

Was nun folgt, werden die Polizeiakten später so beschreiben: Nach der Ankunft im Hotel deponieren die Beamten das Etui auf einem Tisch im Empfang und schärfen dem Portier ein, nicht preiszugeben, dass die Polizei es dort hinterlegt hat. Falls jemand nach der Hülle frage, solle er behaupten, der Chauffeur des Taxis habe es gebracht.

Dann verteilen sich die Fahnder vor dem Hotel, um nach dem Mann aus dem Postamt Ausschau zu halten. Der taucht tatsächlich wenig später in einer nahegelegenen Einkaufspassage auf, zieht einige Zettel aus der Westentasche, zerreißt sie, wirft die Schnipsel zu Boden. Und geht weiter in Richtung des Hotels.

Die Polizisten sammeln die Papierfetzen ein und folgen dem Mann. Als sie im Hotel eintreffen, ist das Messerfutteral verschwunden: Gerade sei ein Gast zurückgekehrt, sagt der Portier, und habe es an sich genommen. Er sei sehr erschrocken gewesen und habe sich erst beruhigt, als er erfahren habe, dass der Taxifahrer das Etui gebracht habe.

DIE RUSSEN ZAHLEN GUT FÜR INFORMATIONEN

Die Beamten haben keine Zweifel: „Nikon Nizetas" ist gefunden. Doch noch wissen sie nicht, wer unter diesem Namen soeben im Zimmer Nummer 1 verschwunden ist. Und sie ahnen nicht, dass er ein Verräter ist, wie er in dieser Zeit schlimmer kaum denkbar ist.

Von machtpolitischen Rivalitäten getrieben und durch Bündnisse aneinandergekettet, stehen sich Europas Großmächte in gespannter Erwartung gegenüber: Frankreich, Großbritannien und Russland auf der einen, Deutschland und Österreich-Ungarn auf der anderen Seite. Sie alle rechnen mit einem großen Krieg – einem Konflikt, den manche Scharfmacher herbeisehnen, dessen Dimensionen aber alle fürchten: Kämpfe hochgerüsteter Flotten und Armeen, die sich bis in entlegene Kolonialgebiete ausbreiten könnten; Schlachten mit Waffen von ungeheurem Zerstörungspotenzial. Angriffe, die kaum vorhersehbar sind, weil Soldaten nicht mehr wochenlang an Einsatzorte marschieren, sondern per Eisenbahn binnen Tagen in Stellung gebracht werden.

Und so versuchen Regierungen und Generalstäbe, sich mit allen Mitteln Informationen über die militärische Stärke der Gegenseite zu verschaffen, deren Kriegsplanungen, Verteidigungsstrategien. Nachrichtenoffiziere arbeiten nun in den Kriegsministerien, Geheimagenten sind in Grenzregionen unterwegs.

In den Luxushotels europäischer Metropolen und Kurorte treffen sich Diplomaten und Militärs mit Spionen und dubiosen Zuträgern, werden Landkarten, Kasernengrundrisse und Mobilmachungspläne für viel Geld verkauft.

Es ist ein dunkler Markt der Geheimnisse, auf dem das entscheidende Wissen für einen mit neuen Mitteln geführten Krieg gehandelt wird: die Informationen darüber, wann und wo der Gegner massiert angreifen wird.

Denn die europäische Kriegskunst hat sich nach dem Sieg Preußens über Frankreich durch den Einsatz effektiverer Transportmittel weiterentwickelt: 1870/71 konnten die deutschen Truppen die Franzosen auch deshalb bezwingen, weil die deutsche Armeeführung detaillierte Eisenbahnfahrpläne für die Verlegung der eigenen Truppen im Kriegsfall parat hatte – und ihre Einheiten rasch gen Westen transportieren konnte.

Das rasant wachsende Eisenbahnnetz spielt seither in den Kriegsplanungen aller Militärstrategen eine zentrale Rolle: für das Tempo des Aufmarsches, die Koordinierung der Truppen.

Als sich fast alle großen Staaten Europas ab 1890 zu zwei rivalisierenden Machtblöcken zusammenschließen, beginnen die führenden Militärs, Mobilisierungspläne und Handlungsanweisungen für unterschiedliche Kriegsszenarien zu erstellen, Heere und Flotten massiv

Alfred Redl, ehrgeiziger Sohn eines Bahnbeamten in Galizien, macht in der habsburgischen Armee schnell Karriere

Im Wiener Kriegsministerium sitzt auch das »Evidenzbureau« – der Militärgeheimdienst, zu dessen stellvertretendem Leiter Redl aufsteigt

aufzurüsten sowie Waffensysteme von nie gekannter Reichweite in ihre Pläne einzubeziehen: gepanzerte Schlachtschiffe, Handgranaten, Maschinengewehre.

Schon seit Jahren unterhalten Europas Großmächte professionelle Geheimdienste – Organisationen, die den Kriegs- oder Innenministerien zugeordnet sind oder wie in Frankreich und Deutschland eine Abteilung im Generalstab bilden und den Auftrag haben, die militärischen Fähigkeiten anderer Staaten auszuforschen und gleichzeitig Spione im eigenen System zu enttarnen.

In Frankreich (wo bereits Napoleon Bonaparte einen effizient arbeitenden Spionageapparat zur Überwachung von vermeintlichen Staatsfeinden betrieben hatte) stellt das „Deuxième Bureau", organisatorisch als zweite Abteilung des Generalstabs gegründet, ab 1871 Geheimdossiers über die Armeen ausländischer Mächte zusammen. Die Einzelinformationen liefern Agenten, die etwa auf Außenposten in den deutsch-französischen Grenzgebieten verteilt sind.

Das Zarenreich nimmt sich den französischen Dienst zum Vorbild, um eine bereits existierende Spionageabteilung im Kriegsministerium zu reformieren: die 1826 gegründete „Raswedka" („Aufklärung"). Doch deren Führungskorps ist alt, zugetragenes Material wird oft nicht ausgewertet, übermäßig viel Spionagegeld an korrupte Grenzer und Schmuggler verschwendet statt an Informanten gezahlt. Daher werden jüngere, rangniedere Offiziere in Führungspositionen eingesetzt, die ihre Arbeit mit mehr Energie betreiben. Und in den grenznahen „Erkundungssektionen" setzen junge Generalstäbler endlich professionelle Feindaufklärung durch.

So entsendet die Raswedka 1895 spezialisierte Offiziere in ihre Niederlassungen in Kiew und Warschau, die nun gegen die Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn spionieren sollen. In Polen (das zum Zarenreich gehört) werden die Mitarbeiter nach der Ausbildung in einer neuen Agentenschule mit einer Kamera ausgestattet und auf Fahrrädern unter anderem ins deutsche Grenzgebiet geschickt.

Dort halten sich die Männer des Zaren in der Nähe von Kasernen auf, versuchen, mit Soldaten ins Gespräch zu kommen – und spähen dabei den Aufbau von Festungen und Truppenstärken aus.

Um an Geheimdokumente zu gelangen, bestechen die Agenten das Schreibpersonal der Kasernen oder setzen Soldaten unter Druck, die ihnen zuvor Ehrenrühriges erzählt haben.

Andere Spione bedienen die russischen Militärattachés in Wien und Berlin – die wiederum geheime Informationen in die Warschauer Geheimdienstzentrale liefern. Die Raswedka setzt ihr üppiges Budget außerdem für zwielichtige Gestalten ein, die aus deutschen und österreichischen Kasernen Karten und Pläne stehlen, Skizzen von Brücken und Bahnlinien, Mobilmachungsanweisungen, Einzelheiten über Manöver, bei denen der Kriegsfall simuliert wird.

REDL GIERT NACH GELD UND LUXUS

Etliche dieser Dokumente sind vermutlich gefälscht, doch das fällt in der Regel nicht auf, weil die Männer in der Zentrale ihre Quellen nahezu nie auf Plausibilität prüfen und immer wieder Spionageberichte ungelesen in ihren Aktenschränken verschwinden.

Obwohl über all diese Vorgänge in der Öffentlichkeit nur wenig bekannt ist, wächst in den europäischen Staaten die Furcht vor einer Unterwanderung durch ausländische Agenten. Spionageromane heizen dieses Bedrohungsklima noch an: So behauptet ein französischer Schriftsteller 1906 in einem Buch, dass in Frankreich mehr als 30 000 deutsche Agenten unterwegs seien. Drei Jahre später beschreibt ein Brite in einem Roman

das Szenario einer deutschen Invasion Großbritanniens, vorbereitet von Spionen des Kaiserreichs.

Und tatsächlich: Die Nachrichtendienstabteilungen der britischen Armee sind winzig, unterfinanziert und nicht in der Lage, feindliche Späher abzuwehren oder gar selbst systematisch Informationen über andere Staaten zu sammeln.

Ein Oberstleutnant im Londoner Kriegsministerium, der schon länger für eine eigenständige Spionageabteilung wirbt, nutzt die Romanschilderungen für seine Zwecke. Er webt sie in Berichte ein, mit denen er seine Vorgesetzten über ein angeblich weitverzweigtes deutsches Agentennetz in England unterrichtet – und hat damit Erfolg: 1909 wird das „Secret Service Bureau" seine Arbeit aufnehmen, wenig später entstehen daraus der für Gegenspionage zuständige Inlandsdienst „Military Intelligence, Section 5" und der Auslandsdienst MI6.

Dessen Agenten werden schon bald in Deutschland aktiv, geführt von einem Mann, der alle Dokumente nur mit seinem Kürzel unterzeichnet und der Organisation so eine besonders geheimnisvolle Aura verleiht: „C" – für Mansfield Smith-Cumming.

Auch die Militärs der Mittelmächte setzen zunehmend Agenten ein. In Deutschland operiert seit 1867 das „Nachrichten-Büro des Großen Generalstabs" (ab 1889 „Sektion IIIb" genannt). In der Habsburgermonarchie koordiniert das bereits 1850 gegründete „Evidenzbureau" die Militärspionage.

Dieser Nachrichtendienst verfügt in den 1890er Jahren über ein sorgsam aufgebautes Netz von Informanten in Russland, das er nach der Niederlage des Zaren im Krieg gegen Japan 1905 jedoch kaum noch beschäftigt, weil die k. u. k. Diplomaten die Gelegenheit für eine Annäherung an Sankt Petersburg sehen: Das Evidenzbureau baut seine Russland-Abteilung weitgehend ab, streicht die Mittel zusammen.

Österreich wird im Osten blind – und merkt nicht, dass dorthin immer mehr eigene Staatsgeheimnisse abfließen. Im Herbst 1906 meldet Mitrofan Martschenko, der neue russische Militärattaché in Österreich, seinen Vorgesetzten in Sankt Petersburg die Wünsche eines „äußerst hochwertigen Mannes" in Wien, der bereit sei, gegen Geld geheime Militärinformationen preiszugeben.

Als „Agent Nr. 25" oder „R" wird der Spion, ein Major der österreichischen Armee, in den Büchern der Raswedka geführt. Sein Name: Alfred Redl.

Der aus dem galizischen Lemberg stammende, 42-jährige Offizier hat bereits eine steile Karriere im österreichischen Heer hinter sich, diente im Wiener Eisenbahnbüro des Generalstabs, bei der Infanterie, im Generalstabskorps. In der Schule hat er Polnisch und Ukrainisch gelernt. Der Generalstab schickte den begabten Offizier mehrfach nach Russland. Dort lernte er die Landessprache, ehe er ab 1900 in der „Russischen Gruppe" des Evidenzbureaus eingesetzt wurde, wo er anfangs Informationen über die Armee des Zarenreichs auswertete.

LANGE KOMMT KEINER DEM VERRÄTER AUF DIE SPUR

Redl gilt bei seinen Vorgesetzten und Kollegen als intelligent, fleißig, bescheiden – und absolut vertrauenswürdig. Im Herbst 1907 wird er Vizechef des im Kriegsministerium untergebrachten Evidenzbureaus, mit Zugang zu nahezu allen Geheimnissen der österreichischen Spionage und Gegenspionage.

Da hat er vermutlich längst beschlossen, den Russen alles zu verraten, wenn die zu zahlen bereit sind. Bis spät in die Nacht hinein fotografiert Redl in seinem Appartement in der Wiener Josefstadt Unterlagen, die er im Dienst einsehen kann. Dazu gehören „Reservatdienstbücher" der Militärs mit genauen Informationen etwa für die Sicherung von Eisenbahnanlagen oder über die Lage von Minenfeldern. Aber auch Direktiven zur Sicherung der Grenzen. Informationen über die Ausrüstung von Militärstützpunkten. Mobilisierungsanweisungen für die möglichen Kriegsfälle „Russland" und „Italien".

Und vor allem die Aufmarschpläne der k. u. k. Truppen und die Abfolge ihres Einsatzes im Falle eines Kriegs mit Russland, Italien oder den Balkanstaaten. Dies sind die wichtigsten Dokumente, die Redl für seine Abnehmer ablichtet.

Kontakt zu seinen Auftraggebern hält er vermutlich per Post. Gut möglich auch, dass er manche Dokumente persönlich an Agenten der Raswedka übergibt, etwa in dem mondänen Kurort Karlsbad. Sicher ist nur: Russland steht im Ruf, Verräter sehr gut zu bezahlen. Und Redl braucht Geld, viel Geld.

Der Sohn eines Eisenbahnbeamten, in einfachen Verhältnissen groß geworden, giert nach Luxus, Glanz, Extravaganz. Er beschäftigt zwei Diener, speist in den teuersten Restaurants, besitzt zwei Daimler-Limousinen.

Und er hält sich einen jungen Leutnant als Liebhaber, Stefan Horinka, den er in der Wiener Gesellschaft stets als seinen „Neffen" vorstellt: Redl zahlt Horinka eine monatliche Apanage, finanziert ihm eine Wohnung, stellt ihm zwei Reitpferde zur Verfügung, schenkt ihm Schmuck und einen seiner Wagen.

Zudem hat er eine Dame engagiert, die in der Öffentlichkeit als seine Geliebte gilt. Damit hält der Offizier die Fassade aufrecht, die 1907 schon den russischen Militärattaché getäuscht hat, als der in einem Brief nach Sankt Petersburg berichtete, Redl sei ein „Liebhaber der Frauen".

Seinen Lebensstil kann sich der Vizechef des Evidenzbureaus nur dank der üppigen Bezahlung für seine Spionagedienste leisten, die er wohl über postlagernde Briefe im Wiener Hauptpostamt empfängt: Binnen weniger Jahre zahlt Redl mindestens 150 000 Kronen bei seiner Bank ein – das Zehnfache seines Jahresgehalts.

Vermutlich erhält er sogar weitaus mehr Geld, von dem er den größten Teil sofort ausgibt: für Dutzende Glacéhandschuhe, Havanna-Zigarren, Parfüms, exquisite Uhren.

Seine unglaublichen Einkünfte erklärt er mit einer reichen Tante, die ihm ihr Vermögen hinterlassen habe. Um Nachforschungen zu verhindern, ändert er sogar seinen Eintrag in den Personalakten des Evidenzbureaus und gibt an, er habe 250 000 Kronen geerbt.

Jahrelang kommt niemand dem Verräter auf die Spur, auch weil er sich selber glänzend als Agentenjäger inszeniert: Die Russen geben ihm die Namen einiger Spione preis, die ihnen keinen Nutzen mehr bringen und deren Enttarnung Redl dann betreibt.

Umgekehrt liefert der Eliteoffizier der Raswedka anscheinend eine Liste mit den Namen der noch in Russland aktiven österreichischen Agenten und vernichtet so das ohnehin geschwächte Spionagenetz der Habsburger im Zarenreich nahezu vollständig.

Nur einmal fliegt Redl beinahe auf. 1909 behauptet der britische Militärattaché in Sankt Petersburg gegenüber seinem österreichischen Kollegen beiläufig beim Tee, es müsse auf höchster Ebene des Generalstabes der k. u. k. Monarchie einen Verräter geben – wie genau er darauf kommt, ist unklar, aber da die Verbindungen Englands mit Russland zu dieser Zeit immer enger werden, mag der Hinweis von dort kommen.

Als der Diplomat daheim in Wien den Verdacht dem Leiter des Evidenzbureaus meldet, lässt der den Fall untersuchen – ausgerechnet durch seinen Vizechef Redl.

Der findet, natürlich: nichts. Bald darauf verhaftet die Polizei in Sankt Petersburg einen Journalisten, der beschuldigt wird, für den österreichischen Militärattaché in Russland geheime russische Dokumente ausgespäht zu haben. Der Attaché muss das Land verlassen – und wird später sagen, Redl habe diese Affäre inszeniert, um ihn loszuwerden.

Im Oktober 1912 wird Redl, inzwischen Oberst, als Generalstabschef zu einem Armeekorps im böhmischen Prag

Der Geheimdienstoffizier Maximilian Ronge leitet die Jagd nach dem Spion in den eigenen Reihen

Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf entwirft den Operationsplan des Militärs gegen das Zarenreich – Redl spielt das Dokument den Russen zu

Ein Exemplar 4 Heller.
14. Jahrgang. Nr. 4817.

Illustrierte

Kronen Zeitung

Monatlich Krone 1.20
mit Zustellung ins Haus.

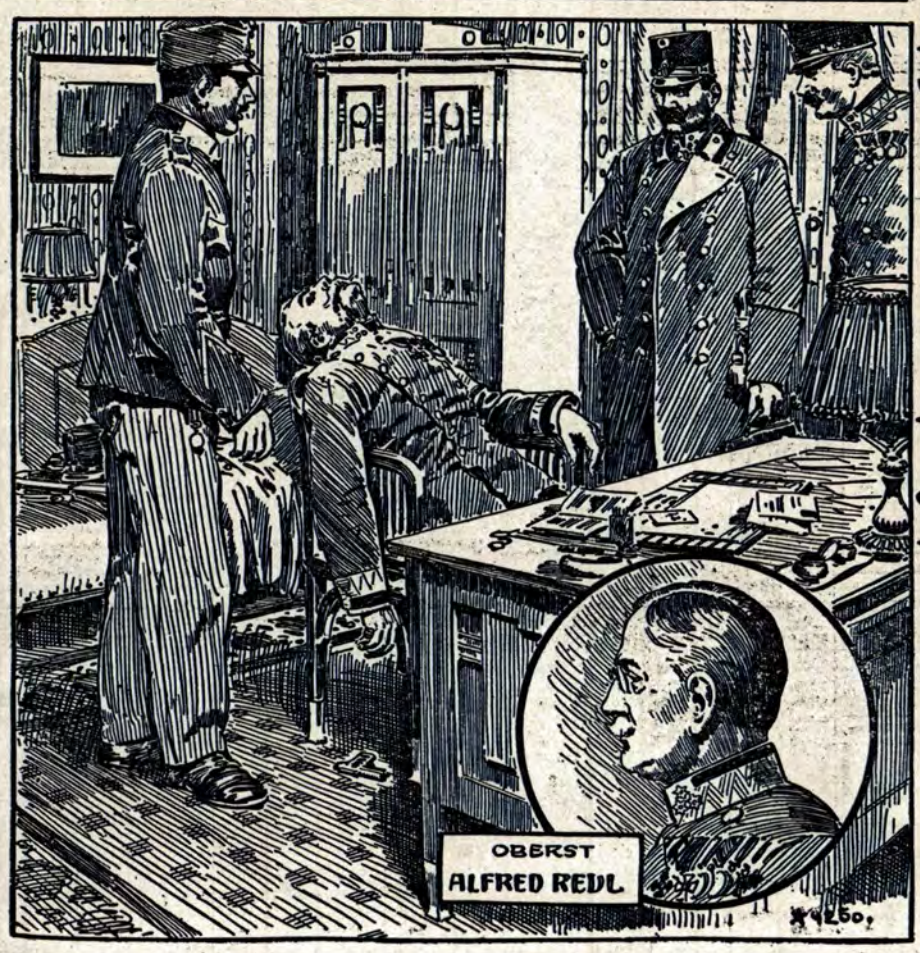
Administration: IX/1, Pramergasse 28, Tel. 13744.
Stadtbureau: I., Schulerstraße 11, Telephon 7927.

Wien, Samstag, den 31. Mai 1913.
Redaktion: Wien, IX/1, Pramergasse 28.
Int.-und. Tel. 12805. Lokal-Tel. 11330. Manuskripte werden nicht zurückgestellt.

Provinz-Abonnement vierteljährlich 5 Kronen.
Bestellungen für weniger als drei Monate werden nicht angenommen.

Der Selbstmord eines Mordverdächtigen im Hotel Sautner.

Bilder im Blatte.



Das Ende des Verräters. Der Selbstmord des Obersten Redl.

Der enttarnte Redl verübt Selbstmord. Anschließend versucht der Geheimdienst, den Skandal zu vertuschen. Doch schon bald berichtet die Presse, wie hier die »Wiener Kronenzeitung«, von Redls Verrat

versetzt. Er hat nun keinen direkten Zugriff mehr auf die Unterlagen des Evidenzbureaus – aber dort noch so viel Autorität, dass er sich von ehemaligen Kollegen vertrauliche Dokumente unter dem etwas dürftigen Vorwand zuschicken lassen kann, sein „Neffe", der noch am Anfang seiner Militärkarriere stehe, brauche sie zu Studienzwecken.

Zum Verhängnis wird Redl schließlich der deutsche Militärnachrichtendienst, die Sektion IIIb.

Die Aufklärungsabteilung des deutschen Generalstabs ist seit ihrer Gründung 1867 systematisch aufgebaut worden und auch in und gegen Russland aktiv. Besonders hilfreich sind dabei ihre Kontakte in die Schweiz: Aus Sorge, dass die Franzosen bei einem Konflikt mit den Mittelmächten Teile ihres Landes besetzen könnten, um von dort aus besser gegen Deutschland Krieg führen zu können, haben die Generäle des neutralen Alpenstaates die Deutschen heimlich um Hilfe für einen solchen Fall gebeten und ihnen als Gegenleistung Unterstützung bei der Spionageabwehr zugesagt.

So hat die IIIb erfahren, dass der französische und der russische Geheimdienst über die Schweiz ein Spionagenetz mit Deckadressen, falschen Identitäten und sicheren Häusern betreiben, dessen zentrale Figur offenbar der russische Militärattaché in Bern ist.

Die Deutschen wissen auch, dass die Raswedka mit ihren Zuträgern in Österreich und Deutschland über Briefe kommuniziert. Diese Schreiben haben häufig bestimmte Decknamen als Absender, etwa „J. Dietrich", das Pseudonym eines Informanten des russischen Militärattachés in Bern.

Etliche kleine Spione des Zaren hat der deutsche Nachrichtendienst auf diese Weise bereits enttarnt.

Anfang April 1913 fällt den Männern der IIIb in Berlin ein postlagernder Brief auf, der bis zum Ende der Lagerfrist im Wiener Hauptpostamt gelegen hat und nun in die deutsche Hauptstadt retour läuft, wo er laut Stempel aufgegeben worden ist von einem „J. Dietrich", ohne weitere Anschrift. Adressiert ist das Schreiben an „Nikon Nizetas, Österreich, Wien, Hauptpost, postlagernd".

Als die Männer der Spionageabwehr den Umschlag öffnen, finden sie 6000 österreichische Kronen in Scheinen (mehr als 35000 Euro in heutigem Geld) und eine der Tarnadressen des russischen Militärattachés in der Schweiz, die der IIIb mittlerweile durch eigene Nachforschungen bekannt ist.

Der Brief ist also offenbar auf einem der russischen Kurierwege unterwegs. Anscheinend will die Raswedka mit dieser großen Summe einen in Österreich äußerst erfolgreichen Spion entlohnen. Der allerdings hat versäumt, seine Sendung rechtzeitig abzuholen.

SECHS WOCHEN **WARTEN** DIE FAHNDER AUF REDL

Die Berliner informieren das Evidenzbureau in Wien. Das setzt unter der Leitung eines Majors namens Maximilian Ronge eine Sondertruppe ein, um „Nikon Nizetas" gemeinsam mit der IIIb eine Falle zu stellen: Agenten beziehen in der Hauptpost Position und beobachten die Poste-restante-Schalter. Drei Wochen lang, ohne Erfolg.

Da der Originalbrief beim Öffnen beschädigt worden ist, setzen Ronges Mitarbeiter Anfang Mai als Lockmittel ein neues, an „Nikon Nizetas" adressiertes Schreiben auf und schicken es nach Berlin, von wo aus es deutsche Nachrichtendienstler postlagernd nach Wien senden. Dort trifft es am 24. Mai ein.

In der Hoffnung, dass der Unbekannte bald bei der Hauptpost auftauchen und sich durch das Abholen des Briefes verraten wird, hat Major Ronge inzwischen Vorkehrungen für eine unauffälligere Überwachung des Amtes getroffen: An den Schaltern für postlagernde Briefe haben seine Männer Alarmknöpfe angebracht, deren Drähte in einen Nebenraum führen.

Dort warten Beamte der Wiener Polizei auf ihren Einsatz.

Alfred Redl, inzwischen ja bei der Armee in Prag stationiert, reist am letzten Maiwochenende nach Wien und mietet sich im „Hotel Klomser" ein, um sich mit seinem Liebhaber Stefan Horinka auszusprechen: Der Leutnant hat seit einiger Zeit eine Freundin, will sie heiraten und das Verhältnis zu Redl beenden. Redl hofft, seinen Freund wie schon früher mit Geld zum Bleiben bewegen zu können. Zudem will er bei dieser Gelegenheit einen Brief abholen, von dem er erwartet, dass er auf dem Hauptpostamt für ihn bereitliegen müsste.

Am späten Nachmittag des 24. Mai 1913 lässt er sich dort jenen Brief aushändigen, den die Wiener Fahndungsgruppe zuvor gefälscht hat. Dann verlässt er auffällig schnell das Postamt. Möglicherweise hat er noch in der Schalterhalle Verdacht geschöpft, hat vielleicht bemerkt, dass der Brief etwas anders aussieht als frühere Lieferungen, eventuell die hinzutretenden Polizeibeamten wahrgenommen, denen auch er umgekehrt vage bekannt vorkommt.

Nachdem sie den Aufenthaltsort des Verfolgten ausfindig gemacht haben, stehen die Ermittler nun im „Hotel Klomser", um den Mann vom Postamt festzunehmen. Sie können nicht fassen, was sie vom Portier erfahren: Der Gast, der soeben das Taschenmesserfutteral an sich genommen habe und nun auf sein Zimmer gegangen sei, heiße Alfred Redl.

Der frühere Vizechef des Geheimdienstes. Redl, ausgerechnet.

Die Männer sind fassungslos, verwirrt und rufen ihre Vorgesetzten an. Unmöglich, heißt es bei denen – Redl: ausgeschlossen. Der Leiter des Evidenzbureaus lässt sich erst einen in Redls Handschrift ausgefüllten Abholschein auf dem Hauptpostamt zeigen, ehe er bereit ist, an dessen Schuld zu glauben.

Dann die Order, direkt vom Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf: Man soll eine Militärkommission bilden, die Redl festnimmt und verhört.

Was nun geschieht, lässt die österreichischen Offiziellen in einem so schlechten Licht erscheinen, dass sie vieles in ihren eigenen Darstellungen aussparen. So ist die Rekonstruktion der Ereignisse auf die (späteren) Schilderungen von Augenzeugen angewiesen.

Danach bleibt Redl, obwohl das Hotel nun mit Fahndern besetzt ist, erst einmal unbehelligt.

Etwa gegen 19 Uhr zieht sich der Oberst auf sein Zimmer zurück. Dort erhält er Besuch, etwa eine Stunde lang: Es ist Stefan Horinka, sein Liebhaber, mit dem er sich ausspricht und der sich an diesem Abend endgültig von ihm trennt. Dann holt ein Bekannter, ein Staatsanwalt, Redl zum Abendessen ab. Gemeinsam verlassen die Männer das Hotel – gefolgt von einigen Ermittlern.

Spätestens im Hotel hat er vermutlich bemerkt, dass ihm seine früheren Kollegen auf der Spur sind. Und so versucht er wohl, in diesen Stunden doch noch einen Weg zu ersinnen, um sich seinen Jägern zu entziehen.

Fliehen will er nicht – vielleicht, weil sich sein Automobil, mit dem er schnell verschwinden könnte, gerade in der Werkstatt befindet. Stattdessen schickt Redl seinen Bekannten vor, den Staatsanwalt. Der soll gleich an höherer Stelle telefonisch um Gnade bitten: beim Vorgesetzten der Ermittler.

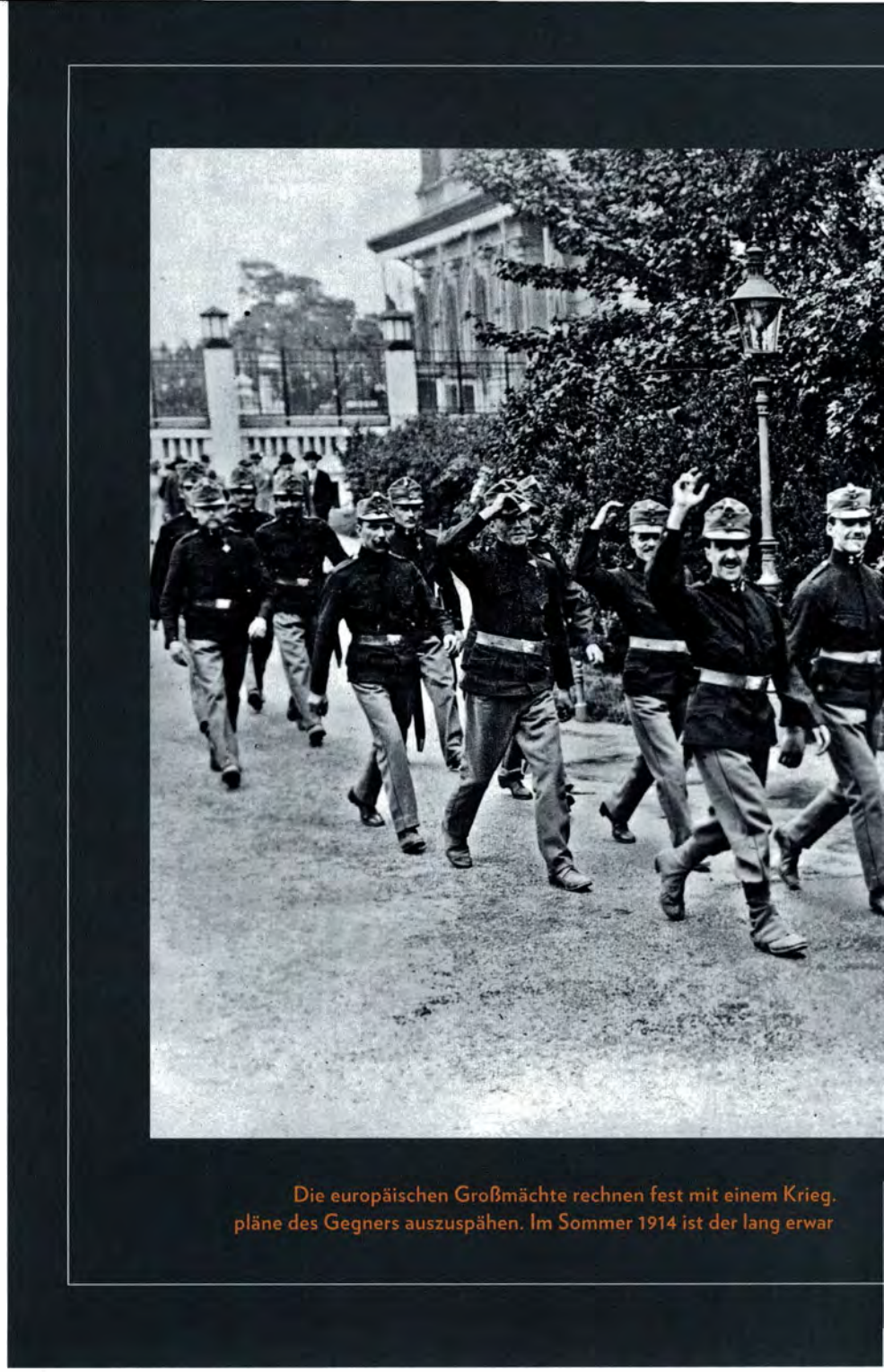
Mittlerweile ist es 22 Uhr. In dem Telefonat schildert der Jurist, Redl habe ihm gestanden, gegen die Standesehre verstoßen zu haben und überwacht zu werden, mehr allerdings nicht. Dann habe der Oberst augenscheinlich verwirrt einen Revolver erbeten, um sich umbringen zu können. Ob Redl nicht als geisteskrank in eine Anstalt eingewiesen werden könne?

Der Chefermittler lehnt ab. Beschwichtigt den Staatsanwalt, sagt ihm, er solle seinen Freund beruhigen und zur Rückkehr ins Hotel bewegen.

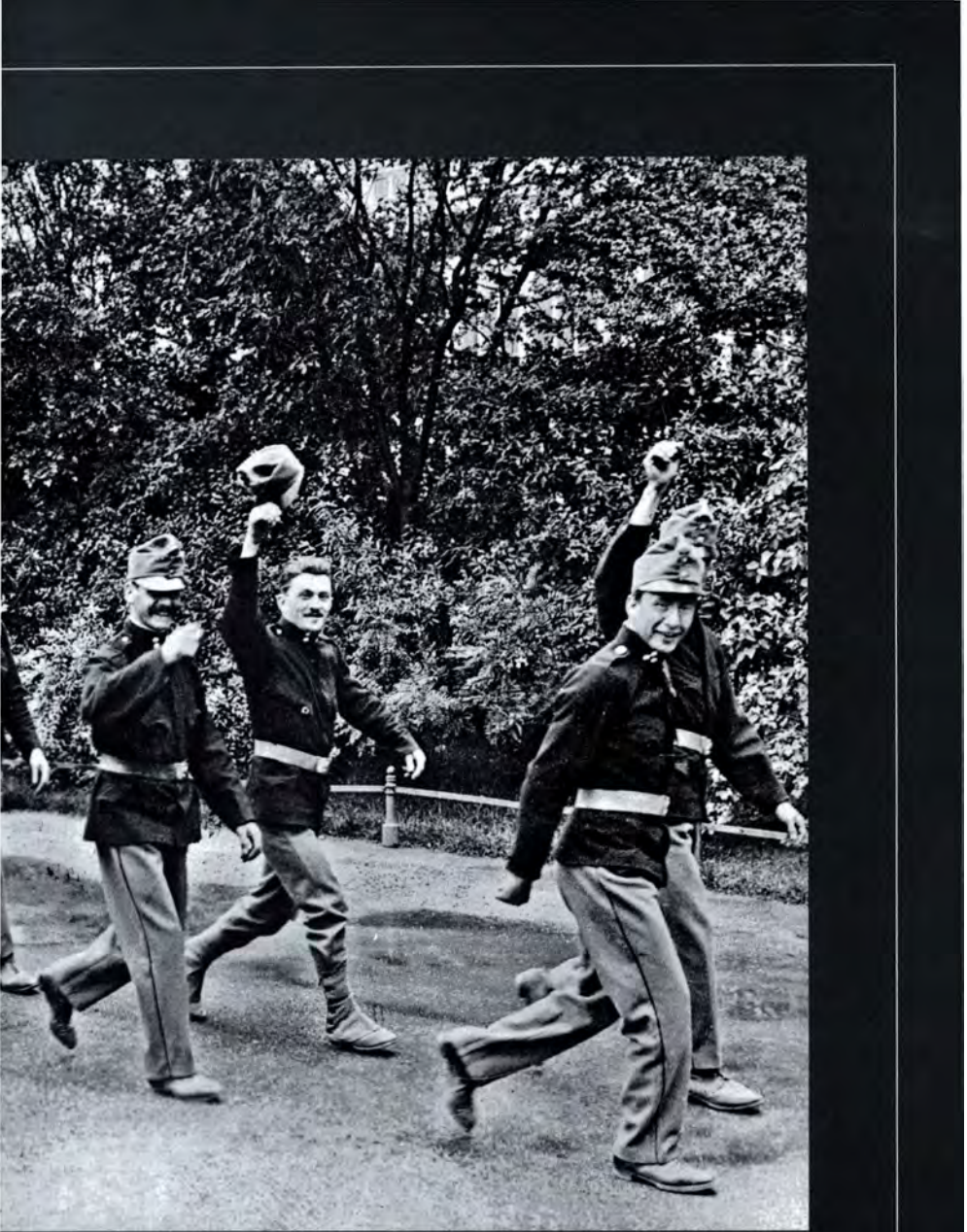
So kommt Redl gegen 22.30 Uhr wieder ins „Klomser". Die Ermittler werden noch immer nicht aktiv – vermutlich, weil die Untersuchungskommission noch nicht vollständig versammelt ist: Am späten Samstagabend ist zunächst kein Militärrichter aufzutreiben.

Während die Beschatter weiter warten, verlässt Redl erneut das Hotel. Geht, verfolgt von einem Ermittler, auf eine Viertelstunde ins „Café Central" gegenüber, wo er Augenzeugen zufolge „sichtlich erregt" einen Brief schreibt und alsbald zum Hotel zurückkehrt.

Jetzt endlich erscheinen vier Männer, die über sein weiteres Schicksal richten sollen: der stellvertretende Chef des Generalstabs, ein Militärrichter, der Leiter des Evidenzbureaus Oberst August Urbański von Ostrymiecz sowie Maximilian Ronge, der Chef der Ermittlungstruppe gegen „Nikon Nizetas" und selber



Die europäischen Großmächte rechnen fest mit einem Krieg.
pläne des Gegners auszuspähen. Im Sommer 1914 ist der lang erwar



Viele Staaten entsenden daher Spione, um die Operationstete Konflikt da: Reservisten in Wien während der Mobilmachung

ein Schüler Redls. Um 0.30 Uhr klopfen sie an die Tür von Zimmer Nummer 1.

Redl öffnet. Er ist nicht überrascht, wirkt völlig gebrochen und begrüßt sie mit den Worten, er wisse schon, weshalb die Herren kämen, er sei das Opfer einer unseligen Leidenschaft, wisse, dass er sein Leben verwirkt habe, und bitte um eine Waffe, um sein Dasein beschließen zu können – so zumindest schildert es Geheimdienstchef August Urbański von Ostrymiecz später.

Eine Waffe aber ist nicht vorhanden. So muss Maximilian Ronge zu seinem Büro eilen, um seine eigene Browning aus dem Safe zu holen. Nach Ronges Rückkehr will sich Redl nur von ihm vernehmen lassen, bittet um ein Vieraugengespräch und gesteht, 1910 und 1911 für Russland gearbeitet zu haben. Ohne Komplizen. Er verschweigt, dass er schon weitaus länger spioniert – und das nicht nur für Russland, sondern auch für andere Länder. Vor allem aber behält er für sich, dass er Sankt Petersburg den österreichischen Aufmarschplan verraten hat.

Der Militärkommission jedoch genügt das Kurzgeständnis: Sie lässt Redl mit der Pistole im Zimmer zurück.

Weshalb sie die Chance verstreichen lässt, das wahre Ausmaß von Redls Verrat zu erfahren, ist unklar. Vielleicht kommt den Männern gar nicht der Gedanke, der Oberst könne noch in dieser Situation gelogen oder sein Tun nur unvollständig dargestellt haben.

Vermutlich aber ist die oberste Direktive: Es darf nicht sein, dass ein Generalstäbler den Staat in Verruf bringt. Den Suizid lassen sie dabei wohl auch deshalb zu, weil Österreichs Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf dies als Lösung der Affäre erlaubt hat.

Und so bleibt Redl mit seiner Waffe allein, stundenlang, während vor dem Hotel die Mitglieder der Untersuchungskommission auf und ab gehen. Als sie gegen Morgen noch immer keinen Schuss gehört haben, sucht der Geheimdienstchef einen Vorwand, um den Portier in Redls Zimmer zu schicken: Er übergibt ihm einen angeblich eiligen Brief. Die verschlossene Tür wird aufgebrochen, dahinter Alfred Redl, tot: Er hat sich – offenbar unbemerkt – vor dem Spiegel mit der Pistole in den Mund geschossen.

Die Ermittler wissen zu diesem Zeitpunkt noch nicht, was genau der einstige Russlandexperte des Evidenzbureaus verraten hat. Klar ist aber: Die Öffentlichkeit darf nicht erfahren, dass einer der höchsten Militärs der k. u. k. Monarchie den Staat derart kompromittiert hat. Es wäre ein Skandal für die Armee, in der ein solcher Verräter groß werden konnte – und für den Geheimdienst, der dies nicht früher bemerkt hat.

Zudem dürfte ein Bekanntwerden des Spionagefalls den wichtigsten Bündnispartner des Landes verstören: Die Deutschen haben ja über Jahre immer wieder Militärdokumente mit Österreich-Ungarn ausgetauscht – und müssen

Rund 14 Monate nach dem Redl-Skandal rücken die Truppen der Habsburgermonarchie gegen Russland vor – jedoch nach veränderten Aufmarschplänen

Österreichische Soldaten an der Ostfront. Da die Russen weiterhin auf Redls Informationen vertrauen, verlieren sie anfangs zwei Schlachten

nun wohl fürchten, dass auch die von Redl verkauft worden sind.

Um den Skandal klein zu halten, schreibt der stellvertretende Generalstabschef daher einen knappen Bericht über das Geständnis, das Redl im Hotel gemacht hat: Der Oberst habe erst in jüngster Zeit für Russland spioniert, und zwar ausschließlich er allein.

Doch als der Chef des Evidenzbureaus noch am selben Tag Redls Appartement in Prag durchsuchen lässt, finden sich, zwischen großen Mengen an Kleidung, Bargeld, Schmuck und pornografischen Fotos, etliche Hinweise darauf, dass der Oberst in großem Stil Militärgeheimnisse verraten hat – und zwar seit Jahren. Denn Redl hat Kontaktadressen aufbewahrt, ebenso Notizen zu kopierten Unterlagen, Spähaufträge, Geldanweisungen, sogar Briefe seiner Auftraggeber, etwa ein Schreiben, in dem die Russen sich über die schlechte Qualität der gelieferten Fotos beklagen. Ein weiterer Beweis sind die Papierschnipsel, die Redl kurz vor seiner Enttarnung weggeworfen hatte und die Beamte wieder zusammengesetzt haben; darunter Briefe an konspirative Adressen im Ausland.

Und noch etwas erfahren die österreichischen Ermittler: Russland war nicht der einzige Geschäftspartner, dem der Oberst über Jahre hinweg Material geliefert hat – zumindest Frankreich und der schwierige Verbündete Italien waren ebenfalls Kunden des Verräters.

In den ersten Tagen nach Redls Tod gelingt es den staatlichen Stellen, die Spionageaffäre zu vertuschen. Die Zeitungen bringen nur die Notiz, dass sich Oberst Alfred Redl infolge von Überarbeitung und einer plötzlichen Geisteskrankheit selbst entleibt habe.

Doch dann nehmen Reporter die Spur auf: Zu auffällig sind die Beamten vorgegangen, als sie stundenlang vor dem „Hotel Klomser" patrouillierten und die Wohnungen Redls in Prag und Wien untersuchten; zu stark wird der Fall heruntergespielt, als dass die Journalisten jetzt kein Interesse entwickeln würden. Verdächtig ist außerdem, dass Redl in aller Stille und ohne militärische Ehren beigesetzt wird. Reporter wie der Prager Egon Erwin Kisch beginnen zu recherchieren, befragen Wiener Hotelangestellte, Augenzeugen in Prag, reimen sich fehlende Details zusammen, interpretieren nach Gutdünken. Wenig später liest ganz Österreich von den Eskapaden des Obersts, seinem Lebenswandel und dem Geheimnisverrat.

Das ist der Skandal, den Polizei und Armee unbedingt verhindern wollten. Ein Regierungsvertreter wird vor das österreichische Parlament zitiert. Vollends außer Kontrolle gerät die Affäre, als in Prag Redls Nachlass versteigert wird. Ein Kaufmann erwirbt seinen Fotoapparat samt zugehörigen Filmkassetten, die die Fahnder beim Durchsuchen seines Appartements nicht geöffnet hatten. Weil er wenig von Fotografie versteht, gibt der Käufer sie an einen Schüler weiter, der sich auskennt – und der findet darin noch einen Film mit Aufnahmen geheimer Militärunterlagen.

DIE AFFÄRE GERÄT AUSSER KONTROLLE

Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand (der Teile der Staatsführung von Kaiser Franz Joseph übernommen hat, seinem altersschwachen Onkel) zitiert den Armeechef zu sich, brüllt ihn an, er solle den „Sauhaufen in Ordnung" bringen. Das Rücktrittsangebot des Generals lehnt Franz Ferdinand ab, aber bald darauf wird der Leiter des Evidenzbureaus aus dem Dienst entfernt.

Der betagte Kaiser, desillusioniert über sein geliebtes Heer, klagt verzweifelt über die „neue Zeit und die Kreaturen, die sie hervorbringt". Der Geheimdienst soll nun allen Anzeigen und Verdächtigungen aus der Bevölkerung nachgehen.

Österreich scheint plötzlich voller Spione. Die Militärs, die Redl mit Unterlagen für den „Neffen" versorgt haben, zeigen sich vorsorglich selbst an, und wer sich als Offizier noch in teuren Restaurants blicken lässt, gerät nun schnell in Verdacht, seinen Wohlstand mit dem Verkauf von Staatsgeheimnissen zu finanzieren.

Das ganze Ausmaß von Redls Spionage fördert das Evidenzbureau in den Folgemonaten zutage, als Ronge Blatt für Blatt die Unterlagen aus Redls Appartement durchgeht. Dabei wiegt der Verkauf des österreichischen Aufmarschplanes an Russland wohl am schwersten.

Die Geheimdienstler empfehlen dem Generalstab daher „die Umarbeitung zahlreicher Reservatdienstbücher und auch eine kostspielige Änderung konkreter Kriegsvorbereitungen".

Tatsächlich ändern die Militärstrategen den Aufmarschplan in einem wichtigen Detail, ehe im Sommer 1914 der europäische Krieg entbrennt: Nach der Mobilmachung marschieren ihre nahe der Grenze zu Russland stationierten Armeen etwa 100 bis 200 Kilometer weiter westlich auf, als von den Russen erwartet, und gewinnen zunächst zwei Schlachten gegen den Feind.

Doch dann erleidet das österreichische Militär mehrere Niederlagen in den Kämpfen mit den Truppen des Zaren. Und bis heute ist ungeklärt, ob diese Blamagen, für die der Generalstab Redl verantwortlich macht, tatsächlich dem Verrat jenes Mannes anzulasten sind, der sein Heimatland verkaufte für Glacéhandschuhe, Havanna-Zigarren und zwei Daimler-Limousinen. ●

Dr. Marion Hombach, *39, ist Autorin in Berlin. Für* GEO EPOCHE *hat sie zuletzt über die diplomatischen Verwicklungen in der Zeit vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs geschrieben.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Heinz Höhne, *„Der Krieg im Dunkeln. Die deutsche und russische Spionage"*, Bechtermünz Verlag: Überblick über die Anfänge der europäischen Geheimdienste. Verena Moritz/Hannes Leidinger, *„Oberst Redl. Der Spionagefall, der Skandal, die Fakten"*, Residenz Verlag: aktuell und umfassend zum Fall Redl.

TRIUMPH DER CODEBRECHER

Seit Beginn des Ersten Weltkriegs entschlüsseln Experten des britischen Marinenachrichtendienstes Funksprüche und Telegramme der Deutschen. 1917 spielen sie dem US-Präsidenten den Inhalt einer Depesche zu. Sie führt zur Wende im Krieg —— Von RAINER BUSCH und INSA BETHKE

Der Inhalt des Telegramms ist hochbrisant – heikler als alles, was seine Spezialisten bis dahin abgefangen und entschlüsselt haben: Am 17. Januar 1917 hält William Reginald Hall, Chef der Abteilung „Room 40" des britischen Marinenachrichtendienstes, eine Depesche in der Hand, die Arthur Zimmermann, Staatssekretär im Auswärtigen Amt in Berlin, an den deutschen Botschafter in Washington geschickt hat.

In dem geheimen Schreiben ist von der Wiederaufnahme des uneingeschränkten U-Boot-Krieges zum 1. Februar die Rede – also davon, dass die Deutschen künftig ohne Vorwarnung Schiffe versenken wollen, auch Handelsschiffe neutraler Staaten, um die Briten von jedem Nachschub abzuschneiden.

Zudem geht es um ein Bündnisangebot Deutschlands an Mexiko: Sollten die USA ihre Neutralität aufgeben, will Berlin Mexiko bei der Rückeroberung von Territorien unterstützen, die das Land im 19. Jahrhundert an Washington abtreten musste.

Noch haben seine Mitarbeiter die Botschaft der Deutschen nur teilweise entschlüsselt, doch Hall ist sich sicher: Das Schreiben ist eine gewaltige Provokation für die USA. Und darum äußerst wertvoll für die Briten; gelingt es ihnen, das Telegramm den Amerikanern zuzuspielen, dürfte es die aufstrebende Wirtschaftsmacht dazu treiben, endlich an ihrer Seite in den Krieg einzutreten.

Auf den Schlachtfeldern Europas sind seit Sommer 1914 Millionen Soldaten gestorben. Weder für das Deutsche Reich und dessen Verbündete noch für Briten, Russen und Franzosen ist ein Sieg in Sicht; beide Seiten sind vom Stellungskrieg erschöpft. Frische Truppen und Material aus den USA wären für die Westmächte von großem Vorteil.

Doch bislang hält sich die US-Führung aus den Kämpfen heraus, die Mehrheit der Bevölkerung und ein Teil der Regierung sind strikt gegen einen Krieg. Sollte aber der Inhalt dieses Telegramms bekannt werden, könnte die Antikriegsstimmung im Land kippen.

Doch Hall steckt in einem Dilemma: Spielt er den USA das Zimmermann-Telegramm kommentarlos zu, werden es die dortigen Kriegsgegner vermutlich als Fälschung abtun, als Propagandamanöver der Briten, um Washington in den Krieg hineinzuziehen. Um glaubhaft zu wirken, müsste er daher erklären, wie er an das Schreiben gekommen ist – und damit die Existenz seiner kryptologischen Abteilung verraten.

Dieser Preis aber wäre zu hoch: Seit zweieinhalb Jahren entschlüsseln die Männer von Room 40 geheime Nachrichten des Deutschen Reiches. Sie sind unsichtbare Kämpfer eines Krieges, der erstmals auch über Telegraphenkabel und Radiowellen ausgetragen wird, mithilfe kryptischer Buchstabenkombinationen und Zahlencodes. Und bisher ahnen weder der Feind noch die Bündnispartner, wie erfolgreich sie ihren Kampf führen.

Neue Übertragungstechniken haben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kommunikation von Regierungen

Berlins Staatssekretär Arthur Zimmermann ahnt nicht, dass die Briten seine Korrespondenz mitlesen

und Armeen revolutioniert. 1858 wird die erste Botschaft durch ein unter Wasser verlegtes Telegraphenkabel von Europa nach Nordamerika gesandt: Die in Stromimpulse zerlegten Buchstaben, die Morsezeichen, überwinden in Sekundenbruchteilen Tausende Kilometer.

Ab 1861 setzen Militärs im Amerikanischen Bürgerkrieg die Telegraphie ein, um ihre Kommandostände mit den Regierungsstellen zu verbinden.

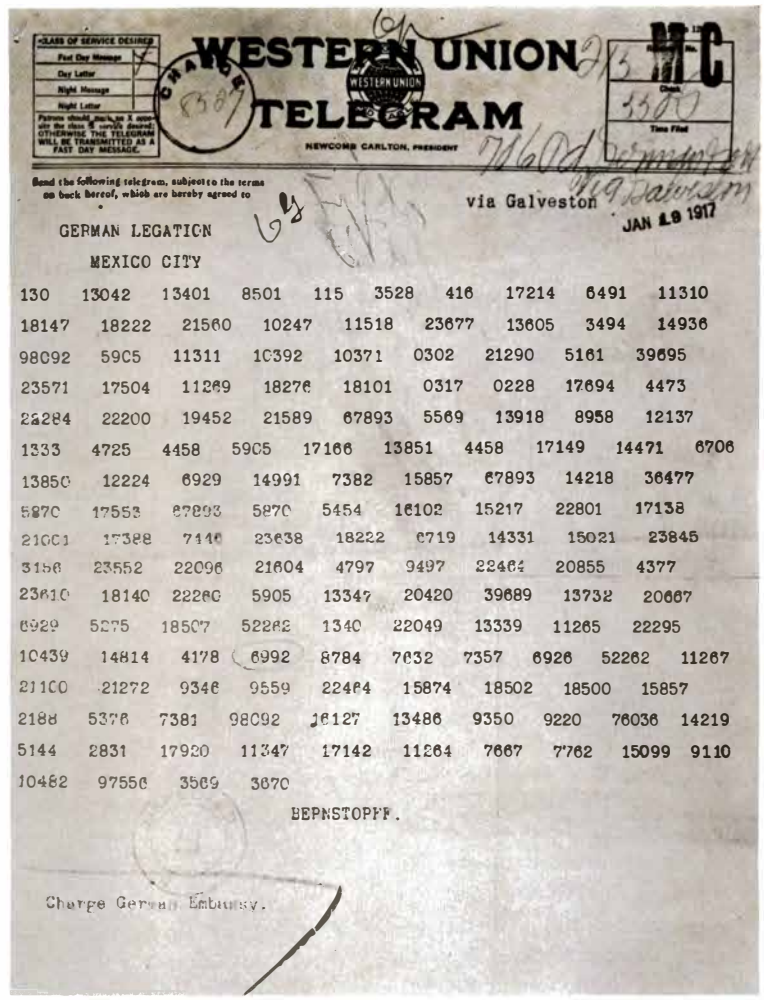
Knapp drei Jahrzehnte später lassen sich Informationen bereits drahtlos übermitteln – per Funk. Dabei strahlt ein Sender über eine Antenne Signale in Form elektromagnetischer Wellen ab, die wiederum per Antenne aufgefangen werden können.

Als im Sommer 1914 der Erste Weltkrieg beginnt, nutzen die Kriegsmächte die neuen Techniken sofort für militärische Zwecke: Telegramme werden durch Unterseekabel von Kontinent zu Kontinent geschickt. Zudem sind alle größeren Kriegsschiffe mit Funkgeräten ausgestattet und lassen sich per Morsezeichen vom Festland aus dirigieren.

Der Strom der Nachrichten schwillt von Monat zu Monat an; immer mehr Funkstationen werden errichtet, immer größere Distanzen überwunden. Die elektromagnetischen Wellen überqueren fremde Territorien, sie verbinden die Besatzungen von Schiffen, U-Booten oder Zeppelinen mit ihren Hauptquartieren.

Doch die neuen Nachrichtenwege haben auch Schwachstellen: Sie sind störanfällig und keineswegs sicher. Per Funk übertragene Befehle etwa lassen sich ohne großen Aufwand abfangen – es genügt, das Empfangsgerät auf die Wellenlänge des Gegners einzustellen.

Das Deutsche Reich erringt auf diese Weise rasch einen ersten großen Sieg: Ende August 1914 treffen die Deutschen bei Tannenberg in Ostpreußen auf ein zahlenmäßig weit überlegenes russisches Heer; doch weil sie die Funksprüche des Feindes abhören, sind sie über die Position und Marschbefehle der Russen informiert – im Chaos der Mobilisierung hat es die russische Armee versäumt, einheitliche Verschlüsselungscodes auszugeben. Die Funker in Tannenberg sind daher gezwungen, in Klartext zu senden.



WESTERN UNION TELEGRAM

NEWCOMB CARLTON, PRESIDENT

via Galveston

JAN 19 1917

GERMAN LEGATION
MEXICO CITY

130 13042 13401 8501 115 3528 416 17214 6491 11310
18147 18222 21560 10247 11518 23677 13605 3494 14936
98092 5905 11311 10392 10371 0302 21290 5161 39695
23571 17504 11269 18276 18101 0317 0228 17694 4473
22284 22200 19452 21589 67893 5569 13918 8958 12137
1333 4725 4458 5905 17166 13851 4458 17149 14471 6706
13850 12224 6929 14991 7382 15857 67893 14218 36477
5870 17553 67893 5870 5454 16102 15217 22801 17138
21001 17388 7110 23638 18222 6719 14331 15021 23845
3156 23552 22096 21604 4797 9497 22464 20855 4377
23610 18140 22260 5905 13347 20420 39689 13732 20667
6929 5275 18507 52262 1340 22049 13339 11265 22295
10439 14814 4178 6992 8784 7632 7357 6926 52262 11267
21100 21272 9346 9559 22464 15874 18502 18500 15857
2188 5376 7381 98092 16127 13486 9350 9220 76036 14219
5144 2831 17920 11347 17142 11264 7667 7762 15099 9110
10482 97556 3569 3070

BEPNSTORFF.

Charge German Embassy.

Im Januar 1917 schickt der deutsche Botschafter in den USA ein verschlüsseltes Telegramm aus Berlin an seinen Kollegen in Mexiko weiter. Darin bieten die Deutschen den Mexikanern Unterstützung gegen die USA an

Binnen weniger Tage kann die kaiserliche Armee einen Großteil der gegnerischen Truppen einkesseln; fast 100000 Soldaten des Zaren werden gefangen genommen.

Normalerweise aber verschlüsseln die Kriegsparteien ihre Signalsprüche sorgfältig. Sie chiffrieren Klartexte, indem sie Buchstaben einzelner Wörter durcheinanderwürfeln („Sieg“ wird beispielsweise zu „Igse“) oder die Buchstaben des Alphabets mithilfe eines Schlüssels durch Zahlen, andere Buchstaben oder Buchstabenkombinationen ersetzen. Um den Gegner zusätzlich zu verwirren, bauen die Funkoffiziere in ihre Texte „Nullen“ ein, Buchstabenfolgen ohne Bedeutung, oder wechseln zwischen mehreren Verschlüsselungsverfahren.

Regierungen und Militärs nutzen zudem Codebücher, also Verzeichnisse, in denen einzelnen Buchstaben, Wörtern oder Phrasen bestimmte Zeichenkombinationen zugewiesen sind. Diese Codes sind häufig nochmals durch Verschlüsselungen gesichert, die in unregelmäßigen Abständen ausgetauscht werden.

Auf das massenhafte Abfangen und Entziffern feindlicher Nachrichten ist zu Kriegsbeginn keine Macht wirklich vorbereitet. Mit am schnellsten reagiert die Admiralität in London auf die kodierten Funksprüche, die die Royal Navy und die Post auffangen: Noch im August 1914

beauftragt sie den Chef der Marineausbildung, Alfred Ewing, einen geheimen Dienst zur Entschlüsselung deutscher Nachrichten aufzubauen.

Um sich mit seiner künftigen Aufgabe vertraut zu machen, besucht der Ingenieur und Physiker das Britische Museum, studiert dort lagernde, alte Codebücher und ergründet so verschiedene Verfahren der Verschlüsselung. Dann versammelt er eine Handvoll Lehrer um sich, die an britischen Marineschulen unterrichten und ihn während ihrer Semesterferien unterstützen.

Doch ebenso wenig wie Ewing hat irgendeiner der Männer Erfahrung im Dechiffrieren. Die Akademiker brüten über scheinbar wirren Zahlen- und Buchstabenfolgen in den deutschen Nachrichten, ohne eine einzige Zeile zu verstehen. Bis ihnen mehrere Codebücher des Feindes in die Hände fallen.

Ende August 1914 läuft der deutsche Kreuzer „Magdeburg" in der Ostsee auf Grund. Die russische Marine erbeutet das Signalbuch an Bord und reicht es an die Briten weiter. Zur gleichen Zeit gelangen zwei weitere Kodierungsverzeichnisse in den Besitz der Royal Navy, und so ist die Gruppe um Ewing bereits im November 1914 in der Lage, viele der abgefangenen Nachrichten der deutschen Seestreitkräfte zu dechiffrieren.

Im gleichen Monat wechselt die Abteilung von der Marineschule zur Londoner Admiralität und bezieht dort einen 38 Quadratmeter großen Raum, der die Nummer 40 trägt. „Room 40" wird die Einheit bald genannt.

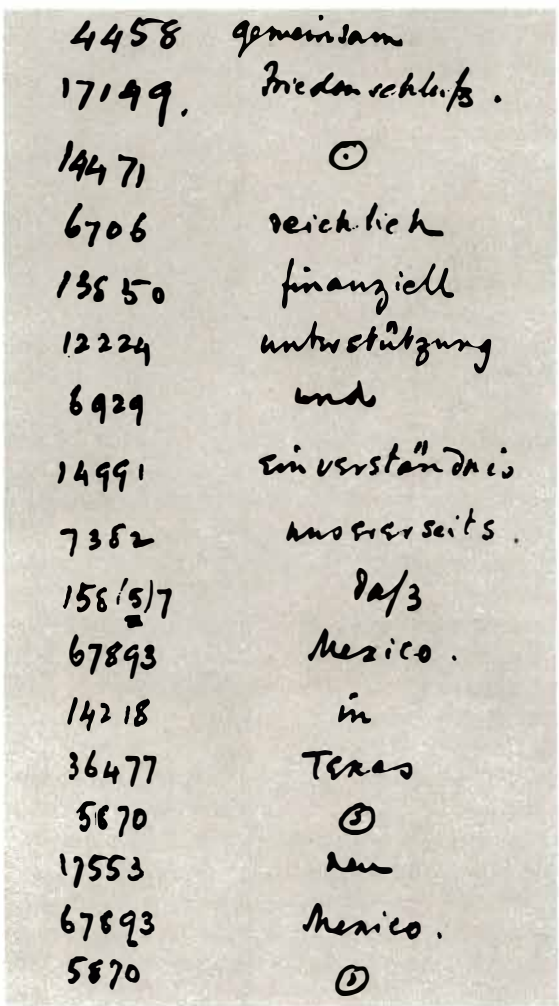
Die Codebrecher liefern der Marineführung fortan täglich einen Bericht über die Bewegungen der deutschen Schiffsverbände, deren Ziele und Stärke. Bald arbeiten bis zu 50 Kryptologen schichtweise rund um die Uhr für den Geheimdienst: Historiker, Germanisten, Archäologen, die sich von der Eliteschule Eton oder vom Studium in Cambridge kennen, aber auch verwundete Offiziere. Die Mitarbeiter spezialisieren sich auf bestimmte Seegebiete, auf die Funksignale von U-Booten, Minenräumern.

Die Deutschen sind dagegen lange Zeit nicht in der Lage, die feindliche Flotte systematisch zu überwachen: Die kaiserliche Kriegsmarine verfügt zwar über Abhörmasten und beschäftigt vereinzelt Kryptologen, aber erst 1916 gründet sie einen zentralen Entzifferungsdienst. Zudem merkt die Führung in Berlin nicht, wie effektiv der Gegner ihre verschlüsselten Funksprüche dechiffriert.

In jenem Jahr übernimmt der 46-jährige Kapitän William Reginald Hall die Leitung von Room 40; Ewing folgt einem Ruf als Professor an die Universität Edinburgh. Hall ist seit seinem 14. Lebensjahr bei der Royal Navy – und von großem Ehrgeiz getrieben. Er lässt die Kryptologen verstärkt diplomatische Korrespondenz abfangen, obwohl dies eigentlich in die Zuständigkeit des Außenministeriums fällt.

Eine Nebenabteilung von Room 40 überwacht daher jene Telegraphenkabel, über die das Deutsche Reich Botschaften an die neutralen USA versendet: Seit die Briten in den ersten Kriegsmonaten die deutschen Überseekabel gekappt haben, nutzt Berlin Leitungen der neutralen Macht Schweden. Und die verlaufen durch britisches Hoheitsgebiet, wo die Royal Navy sich in den Nachrichtenverkehr eingeklinkt hat.

Bei der Entzifferung diplomatischer Geheimdepeschen greifen die Experten auf spezielle Codebücher zurück, die die Deutschen für den Austausch geheimer



Dechiffrierte Teile des Telegramms. Jede Zahl entspricht einem Wort: 12224 bedeutet »Unterstützung«. Als dies bekannt wird, erklärt Washington Berlin den Krieg

Unter seiner Führung gelingt den Codebrechern der Erfolg: William Reginald Hall

politischer Nachrichten verwenden und die zum Teil unter mysteriösen Umständen im Admiralitätsgebäude gelandet sind: Eines der Verzeichnisse etwa haben Briten in Persien aus dem Gepäck eines deutschen Diplomaten gestohlen.

Am 17. Januar 1917 fangen Halls Männer ein per Kabel übermitteltes Telegramm ab, das durch einen Code chiffriert worden ist, den sie bis dahin nur in Bruchteilen durchschaut haben. Dennoch gelingt es den Kryptologen, einzelne Fragmente zu entziffern, zunächst immer wieder benutzte Worte wie „Stop", dann Grußbotschaften, schließlich Satzteile wie „uneingeschränkter U-Boot-Krieg".

Mutmaßliche Bedeutungen notieren sie mit Bleistift, sichere Dechiffrierungen in Tinte – und rekonstruieren auf diese Weise Teile eines aus 10 000 Zahlen zusammengesetzten Codes, hinter dem sich eine Botschaft von weltpolitischer Sprengkraft verbirgt: das Zimmermann-Telegramm.

Gut zwei Wochen lang lässt Reginald Hall seine Kryptologen das Schreiben des Berliner Staatssekretärs an die deutsche Botschaft in Washington weiter entziffern, doch es bleibt lückenhaft.

Zudem gibt es noch ein Problem: Wenn die Amerikaner das Telegramm von Room 40 erhalten, werden sie es veröffentlichen und die Quelle nennen. Dann aber wüsste Berlin, dass seine Atlantik-Verbindung angezapft worden ist – und wäre gewarnt.

Schließlich findet Hall eine Lösung: Er weiß, dass die deutsche Botschaft in Washington das Telegramm nach Mexiko weitergeleitet hat – und die Botschaften untereinander in jenem älteren Code korrespondieren, der aus Persien in den Room 40 gelangt ist. Schaffen es seine Leute, diese Version des Telegramms zu besorgen, wären alle Probleme gelöst: Er könnte die Depesche komplett dechiffrieren lassen und zugleich die Spuren zu Room 40 verwischen.

Hall beauftragt daher einen britischen Gesandten, über einen Informanten im Telegraphenamt der mexikanischen Hauptstadt eine Kopie dieser Fassung zu besorgen. Von der ursprünglichen Depesche, die abgefangen wurde, unterscheidet sich diese Version durch den anderen Code, ihre Seriennummer und das Datum: Sie ist auf den 19. Januar datiert, nicht wie die erste auf den 17.

Diese mexikanische Fassung des Zimmermann-Telegramms kann Halls Abteilung komplett entschlüsseln. Doch die Briten setzen sie erst ein, als Washington auch nach dem 1. Februar (also dem im Telegramm angekündigten Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Kriegs) weiterhin neutral bleibt.

Hall spielt die Depesche dem US-Botschafter in London zu, der schon länger für einen Kriegseintritt der USA plädiert. Der Diplomat gibt sie an die US-Regierung weiter, die die Presse informiert. Offiziell stammen die Informationen nun aus Mexiko – von der ersten, transatlantischen Version erfährt niemand etwas. Und so bleibt auch Room 40 geheim.

In großen Schlagzeilen berichten US-Zeitungen Anfang März über den Inhalt des Zimmermann-Telegramms. Halls Strategie geht auf: Dass Mexiko mit deutscher Hilfe womöglich die USA angreifen könnte, empört die Öffentlichkeit. Und überzeugt die Kriegsgegner in der amerikanischen Politik.

In einer Rede vor dem Kongress zitiert Präsident Woodrow Wilson am 2. April das Telegramm – als Beleg für die Absichten der deutschen Regierung: „Dass sie vorhat, vor unserer Tür Feinde gegen uns aufzustacheln, dafür ist die aufgefangene Note zum deutschen Gesandten in Mexiko beredter Beweis. Wir nehmen diese feindliche Herausforderung an."

Vier Tage später erklären die USA Berlin den Krieg. Zwar hat Washington bereits im Februar die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland eingefroren, doch den entscheidenden Schritt bewirkt erst das Telegramm. Der Kriegseintritt der USA wird letztlich die Niederlage der Mittelmächte besiegeln.

Das Auswärtige Amt in Berlin versucht, dem Informationsleck auf die Spur zu kommen. Noch 1917 stellen die Untersuchungsbeamten fest, dass die deutschen Verschlüsselungsverfahren sicher seien – und ein Verräter das Telegramm den USA zugespielt haben müsse.

Room 40 indes entschlüsselt nach der folgenreichsten Dechiffrierleistung des Ersten Weltkriegs weiterhin Nachrichten der Deutschen, insgesamt 15 000 Geheimbotschaften.

Im Dezember 1918 feiern die Codebrecher von Room 40 das Ende des Krieges mit einer großen Party. Die meisten zieht es danach wieder ins Zivilleben zurück, an die Universitäten, in die Banken oder auf die Bühne des Theaters. Ein paar Männer aber bleiben dem Geheimdienst erhalten. Ihr Wissen wird dabei helfen, gut 20 Jahre später in Bletchley Park, einem Anwesen nordwestlich von London, ein neues Zentrum für Dechiffrierung aufzubauen (siehe Seite 94).

Dort werden nicht mehr Dutzende, sondern Tausende Mitarbeiter einen geheimen Kampf gegen die Deutschen führen. Sie grübeln über Nachrichten, die nun mittels einer hochkomplexen Maschine verschlüsselt sind. Wieder werden die Deutschen ihre Codes für sicher halten. Und wieder werden sie sich irren. ●

LENINS GEHEIME KRIEGER

Die Geschichte einer kolossalen Täuschung

Von JOHANNES SCHNEIDER

Nach der Machtübernahme der Bolschewiki 1917 beginnt Russlands Geheimdienst einen gnadenlosen Kampf gegen die Gegner des Kommunismus. Moskaus Schergen foltern und morden tausendfach. Ihren größten Erfolg aber erringen sie, als es ihnen gelingt, den legendären britischen Agenten Sidney Reilly in eine Falle zu locken

Die Ketten des Kapitalismus sprengt dieser Arbeiter auf einem sowjetischen Propagandaplakat. Während des Bürgerkriegs zwischen Bolschewiki und Gegnern der Revolution setzen beide Seiten unter anderem auch auf die Macht der Bilder

под ленинским знаменем
Коминтерна – вперед!

ЗА ЕДИНУЮ РОССІЮ

Die Bolschewiki kontrollieren anfangs nur einen Teil des früheren Zarenreiches. Um den Truppen der Gegenrevolutionäre standhalten zu können, zwingen sie Arbeiter und Bauern in ihre Streitmacht, die Rote Armee (oben)

Jurij Artamonow kann kaum fassen, was er da hört. Es sind überwältigende Neuigkeiten, die ihm sein Freund Alexander Jakuschew an diesem Novembertag des Jahres 1921 aus Moskau bringt: so ermutigend, so vollkommen unerwartet.

Sicher, gehofft hatte der alte zarentreue Offizier schon, dass sich Russlands Monarchisten nicht abfinden würden mit der Tyrannei der Bolschewiki. Dass die Getreuen der gestürzten Romanow-Dynastie eines Tages ein Mittel finden würden, um die verhassten Kommunisten aus dem Kreml zu jagen. Doch was der Exilant nun in seiner Wohnung im estnischen Tallinn erfährt, übersteigt seine kühnsten Vorstellungen.

Eine geheime Organisation einflussreicher Oppositioneller, so offenbart ihm Jakuschew, arbeite seit Monaten am Sturz der Diktatur Lenins.

Die „Monarchistische Vereinigung Zentralrusslands" (MOR) habe die Verwaltung der Bolschewiki unterwandert; ihre Mitglieder säßen an wichtigen Positionen in der Roten Armee und den Ministerien. Jakuschew selbst nutze seinen Posten als Handelsvertreter des Regimes, um an Informationen für die monarchistische Sache zu kommen.

Jetzt wolle die Bewegung Kontakt aufnehmen mit jenen Anhängern des Zaren, die sich nach der Oktoberrevolution von 1917 ins Ausland abgesetzt haben. Als Decknamen habe die MOR die Bezeichnung „Trest", englisch „Trust", gewählt. Trust, das heißt Firmenzusammenschluss – aber auch Vertrauen.

Artamonow ist wie berauscht. Seit Jahren schon lebt der frühere Kommandeur der Zarenarmee im estnischen Exil, verdingt sich als Übersetzer für die britische Botschaft. Doch nun gibt es Hoffnung, den Bolschewiki beizukommen.

Zweifel an den Ausführungen seines Freundes hegt er nicht. Schließlich kennt er den Mann seit seinen Schülertagen am Alexander-Lyzeum in Sankt Petersburg. Man müsse unbedingt in Kontakt bleiben, erklärt Artamonow seinem Besucher, als der sich schließlich auf den Weg macht.

Dann setzt er sich an seinen Sekretär und verfasst einen Brief, schreibt alles auf über die MOR und Trust. Den Umschlag adressiert er an Kirill Schirinskij-Schichmatow, einen der führenden Exilmonarchisten, wohnhaft in Berlin.

Artamonow kann nicht ahnen, dass er in diesem Moment zum Werkzeug der Bolschewiki wird. Denn Jakuschew ist in Wirklichkeit ein Agent des russischen Geheimdienstes. Seine Vorgesetzten haben die Untergrundorganisation MOR erfunden, um den Westen zu täuschen.

Dass Artamonow nun seine Vertrauten über die MOR informiert, ist Teil ihres Plans. Mit seinem Brief beginnt ihr kolossaler Betrug: die „Operation Trust". Sie wird das Meisterstück der Tscheka, jenes Geheimdienstes der Bolschewiki, der einen gnadenlosen Kampf für den Kommunismus führt.

Auch die Gegner der Kommunisten versuchen, die Bevölkerung mittels Propaganda auf ihre Seite zu ziehen. Den Bolschewismus stellen sie auf diesem Plakat (»Für ein einiges Russland«) als roten Drachen dar, der das Land umschlingt

Gleich nach der Oktoberrevolution gründen die Putschisten um Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin, die „Allrussische Außerordentliche Kommission beim Rat der Volkskommissare zur Bekämpfung von Konterrevolution, Spekulation und Sabotage" – kurz Tscheka. Sie ist eine Mischung aus politischer Polizei, Geheimdienst und Terrorbehörde und soll den Kommunisten helfen, im Kampf um die Macht zu bestehen.

Denn der hat gerade erst begonnen.

Am 7. November 1917 haben die Revolutionäre die bürgerlich-sozialistische Koalition gestürzt, die seit der Abdankung des Zaren acht Monate zuvor Russland regierte. Innerhalb weniger Wochen richten die Bolschewiki eine neue Regierung ein, den Rat der Volkskommissare, erlassen eine Vielzahl revolutionärer Dekrete, erringen die Kontrolle über die Bürokratie des Landes und verbieten andere Parteien.

Doch während sie ihre Macht in der Kapitale Petrograd (dem früheren Sankt Petersburg), in Moskau und großen Teilen des russischen Kerngebiets schnell konsolidieren können, sammeln sich an den Rändern des Riesenreiches ihre Gegner: Monarchisten, gemäßigte Sozialisten, Liberale und Separatisten.

Im Süden etwa erklären sich Donkosaken, ehemalige Grenzsoldaten des gestürzten Monarchen, für unabhängig.

Und in Samara, gut 800 Kilometer südöstlich von Moskau, rufen Politiker aus der Partei der Sozialrevolutionäre eine Gegenregierung aus.

Frühere Offiziere der Zarenarmee stellen Truppen von Freiwilligen zusammen, um gegen die Kommunisten zu ziehen; schnell schließen sich ihnen Zehntausende an. Zudem stehen an der Westgrenze des Reiches die Truppen Deutschlands, gegen das Russland an der Seite der westlichen Alliierten im Ersten Weltkrieg kämpft.

WAS PLANEN DIE BOLSCHEWIKI?

Weil er gegen seine inneren und äußeren Feinde nicht zugleich bestehen kann, stimmt Russlands neuer starker Mann Lenin im März 1918 einem demütigenden Frieden mit Deutschland zu: Im Vertrag von Brest-Litowsk treten die Bolschewiki die vormals von Russland beherrschten Gebiete Polen, Lettland, Estland, Litauen und Finnland ab, erkennen die Unabhängigkeit der Ukraine an.

Für das nun anstehende Ringen mit den „Weißen" (wie die Gegenrevolutionäre genannt werden) baut Kriegskommissar Leo Trotzki die Streitmacht der Bolschewiki auf, die Rote Armee. Lenin setzt zudem auf die Tscheka, deren Aufgabe er als „durchkreuzen und liquidieren" definiert.

Zu ihrem ersten Leiter macht er den 40-jährigen Felix Dserschinskij. Der hagere Pole ist ein glühender Kommunist. Im Zarenreich war er elf Jahre in Gefängnissen und Straflagern eingesperrt; nun treibt ihn fanatischer Hass auf die Gegner der Revolution.

Wichtiger als geheimdienstliche Raffinesse ist Dserschinskij die unbedingte Hingabe für die kommunistische Sache. Die Tscheka führe Krieg, sagt er. Um ihn zu gewinnen, sucht er sich Männer, die Grausamkeit gegen „Klassenfeinde" als revolutionäre Tugend verstehen – und als Klassenfeinde gelten alle, die nicht an die Doktrin von der Diktatur des Proletariats glauben.

In den Vernehmungsräumen der Tscheka, an deren Wänden „Tod der Bourgeoisie" steht, foltern und töten seine Schergen etliche Regimegegner. Viele Verhörbeamte sind keine 20 Jahre alt.

Die westlichen Nachrichtendienste sehen in der Tscheka wohl vor allem eine Ansammlung amateurhafter Fanatiker, die sie kaum ernst nehmen. Doch was genau Dserschinskijs Männer machen, wissen sie nicht. Überhaupt erhalten die Regierungen in London und Paris kaum verlässliche Informationen aus dem vom Bürgerkrieg erschütterten Russland. Der ehemalige Verbündete im Krieg gegen das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn ist seit der Oktoberrevolution und dem Frieden von Brest-Litowsk zum unberechenbaren Gegner geworden.

Europas Regierungen ist bewusst, dass die Bolschewiki ihren Staatsstreich nur als ersten Schritt im weltweiten Siegeszug des Kommunismus verstehen. Und die Angst, die sozialistische Ideologie könnte auch bei ihnen die Massen aufrühren, treibt die Staatschefs um.

Jeder Streik, jede Demonstration wirkt nun wie ein Vorzeichen einer drohenden Umwälzung. „Ganz Europa", notiert Großbritanniens Regierungschef David Lloyd George, „ist vom Geist der Revolution erfüllt."

Um die Bolschewiki zu schwächen, unterstützt Großbritannien gemeinsam mit Frankreich und den USA die weißen Truppen in Russland mit Geld; zudem landen 1918 einige Tausend britische, französische und amerikanische Soldaten im nordrussischen Archangelsk, sichern dort Waffenbestände, die sie Russland vor der Revolution geliefert hatten. Um die verworrene innenpolitische Lage in dem Riesenreich besser einschätzen zu können, soll der Auslandsgeheimdienst „Secret Intelligence Service", auch als MI6 bekannt, nun klären, welche Pläne die Bolschewiki hegen – möglichst schnell.

Es ist wohl dieser Druck, rasch mehr aus Russland zu erfahren, der erklärt, warum die Briten nun auf einen Mann setzen, den der MI6-Direktor Mansfield Smith-Cumming als „sehr schlau" und „sehr dubios" einschätzt.

Und den er kaum kennt.

Denn erst wenige Monate zuvor hat sich Sidney Reilly in New York zur Armee des Vereinigten Königreiches gemeldet. Als britischer Staatsbürger wolle er „seinen Beitrag im Krieg leisten", erklärt er einem Offizier. Die genauen Umstände seines Eintritts in die Armee aber bleiben ungeklärt, wie so vieles in seinem Leben.

Fest steht, dass er bald dem MI6-Direktor Smith-Cumming empfohlen wird. Denn an Reilly mag zwar vieles übertrieben anmuten – mit seinen ausgesucht höflichen Manieren, den feinen Anzügen, der kerzengeraden Haltung und dem streng zurückgekämmten schwarzen Haar wirkt er fast, als spiele er permanent eine Rolle. Doch er besitzt auch außergewöhnliche Qualitäten, spricht fünf Sprachen nahezu akzentfrei, neben Englisch auch Deutsch, Französisch, Polnisch und Russisch. Er könnte im Sowjetreich vielleicht an Informationen kommen.

Das geeinte Sowjetrussland, so wie es sich die Kommunisten unter ihrem Anführer Lenin wünschen: Der Arbeiter schmiedet, der Bauer fährt Korn ein, die Rotgardisten stürmen gegen den Feind. Dazu die Zeile: »Alle zur Verteidigung!«

Sowjetreich – *1921*

ВОЗМЕЗДІЕ
За насиліе и грабежъ
За ораторство и ложь
За кощунство и надъ церковью надругательство
За хвйство и надъ людьми издѣвательство
За подлое святой руси предательство

Zum ersten Leiter seines Geheimdienstes macht Sowjetführer Lenin 1917 den 40-jährigen Felix Dserschinskij. Der Pole saß lange in zaristischen Straflagern – nun treibt ihn fanatischer Hass auf den Gegner

Smith-Cumming lässt über Reillys Vergangenheit forschen. Der mysteriöse Landsmann, so berichten ihm seine Mitarbeiter unter anderem, habe 1905 im Russisch-Japanischen Krieg wohl für die Japaner spioniert, nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges dann als Handelsvertreter Waffen für die Armee des Zaren gekauft und dabei ein Vermögen verdient. Er sei ein „gewandter Geschäftsmann, aber ohne Patriotismus oder Prinzipien und deshalb für keine Aufgabe geeignet, die Loyalität erfordert".

Smith-Cumming befiehlt dennoch, ihn nach Russland zu schicken. Denn zwar hat der MI6 dort schon Mitarbeiter platziert, aber London ist offenbar unzufrieden mit deren Berichten.

Dem ehemaligen Marineoffizier Smith-Cumming, der bekannt ist für seine eigenwilligen Entscheidungen, gefällt offenbar, dass Reilly schon „überall war und alles gemacht" hat, wie er in seinem Tagebuch notiert. Auf ihn zu setzen sei sicher ein „großes Glücksspiel", aber er wolle es riskieren. Dabei wissen die Engländer 1918 noch nicht einmal, woher Reilly eigentlich stammt. „Vermutlich aus Polen", heißt es beim MI6 vage.

Erst Jahrzehnte später werden Historiker rekonstruieren, dass Reilly wahrscheinlich 1873 als Sohn eines jüdischen Arztes in der Nähe von Odessa geboren wurde und eigentlich Schlomo Rosenblum hieß. Nach seiner Heirat mit einer Britin änderte er seinen Namen in Sidney George Reilly. Den wohlhabenden Gatten seiner zukünftigen Frau hatte er zuvor vermutlich mit Arsen vergiftet.

Warum sich Reilly dem MI6 anschließt, ist bis heute rätselhaft. Vielleicht, so vermuten Historiker, hatte er aus früheren Geschäften Geld in Russland deponiert, das er während der Mission vor den Bolschewiki retten wollte.

Möglicherweise aber treibt ihn der Wunsch, in die Geschichte einzugehen. Reilly meint wohl wirklich, er allein könne die Kommunisten zu Fall bringen. Eine seiner Sekretärinnen wird später angeben, ihr Chef habe immer wieder „unter schweren Geistesstörungen" gelitten, „die sich in Wahnvorstellungen äußerten". Einmal habe er geglaubt, „er wäre Jesus Christus".

Als Sidney Reilly am 7. Mai 1918 in Moskau ankommt, geht er direkt zum Kreml. Dort, nicht mehr in Petrograd, residiert mittlerweile die bolschewistische Regierung. Den verdutzten Wachen am Eingangstor erklärt Reilly, er sei vom britischen Premierminister Lloyd George persönlich beauftragt worden, mehr über die Pläne der Sowjetführer in Erfahrung zu bringen. Nun wolle er Lenin sprechen.

Reilly dringt immerhin bis zum persönlichen Berater des Sowjetherrschers vor, wird dann aber abgewiesen.

Bald nach diesem bizarren Auftritt – der deutlich macht, wie sehr Reilly zum Leichtsinn neigt – beschließt er, fortan lieber getarnt vorzugehen. Er lässt sich einen Vollbart wachsen, tritt mal als griechischer Geschäftsmann auf, mal als türkischer Händler. Über einen langjährigen Vertrauten, einen ehemaligen Moskauer Richter, gelangt er außerdem an Papiere, die ihn als Tscheka-Mitarbeiter Sigmund Rellinsky ausweisen; damit kann er sich fortan im Land unbehelligt bewegen, pendelt häufig zwischen Moskau und Petrograd. Es fällt ihm anscheinend nicht schwer, Kontakte zu knüpfen zu Gegnern der Bolschewiki.

Denn Russland verwandelt sich zusehends in ein riesiges Schlachtfeld. An mehreren Fronten rücken die weißen Truppen gegen die Rote Armee vor. Der Machtbereich des Sowjetregimes reicht im Osten nur noch bis etwa zur Wolga. Der Eisenbahnverkehr bricht zusammen, Lebensmittellieferungen bleiben in vielen Regionen aus, Hunger und Krankheit grassieren. Die Herrschaft der Bolschewiki wankt, Gerüchte über ihren baldigen Sturz kursieren.

Ein Untergrundkämpfer berichtet Reilly in Moskau, der Kommandeur des dortigen Lettischen Regiments sei bereit, einen Putsch zu organisieren.

Der Brite weiß, dass das Lettische Regiment, eine Eliteeinheit der Roten Armee, den Kreml sowie andere wichtige Regierungsgebäude sichert. Er sieht die Chance für einen großen Coup gekommen und organisiert ein Treffen zwischen den Verschwörern und Robert Bruce Lockhart, dem britischen Gesandten in Moskau, einem unerfahrenen und etwas übereifrigen Diplomaten.

Lockhart stimmt nach Absprache mit anderen westlichen Gesandten zu, den Widerstandskämpfern Geld zu geben, damit sie weitere Truppen für den Staatsstreich rekrutieren können. Im Verlauf der nächsten Wochen übergibt Reilly in mehreren Raten 1,2 Millionen Rubel an seine Komplizen – eine Summe, mit der man in Russland zu dieser Zeit 3000 Tonnen Getreide kaufen könnte.

Der Putsch, so vereinbaren die Verschwörer, soll während eines Kongresses gewagt werden, zu dem sich die führenden Bolschewiki Anfang September 1918

»Die Rache« heißt dieses Plakat der Antikommunisten: Lenin und andere führende Bolschewiki werden in die Hölle hinabgestoßen. Dort erwarten sie, als Strafe für ihre Taten, fürchterliche Qualen bis in alle Ewigkeit

im Moskauer Bolschoi-Theater treffen. Reilly überlegt unterdessen schon, ob er Lenin und Trotzki sofort auf der Theaterbühne erschießen oder lieber in Unterhosen durch Moskau treiben soll. Er notiert Namen für ein Schattenkabinett der kommenden Übergangsregierung, bedenkt alte Freunde mit Ministerposten. Und ahnt nicht, dass seine Verbündeten in Wirklichkeit Spione der Tscheka sind, die den antibolschewistischen Untergrund infiltriert haben. Das Geld, das sie von Reilly bekommen, leiten sie direkt an Dserschinskijs Behörde weiter. Ähnlich wie Jurij Artamonow knapp drei Jahre später ist er auf Agents Provocateurs hereingefallen.

Diese Methode, bei der sich Agenten Regierungsgegnern als vermeintliche Verbündete für illegale Aktionen andienen, kennen viele von Dserschinskijs Männern noch aus eigener Erfahrung von der „Ochrana", dem Geheimdienst des Zaren. Deren Mitarbeiter hatten immer wieder versucht, den Revolutionären auf diese Weise Fallen zu stellen.

Kurz vor dem vereinbarten Putschtermin lässt die Tscheka die Verschwörer auffliegen. Bewaffnete Agenten stürmen die britische Botschaft in Petrograd, erschießen einen Militärattaché, der Widerstand leistet, und nehmen Lockhart gefangen (später wird er gegen einen in London inhaftierten russischen Diplomaten ausgetauscht).

Reilly bekommen sie allerdings nicht zu fassen. Wie genau es ihm gelingt, seinen Häschern zu entkommen, bleibt unklar. Einer Version zufolge ist er beim Überfall auf die Gesandtschaft nur ein paar Straßen entfernt, hört die Schüsse und flüchtet.

Danach versteckt er sich zwei Wochen lang in der Moskauer Wohnung einer Prostituierten, die gelegentlich mit dem MI6 zusammenarbeitet. Als es London schließlich gelingt, ihm gefälschte Papiere zukommen zu lassen, setzt er sich über verschlungene Wege nach Finnland ab, reist dann über Schweden nach England zurück. Ein russisches Gericht verurteilt ihn in Abwesenheit zum Tode.

Moskau veröffentlicht derweil die Nachricht, dass die Tscheka in letzter Minute eine internationale konterrevolutionäre Verschwörung liquidiert habe, deren Ziel die Errichtung einer Militärdiktatur gewesen sei.

LENIN FÜRCHTET DIE EXILRUSSEN

Gut zwei Jahre später steht der Sieg der Bolschewiki im Russischen Bürgerkrieg fest. Unter ungeheuren Opfern hat die Rote Armee die Truppen der Oppositionellen zerschlagen. Etwa 300 000 Soldaten sind gefallen, Millionen Zivilisten an Hunger und Seuchen gestorben. Zwar gibt es auch in den folgenden Jahren immer wieder Unruhen und blutige Aufstände, aber die schwersten Gefechte sind nun beendet, und militärisch bedroht ist Moskau von den Gegenrevolutionären nicht mehr.

Doch für Lenin ist der Kampf, in dem sich die Bolschewiki seit ihrer Machtergreifung befinden, noch lange nicht beendet. Er fürchtet unter anderem die rund zwei Millionen russischen Emigranten, die in die Metropolen des Westens geflüchtet sind. Einflussreiche Adelige sind darunter, ehemalige Offiziere der Zarenarmee sowie Großunternehmer, deren Firmen die Bolschewiki verstaatlicht haben. Sie könnten versuchen, das Sowjetregime durch Sabotage und Terror zu destabilisieren – oder ihre Beziehungen dazu nutzen, die Regierungen des Westens zu einer antikommunistischen Allianz zu bewegen. Schließlich hat der Westen die Konterrevolutionäre schon während des Bürgerkrieges mit Waffen und Geld unterstützt.

Die Angst vor einer internationalen Verschwörung treibt Lenin dazu an, seinen Geheimdienst weiter auszubauen. Am 20. Dezember 1920, genau drei Jahre nach ihrer Gründung, erweitert er die Tscheka um eine Auslandsabteilung.

Ein paar Monate später lockert er die staatliche Kontrolle über die Wirtschaft, gestattet russischen Betrieben wieder selbstständige Geschäfte. Diese „Neue Ökonomische Politik" ist der Versuch, die zerrüttete Wirtschaft des Landes wiederzubeleben. Denn die Industrieproduktion liegt weit unter Vorkriegsniveau, das Eisenbahnnetz ist zu großen Teilen zerstört, Brennstoff und Lebensmittel sind weiterhin knapp.

Auch den Außenhandel wollen die Bolschewiki reaktivieren. Doch private Initiative lassen sie in den Beziehungen mit dem Ausland nicht zu: Staatliche Handelsvertretungen in den Wirtschaftsmetropolen des kapitalistischen Auslands sollen nun die Interessen Moskaus durchsetzen.

Diese neuen Niederlassungen erleichtern es der Tscheka, Agenten in vielen Städten des Westens zu platzieren. Und so dienen die Geschäfte manchen Handelsrepräsentanten nur als Alibi für ihre eigentliche Aufgabe: die Spionage.

Schließlich kommt der Geheimdienstführung die Idee, das Agent-Provocateur-Prinzip, das sich bei der „Lockhart-Verschwörung" bewährt hat, auch gegen ihre äußeren Feinde zu verwenden.

Im Ersten Weltkrieg verliert Russland große Gebiete an seiner Westgrenze. In den dortigen Ländern herrschen nun Kapitalisten, so dieses Plakat, die von einem Sowjetsoldaten zertreten werden (»Sei auf der Hut!«)

БУДЬ НА СТРАЖЕ!

Sowjetreich – *1921*

Doch dass sich einzelne Agenten als Oppositionelle ausgeben, genügt Dserschinskij nicht. Er will gleich eine ganze Organisation fingieren: die „Monarchistische Vereinigung Zentralrusslands".

Sie soll sich als einflussreiche Bewegung präsentieren und den Antibolschewisten im Ausland vorspielen, dass der Kampf gegen den Kommunismus in Russland an Kraft zunehme. Denn gelingt es der Tscheka, das Vertrauen der Exilanten zu erlangen, kann sie mehr über ihre Pläne und Schlagkraft erfahren.

Der Agent, der die „Operation Trust" in Gang setzen soll, ist Alexander Jakuschew. Vor der Revolution hat er im Verkehrsministerium für die zaristische Regierung gearbeitet, nach dem Putsch der Bolschewiki aber wechselte er die Seiten – unter welchen Umständen, ist bis heute unklar.

Jakuschew kennt seit langer Zeit einen Mann, der die Nachricht von der MOR unter den Emigranten verbreiten könnte: Jurij Artamonow, ehemaliger Offizier und Repräsentant des Obersten Monarchistischen Rates, einer Vereinigung von emigrierten Zarenanhängern.

Im November 1921 kontaktiert Jakuschew seinen Bekannten unter einem Vorwand: Zwei Moskauer Freundinnen hätten ihn gebeten, in Tallinn für sie Besorgungen zu machen. Da er die Stadt kaum kenne, brauche er einige Tipps.

Doch statt um Einkaufsmöglichkeiten dreht sich das Gespräch bald um die politische Lage in Russland. Bis Jakuschew plötzlich mit der Nachricht von der MOR herausplatzt.

Seine Geschichte vom Netz der Oppositionellen könnte von der Wahrheit kaum weiter entfernt sein – die Regimegegner in Russland sind stark geschwächt. Vereinzelt existieren noch kleine Untergrundbewegungen, doch die Tscheka hat sie durch jahrelangen Terror dezimiert und entmutigt. Wer jetzt noch in Russland als Feind der Bolschewiki lebt, versucht vor allem, nicht aufzufallen.

Umso mehr Zuversicht schöpfen die im Ausland organisierten Antibolschewisten aus Artamonows Brief an Kirill Schirinskij-Schichmatow vom Obersten Rat der Monarchisten.

Als Anfang 1922 ein weiterer als MOR-Mitglied getarnter Agent bei Artamonow vorspricht, ist auch ein Vertreter des britischen Geheimdienstes anwesend. Schon länger gibt es Kontakte zwischen den russischen Emigranten und dem MI6, der nun unbedingt mehr über die MOR erfahren will.

Und der Besucher weiß den Briten offenbar zu überzeugen: Man vereinbart einen regelmäßigen Informationsaustausch zwischen den Monarchisten und den Männern vom MI6.

Die Tscheka kann nun auch London mit falschen Informationen versorgen. Sie beginnt Nachrichten von einem schwankenden bolschewistischen Regime zu verbreiten. Dadurch will sie westliche Regierungen und russische Emigranten beruhigen.

Die neuen Herren in Moskau, so berichten die Männer von der MOR, versuchten nur noch, ihren Machtverlust hinauszuzögern. Doch im Volk rumore es, und auch die radikalsten Kommunisten ahnten mittlerweile, dass ihr System dem kapitalistischen Modell unterlegen sei. Das beweise ja schon die neue Wirtschaftspolitik des Kreml – eine Kapitulation vor dem freien Handel.

Bald beziehen auch Franzosen, Finnen, die baltischen Staaten und Polen Informationen von der MOR. Nirgendwo sonst erhalten sie so ausführliche Auskünfte aus dem Sowjetreich. Derart unkritisch akzeptieren sie die Nachrichten, dass es fast scheint, als wollten sie unbedingt an die Botschaft von den geschwächten Kommunisten glauben.

Beeindruckt lauschen die Exil-Oppositionellen, wie die MOR-Mitglieder über das weitverzweigte Netz ihrer Organisation referieren. So schildern Dserschinskijs Leute unter anderem aus-

Als riesiges Monster, verantwortlich für Zehntausende Tote, sitzt Leo Trotzki auf der Kremlmauer. Der Volkskommissar für das Kriegswesen baut ab 1918 die Rote Armee auf – und wird zur Hassfigur der Gegenrevolutionäre

führlich vermeintliche Konferenzen der Monarchisten in Sowjetrussland, die sich über mehrere Tage erstrecken.

Dass es der MOR möglich sein soll, solche Treffen unbemerkt von den Machthabern abzuhalten, scheint dem Westen nur zu bestätigen, wie durchgreifend die Monarchisten den bolschewistischen Apparat infiltriert haben.

Selbst den Ausbau der Tscheka verkauft die MOR als Fortschritt im Kampf gegen die Sowjetmacht: Als der Geheimdienst im Februar 1922 zur „Staatlichen Politischen Verwaltung" GPU (später OGPU) umbenannt und um einige Abteilungen erweitert wird, behauptet die MOR, im Zuge der Vergrößerung der Behörde sei es ihr gelungen, dort Spione einzuschleusen – nun sei es einfacher, Interna aus dem Apparat zu erfahren.

Um nicht durch häufige Falschmeldungen aufzufallen, lassen Dserschinskijs Leute manchmal auch zutreffende Angaben hinaussickern.

Kaum jemanden irritiert, wie schnell und verlässlich die MOR an Informationen kommt. Als Firmenpost getarnt, gelangen regelmäßig Briefe der Organisation in den Westen. Immer mehr monarchistische Gruppierungen wollen mit ihr zusammenarbeiten, darunter auch militante Widerstandskämpfer, die bereit sind, für Sabotageaktionen nach Russland zu kommen.

Doch die MOR kann sie davon überzeugen, dass blutige Terroraktionen dem wankenden Regime nur Gelegenheit geben würden, die Monarchisten als rücksichtslose Feinde des russischen Volkes zu verunglimpfen.

Viel eher brauche die Opposition nun Kapital, um den korrupten Regierungsapparat weiter zu unterwandern. Und so zahlen viele Emigranten. Da sich auch die westlichen Geheimdienste für die Nachrichten, die sie von den vermeintlichen Untergrundkämpfern bekommen, mit großzügigen Beträgen revanchieren, fließen nach und nach Millionen Rubel an die MOR. Der französische Nachrichtendienst „Deuxième Bureau" schickt als Zeichen der Anerkennung auch noch acht goldene Uhren.

So sicher fühlt sich Dserschinskij mit seiner Scharade, dass er die Desinformationskampagne um eine abenteuerliche Facette erweitert. Er lässt seine Agenten verbreiten, das russische Außenministerium führe intern einen erbitterten Streit mit der GPU. Deren brutale Methoden würden viele führende Kommunisten verabscheuen.

Als Lenin 1924 stirbt, steigt Josef Stalin zum obersten Sowjetführer auf. Zeigt er sich in der Öffentlichkeit, sichern Agenten die Umgebung (wie der Mann vorn rechts)

Auch Stalin, der nach dem Tod Lenins im Januar 1924 zum mächtigsten Mann der Sowjetunion aufsteigt (wie das Reich der Bolschewiki seit 1922 heißt), sei im Grunde ein moderater Politiker, der sich von der radikalen Ideologie der kommunistischen Partei immer weiter entferne. Im Kreml mache sich ein neuer, fast bürgerlicher Geist bemerkbar.

Dserschinskij will erreichen, dass die westlichen Regierungen ihre Vorbehalte gegen die Bolschewiki abbauen. Und wirklich trägt die Strategie wohl dazu bei, Moskau aus seiner politischen Isolation zu befreien. So erkennen London und Paris das Regime diplomatisch an, und der Warenaustausch zwischen den Ländern nimmt zu.

Einer, der diese Entwicklung mit Argwohn verfolgt, ist Sidney Reilly. Seit dem Desaster der Lockhart-Verschwörung hat er weitergekämpft gegen den Bolschewismus, „diese stinkende Ungeheuerlichkeit, die Russland zur Welt gebracht hat", wie er einmal notiert. Immer wieder sucht er den Kontakt zu emigrierten Regimegegnern, unterstützt sie finanziell.

Und auch der britische Auslandsgeheimdienst MI6 hat den sprachbegabten und umtriebigen Reilly trotz der gescheiterten Aktion von 1918 weiter eingesetzt. So ist er in den Jahren danach im Auftrag Londons nach Polen gereist, in die Ukraine und auf die Krim, um dort neue Informanten anzuwerben.

Weder MI6 noch Reilly wissen, dass er bei seinem Putschversuch in Moskau von Beginn an eine Marionette der Tscheka war. Sie gehen offenbar davon aus, dass der Geheimdienst der Verschwörung erst kurz vor den Verhaftungen auf die Spur gekommen ist.

Zudem hat Reilly einen mächtigen Fürsprecher: Mehrmals trifft er sich mit Winston Churchill, dem späteren Premier, der stets für eine härtere Linie gegenüber Moskau plädiert.

Churchill, das macht er gegenüber MI6-Mitarbeitern klar, sieht in Reilly eine der schärfsten Waffen gegen den Bolschewismus – eine Einschätzung, die offenbar auch die OGPU teilt: Seit der Lockhart-Affäre, bei der er der Tscheka gerade noch entkommen konnte, gilt Reilly in Moskau als gefährlicher Gegenspieler. Nun beschließt die OGPU, die „Operation Trust" zu nutzen, um ihn in die Sowjetunion zu locken.

Führende MOR-Vertreter lassen Anfang 1925 einen ihrer Kontaktmänner beim MI6 wissen, sie müssten Reilly treffen. Man habe Wichtiges mit ihm zu besprechen. Nach einigem Zögern stimmt der Brite einer Zusammenkunft in Helsinki zu.

Später aufgetauchte Akten der OGPU sowie die Erinnerungen einzelner Agenten machen deutlich, welchen Aufwand der sowjetische Geheimdienst anschließend betreibt, um Reillys Vertrauen zu gewinnen.

SIE LOCKEN IHR OPFER NACH RUSSLAND

Im September 1925 trifft er in der finnischen Hauptstadt die angebliche Untergrundkämpferin Maria Schulz und deren Ehemann – in Wirklichkeit die sowjetische Agentin Maria Sacharenko und ihren Leibwächter.

Sacharenko, laut einer OGPU-Beurteilung „eine perfekte Schauspielerin", zeigt Reilly ein Foto aus der Parteizeitung „Prawda", auf dem Lenin mit engen Vertrauten zu sehen ist. Der Herr direkt neben Lenin, erklärt sie stolz, sei einer der Führer der MOR und werde nach dem baldigen Sturz der Kommunisten sicher einen wichtigen Posten in der neuen, monarchistischen Regierung übernehmen. Der Mann sei jetzt in Finnland und werde Reilly in Wiborg, nahe der russischen Grenze, treffen.

Tatsächlich handelt es sich bei dem vermeintlichen MOR-Verschwörer um einen sowjetischen Agenten namens Deribas, dessen Kopf die Fototechniker der OGPU in die Originalaufnahme aus der „Prawda" montiert haben.

Als der Brite Deribas wenig später kurz vor der sowjetischen Grenze trifft, eröffnet der ihm, dass sich das Schattenkabinett der Monarchisten bald in Moskau versammeln werde, und man wünsche sich ihn als Berater.

Reilly ist beeindruckt – und stimmt nun doch zu, mit nach Russland zu kommen, obwohl ihm dort seit der Lockhart-Affäre die Todesstrafe droht. Seiner Frau schreibt er, die Reise nach Moskau sei „praktisch ohne Risiko".

Und sollte er doch in die Fänge der sowjetischen Behörden geraten, seien seine „neuen Freunde mächtig genug", um seine „sofortige Freilassung zu erwirken".

An einem der folgenden Tage watet er durch einen kleinen Grenzfluss von Finnland auf sowjetisches Gebiet – die Route sei ein bewährtes Schlupfloch durch die Grenzpatrouillen, erklären ihm seine Begleiter. Mit dem Zug geht es anschließend nach Moskau.

Dort holen MOR-Mitglieder Reilly samt seiner Entourage am Bahnhof ab, bringen ihn zu einer Datscha im Wald, wo er Angehörige des Schattenkabinetts zum Essen treffen soll.

Weshalb die OGPU-Agenten auch jetzt noch ihre Rollen spielen, ist nicht ganz klar – möglicherweise hoffen sie, so wertvolle Informationen über die Monarchisten im Exil und den MI6 zu gewinnen. Als sie Reilly fragen, wie sie die westlichen Regierungen dazu bringen könnten, ihnen noch mehr Geld anzuvertrauen, schlägt er vor, Kunstwerke zu stehlen und im Ausland zu verkaufen.

Auf dem Rückweg zum Moskauer Bahnhof schreibt Reilly eine Postkarte an seinen Kontaktmann beim MI6, um zu beweisen, dass er wirklich in Moskau bei Mitgliedern der MOR gewesen ist. „Herzlichsten Gruss aus dem schönen Moskau", steht darauf in Deutsch.

Nachdem Reilly die Karte beim Postamt abgegeben hat, lassen die Agenten ihre Tarnung fallen, legen ihm Handschellen an und fahren zum Lubjanka-Haus im Zentrum Moskaus, das der OGPU seit 1922 als Zentrale dient. In seinen Kellern sind schon zahllose Regimegegner gefoltert worden.

Auch Reilly gibt nun wohl alles preis, was er über die Emigranten und die westlichen Nachrichtendienste weiß. Ob diese Informationen der OGPU nutzen, ist nicht überliefert. Doch nachdem er geredet hat, ist er wertlos.

Gut fünf Wochen nach seiner Verhaftung, am Abend des 5. November 1925, fahren Agenten mit ihm in ein Waldstück bei Moskau und schießen ihm dort ohne Vorwarnung in den Rücken.

Reilly, so ein OGPU-Bericht, gibt „ein tiefes Stöhnen von sich" und fällt „ohne Schrei zu Boden".

Seine Leiche bahren die Geheimpolizisten wie eine Trophäe in der Lubjanka auf. Und lassen durch die Presse verbreiten, Reilly sei bei einem illegalen Grenzübertritt getötet worden.

Für die „Operation Trust" bleibt die Ausschaltung des allseits bekannten Antibolschewisten einer der letzten Erfolge. Denn die OGPU-Erfindung gerät schnell ins Wanken, als das polnische Kriegsministerium 1926 eine eingehende Untersuchung der MOR anordnet.

Bei Alexander Jakuschew, dem MOR-Verbindungsmann für Polen, lässt das Ministerium die sowjetischen Aufmarschpläne für den Fall eines Krieges bestellen. Doch natürlich kann Jakuschew nicht die Strategie der Roten Armee preisgeben. Er liefert gefälschte Schriftstücke bei den Polen ab – die aber wohl schon über echte Unterlagen zur sowjetischen Angriffsplanung verfügen.

Nach dieser offensichtlichen Fehlinformation beginnen die polnischen Stellen daran zu zweifeln, dass die Widerständler das Regime wirklich so umfassend unterwandert haben, wie sie immerzu behaupten. Auch in London gibt es seit Reillys Tod Bedenken gegen die angebliche Monarchistenorganisation.

Dickbäuchig, mit Monokel und Zigarre und ohne Blick für das Elend der Massen sitzen Frankreich, die USA und Großbritannien unter einer Fahne mit der Zeile: «Kapitalisten aller Länder, vereinigt euch!«

Zukünftig, das scheint Moskau klar, werden weitere Geheimdienste die MOR näher untersuchen. Das Geschäft der Agenten wird schwieriger werden. Ihre Täuschung könnte auffliegen.

So ist es wohl die OGPU selbst, die die Geschichte zur Farce eskalieren lässt: Im April 1927 tritt in Helsinki ein Lette namens Alexander Opperput vor die Presse und erklärt, die Führer der MOR seien in Wirklichkeit sowjetische Spione. Er räumt ein, selber jahrelang als Agent gearbeitet zu haben. Doch nun habe er sich von der OGPU losgesagt und wolle die Wahrheit aussprechen.

Die westlichen Geheimdienste sind verwirrt, niemand weiß, ob man Opperput glauben kann. War die MOR wirklich von Beginn an eine Täuschung, oder ist sie erst vor Kurzem von der OGPU entdeckt und infiltriert worden? Ihre Verbindungsleute von der MOR können die westlichen Dienste nicht fragen, sie sind abgetaucht. (Über Alexander Jakuschew wird man Jahre später erfahren, dass er in einem Fluss bei Leningrad tot aufgefunden worden sein soll; anderen Quellen zufolge ist er 1937 in einem Straflager ums Leben gekommen.)

Und Opperput, der angebliche Überläufer, reist kurz nach seinem Auftritt in Finnland wieder in die Sowjetunion. Wenig später vermeldet das Regime, er sei bei der Ausführung eines Terroranschlags ums Leben gekommen.

Bis heute vermuten Geheimdienstexperten, dass die OGPU nach den Schwierigkeiten 1926 beschlossen hatte, die „Operation Trust" zu beenden – und die Fahnenflucht ihres Agenten Opperput nur inszenierte, um den Westen ein letztes Mal zu verunsichern.

Jedenfalls ist die große Täuschungsaktion der OGPU nun abgeschlossen. Sechs Jahre lang konnten ihre Spione Exilrussen und westliche Nachrichtendienste mit falschen Informationen manipulieren, sie von antikommunistischen Aktionen abhalten und ihnen Millionen Rubel entlocken.

Dserschinskijs Männern gelang es zudem, das sowjetische Regime als gemäßigter darzustellen, als es eigentlich war. Sie trugen so dazu bei, dass die westlichen Großmächte Sowjetrussland als Handelspartner akzeptierten.

Felix Dserschinskij erlebt das Ende seines Meisterstücks allerdings nicht mehr. Der eifrige Kämpfer für den Kommunismus stirbt im Juli 1926 an einem Herzinfarkt – nach einer leidenschaftlichen Rede vor dem Zentralkomitee der KP. In einer zweistündigen, von Wutanfällen durchsetzten Anklage hatte Dserschinskij dort gegen Abweichler von der Parteilinie gewettert.

Stalin persönlich hält bei Dserschinskijs Beerdigung die Grabrede, lobt ihn als „Ritter des Proletariats". Und befördert damit einen jahrzehntelangen Kult um den Geheimdienstchef.

Bald glorifizieren auch russische Dichter den Verstorbenen und beschwören ihre Landsleute, mit der gleichen Hingabe zu leben wie der „Genosse Dserschinskij". Noch in seinem Todesjahr wird der Platz vor dem Lubjanka-Gebäude nach ihm benannt. Und 1958 lässt das Regime ihm dort ein sieben Meter hohes Bronzedenkmal errichten.

Mehr als 30 Jahre lang steht es dort, ehe es im August 1991, noch vor dem Ende der UdSSR, von Demonstranten gefällt wird – diese Statue eines Mannes, der wie wenige andere für die gnadenlose Politik der Bolschewiki stand. ●

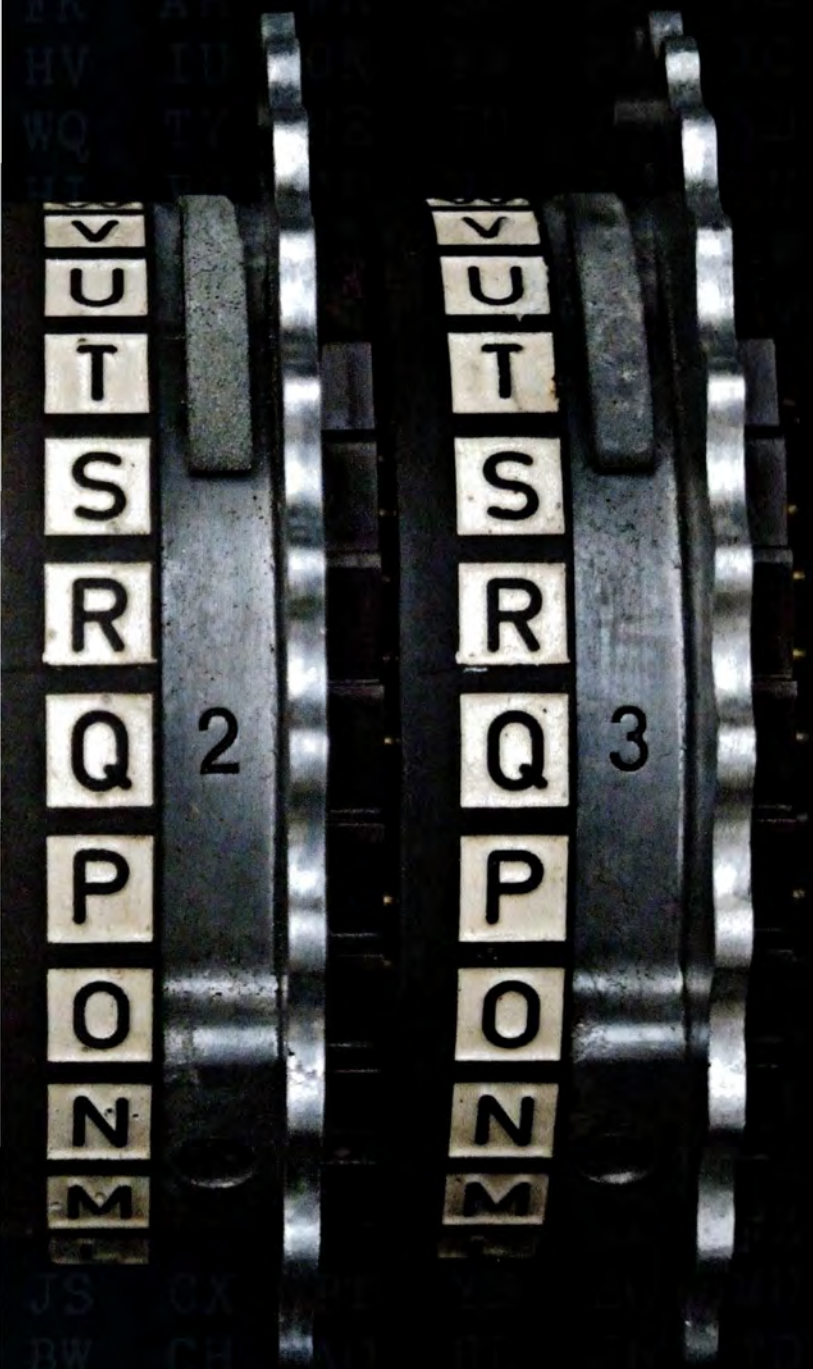
Johannes Schneider, *33, ist Textredakteur im Team von* GEO*EPOCHE.*

LITERATUREMPFEHLUNG: Christopher Andrew und Wassili Mitrochin, *„Das Schwarzbuch des KGB"*, Propyläen: Mithilfe des ehemaligen KGB-Agenten Mitrochin beschreibt der Cambridge-Historiker Andrew zahlreiche Aktionen des sowjetischen Geheimdienstes.

Als der Zweite Weltkrieg beginnt, wird ein unscheinbarer Landsitz nordwestlich von London zu einem der wichtigsten Stützpunkte der alliierten Geheimdienste. Eine exzentrische Gruppe genialer Köpfe, darunter Ägyptologen, Schachgroßmeister und Experten für Kreuzworträtsel, versucht hier den geheimen Funkverkehr der Deutschen zu entschlüsseln. Ihr größter Gegner: »Enigma«, eine als unbesiegbar geltende Chiffrier-Apparatur

Von JÜRGEN BISCHOFF

Die MASCHINE



Das Herzstück des deutschen Kodierungsgerätes Enigma (griech. für »Rätsel«) sind drehbare Walzen – bei dieser Version vier –, die Nachrichten elektrisch verschlüsseln

und das RÄTSEL

Winston Churchills Kolonne erreicht am Vormittag des 6. September 1941 die Kleinstadt Bletchley, 80 Kilometer nordwestlich von London. Die Wagen passieren ein Torhaus, hinter dem sich ein Park öffnet, Teil eines weitläufigen Landsitzes. Rosenbeete, rechts ein Teich, davor, auf einer gepflegten Wiese, ein Mammutbaum. Von dessen Wipfel spannt sich der Draht einer Antenne hinüber zu den langen, dünnen Schornsteinen eines fast 60 Jahre alten Herrenhauses.

Bletchley Park ist mit seinen spitzgiebeligen Erkern, dem gedrungenen Türmchen, den Zinnen und den steinernen Greifen vor dem Eingang eine kuriose viktorianische Stilmischung.

Und die perfekte Tarnung. Denn das Anwesen birgt das wohl bestgehütete Geheimnis des Zweiten Weltkrieges. Bletchley Park ist „Station X", die zehnte *war station* des britischen „Secret Intelligence Service". Der Auslandsgeheimdienst, auch MI6 genannt, hat dort die ihm angegliederte „Schule für Kodierung und Verschlüsselung" untergebracht.

Auch das eine Täuschung: Ziel dieser Abteilung ist nicht das Kodieren und Verschlüsseln, sondern das Dekodieren, die Entschlüsselung feindlicher Nachrichten. Das Anwesen von Bletchley Park ist das Zentrum eines weltweiten Netzes aus Horchposten, die alle erreichbaren deutschen Funksprüche abfangen – Meldungen, die von Regierungsstellen, von der NSDAP-Führung, vor allem aber von der Wehrmacht versendet werden: verschlüsselt und als Morsezeichen.

Station X soll diese Codes knacken.

An diesem 6. September 1941 arbeiten fast 1000 Männer und Frauen auf dem etwa 400 mal 400 Meter messenden Parkgrundstück. Zu beiden Seiten des alten Haupthauses mit seinen zwei Geschossen und der Fassade von 40 Meter Länge haben Handwerker mehrere Holzbaracken errichtet, um Platz für die zahlreichen Abteilungen zu schaffen.

In Friedenszeiten waren die Menschen von Bletchley Park Hochschullehrer oder Militärs, Übersetzerinnen oder Bankiers, Schachmeister, Studenten oder Künstler. Jetzt sind sie Codebrecher und zu allerhöchster Geheimhaltung verpflichtet.

Sie schlagen eine der wichtigsten Schlachten des Zweiten Weltkrieges – auf eine sehr eigene, sehr stille Weise: Ihr Schlachtfeld ist die Kommunikation, ihre Waffen sind Logik, Mathematik, Fantasie und Intuition.

Und ihr Gegner ist gefährlich und fintenreich: eine Maschine, die ihre Erfinder, die Deutschen, für unbesiegbar halten. Deren innerer Aufbau es ihren Benutzern ermöglicht, jede Nachricht in ein unentwirrbar erscheinendes Kauderwelsch aus Buchstaben zu verwandeln, das nur derjenige wieder in sinnvolle Sätze verwandeln kann, der sowohl über das Gerät verfügt als auch seine geheimen Einstellungen kennt.

Der Erfinder dieser Maschine, der deutsche Ingenieur Arthur Scherbius, hat sie nach dem griechischen Wort für Rätsel benannt: „Enigma".

Und das Projekt, mit dem sich der MI6 in Bletchley Park daranmacht, dieses Rätsel zu lösen, trägt den Decknamen „Ultra". Er steht als Kurzform für *ultra secret*: höchst geheim.

Stewart Menzies, der oberste Chef des Geheimdienstes, führt Churchill persönlich über die Anlage. Zeigt ihm Baracken, in denen große, laut ratternde Maschinen stehen, Frauen auf schreibmaschinengleiche Apparate eintippen, durchgeistigte Männer vor großen Papierstapeln hocken.

1938 erwirbt der britische Auslandsgeheimdienst MI6 das Herrenhaus von Bletchley Park. Hier – und in neu errichteten Baracken auf dem Anwesen – wollen die Alliierten den deutschen Code entschlüsseln

Nach der Besichtigungsrunde erklimmt der Premier im Freien einen Stapel Baumaterial. Er will eine Ansprache halten – und wundert sich über die Versammlung von Exzentrikern, die ihm an diesem sonnigen Septembertag gegenübersteht. „Wenn man Sie so ansieht, mag man kaum glauben, dass Sie irgendwelche Geheimnisse kennen", setzt er an.

Da ist Dillwyn „Dilly" Knox, Sohn eines Bischofs, Griechischprofessor und Ägyptologe am King's College in Cambridge und nun Leiter der Enigma-Entschlüsselung. Knox gilt als verschrobener Tüftler. Zuweilen erscheint er im Morgenmantel zur Arbeit, weil er bei der Toilette einen Einfall hatte und darüber vergaß, sich vollständig anzuziehen. Der Marinegeheimdienst hatte Knox bereits im Ersten Weltkrieg als Codebrecher angeheuert, seine analytischen Fähigkeiten sind legendär. In Bletchley Park kursiert die Geschichte von einem ungarischen Text, den er entschlüsselt hat, ohne die Sprache zu beherrschen: Er behandelte das Ganze als rein abstraktes Problem.

Oder Frank Birch, wie Knox ursprünglich Wissenschaftler am King's College und ebenfalls Entschlüsselungsveteran des Ersten Weltkrieges. Der kleine, glatzköpfige Mann hat sich später erst als Historiker in Cambridge, dann als Schauspieler und Pantomime einen Namen gemacht. Jetzt, in Bletchley Park, ist er Chef der für die deutsche Kriegsmarine zuständigen Abteilung.

Oder Stuart Milner-Barry, einer der besten britischen Schachspieler und Schachkorrespondent der „Times", der von einem früheren Kommilitonen in Cambridge für den Entzifferungsdienst geworben worden ist.

Oder Geoffrey Tandy, der frühere Direktor des Natural History Museum in London. Er verdankt seine Anwesenheit in Bletchley Park einem Irrtum: Er ist Experte für „Kryptogamen", für Sporenpflanzen – Moose, Farne und Algen. Die Anwerber des Militärgeheimdienstes haben diese Spezialisierung offensichtlich als „Kryptogramme" missverstanden: verschlüsselte Meldungen. Tandy ist trotzdem dabeigeblieben.

Auch Alan Turing hört Churchill zu, ein introvertierter Mathematiker, wie Knox zuvor Dozent in Cambridge. Der schüchterne Wissenschaftler mit dem stets ungebügelten Anzug gilt als mathematisches Genie und größter Denker von Bletchley Park.

Alle, die sich hier versammeln, sind auf ihre Weise genial – Bletchley Park ist ein Ort konzentrierter Geisteskraft und Intelligenz. Genau so hat es der Premierminister sich vorgestellt. Wenn auch vielleicht etwas weniger exzentrisch.

Hunderte zivile und militärische Mitarbeiter brüten in Bletchley Park unter strengster Geheimhaltung über abgefangenen Funksprüchen. Mehrere Fehler der Deutschen helfen ihnen weiter

Vor seiner Abreise wendet er sich deshalb noch einmal dem Geheimdienstchef zu. Er erinnere sich natürlich, dass er ihn angewiesen habe, bei der Rekrutierung des Personals unter Großbritanniens Intelligenzija „jeden Stein umzudrehen" – „aber ich hätte nicht gedacht, dass Sie mich so wörtlich nehmen".

Doch ist nicht die Enigma ein Gegner, wie es ihn für Geheimdienstler bis dahin noch nicht gegeben hat? Wer diese Maschine besiegen will, muss ungewöhnliche Wege gehen.

Im Frühjahr 1918 meldet Arthur Scherbius seine Chiffriermaschine zum Patent an. Auf Messen offeriert er sie vor allem Firmen, die ihren Nachrichtenverkehr verschlüsseln wollen – die deutschen Militärs sind an der teuren Maschine, von 1923 an als „Enigma" vermarktet, nicht interessiert.

Das ändert sich 1925, als der Reichswehr klar wird, dass ihre für sicher gehaltenen Kodierungsverfahren bereits im Ersten Weltkrieg aufgedeckt worden sind. Damals stand die Nachrichtenübertragung per Funk noch am Anfang, viele Meldungen wurden verschlüsselt und dann übers Kabel direkt an den Empfänger telegraphiert.

Seither ist der Einsatz von Radiowellen auch im militärischen Nachrichtenverkehr zur Regel geworden – mit dem Nachteil, dass Funksprüche nun von allen empfangen werden können. Der technische Fortschritt zwingt die Militärs deshalb, nach neuen, auch bei

drahtloser Kommunikation sicheren Verschlüsselungsmethoden zu suchen.

Und wirbt nicht Scherbius damit, dass keine Chiffriertechnik so sicher sei wie die der Enigma? Hat er nicht vorgerechnet, dass derjenige, der sie allein überwinden wolle, 14000 Jahre benötige, wenn er in jeder Minute eine andere Maschineneinstellung ausprobiere?

1926 stellt die deutsche Marine auf das Enigma-System um. Ein Jahr später übernimmt Scherbius ein ähnliches Patent des Niederländers Hugo Koch und verbessert die Enigma nochmals. 1928 erwirbt das Heer diese Version und modifiziert sie mit weiteren Elementen. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten übernehmen auch Luftwaffe, militärische Abwehr, SS, Reichssicherheitsdienst, Reichsbahn und mehrere Ministerien die scheinbar sichere Verschlüsselungstechnik.

Denn sie hat offenkundige Vorzüge: Die Geräte sind kaum größer als eine elektrische Schreibmaschine und batteriebetrieben. In der einfachsten Variante wiegen sie zwar zwölf Kilogramm, sind mit ihrer hölzernen Ummantelung aber gut zu transportieren und deshalb überall einzusetzen, auch an der Front.

Der Ausgangstext wird in die Enigma über eine Tastatur eingegeben; anschließend ist er – verschlüsselt – auf einem Lampenfeld abzulesen. Die deutschen Funker können aus mehreren austauschbaren Kodierungswalzen wählen

D

Die Arbeitsweise der Enigma unterscheidet sich von den bis dahin üblichen Verschlüsselungsverfahren, weil sie mehrere dieser Techniken in einer Apparatur vereint. Und sie funktioniert nicht nach einem von außen erkennbaren, logischen Prinzip, das sich bei der Chiffrierung immer wiederholt. Wie etwa jenes, dessen Erfindung Gaius Iulius Caesar zugeschrieben wird. Der römische Herrscher soll Geheimtexte geschrieben haben, indem er das Alphabet um eine festgelegte Anzahl von Stellen verschob: Ein Zweier-Schlüssel macht so aus jedem A ein C, bei einem Vierer-Schlüssel ergibt sich immer ein E. Die Enigma ist anders. Auch sie macht aus einem A mal ein C, mal ein E. Allerdings im selben Text. Oder sogar im selben Wort.

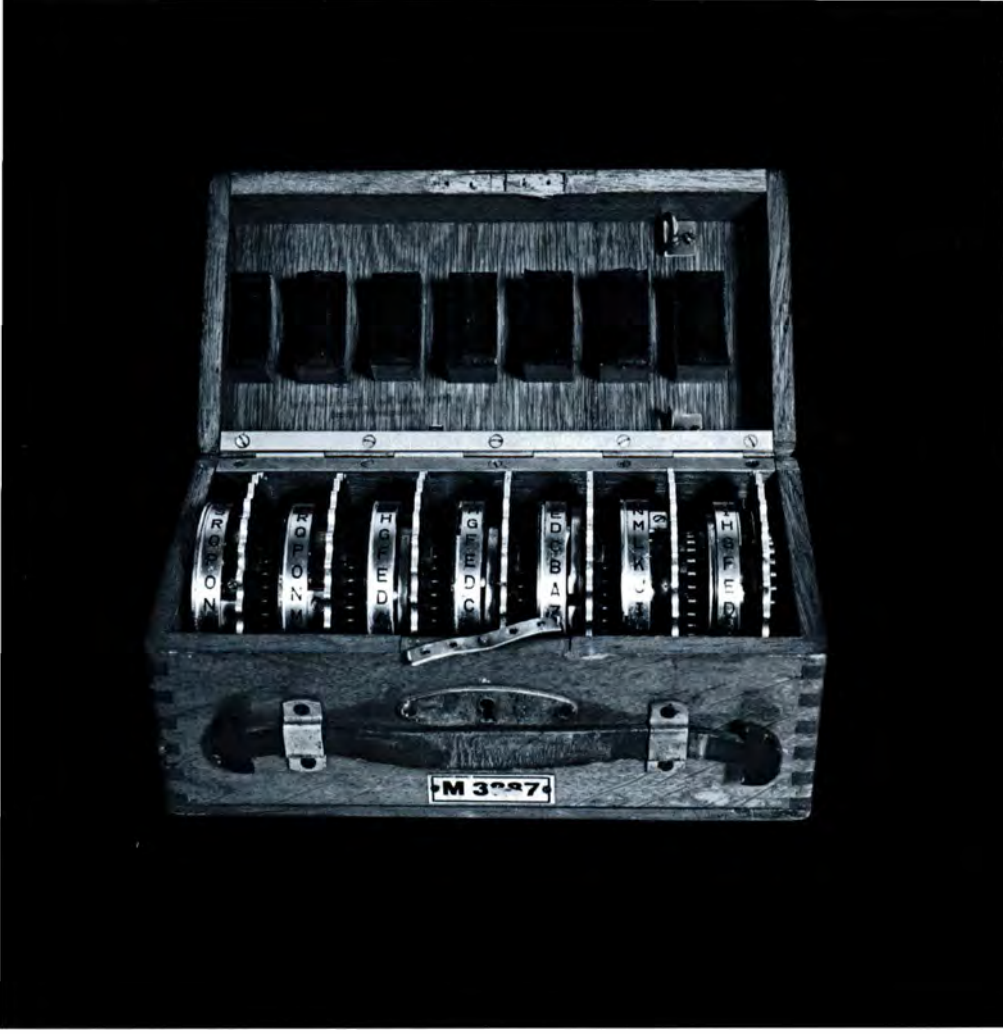
Das Herzstück der Enigma sind drei drehbare Walzen, sogenannte Rotoren, auf denen jeweils die 26 Buchstaben des Alphabets zu sehen sind. Jedes Zeichen wird elektrisch von Walze zu Walze weitergeleitet und dabei immer neu chiffriert. Zudem rückt nach jedem Buchstaben mindestens ein Rotor automatisch um jeweils eine Position weiter.

So verwandelt die Maschine das Getippte in den chiffrierten Text. Der erscheint, Letter für Letter, oberhalb der Tastatur auf einem Feld mit Leuchtbuchstaben.

Obendrein sind die Rotoren austauschbar und auf eine besondere Weise in ihrem Inneren elektrisch miteinander verdrahtet. Während in den Vorkriegsjahren nur drei Walzen in wechselnder Reihenfolge eingesetzt werden, können die Funker von 1938 an aus fünf, später sogar aus acht verschiedenen Walzen ihre Dreier-Kombinationen bilden.

Auf diese Weise chiffriert die Enigma jedes einzelne Zeichen mit einem individuellen Schlüssel und ermöglicht in der einfachsten Reichswehr-Ausführung theoretisch mehr als 2×10^{23} Kodierungsvarianten – eine Zwei mit 23 Nullen, mehr als ein Fünftel einer Quadrillion. Eine Technik, die der Enigma den Nimbus der Unbesiegbarkeit verleiht.

Vier Personen sind normalerweise an der Ver- und Entschlüsselung einer



deshalb noch einen eigenen Code aus drei Buchstaben, den „Spruchschlüssel".

Diesen denkt sich der absendende Funker selbst aus und verschickt ihn, mit der Grundeinstellung kodiert, zur Sicherheit zweimal nacheinander an sein Gegenüber. Dann stellt er die Walzen gemäß den Buchstaben des Spruchschlüssels noch einmal um und schreibt seinen Funkspruch. Weil der Empfänger das gleiche Codebuch und damit dieselbe Grundeinstellung verwendet, erhält er den Spruchschlüssel im Klartext, kann nun seinerseits die drei Walzen der eigenen Enigma in die Position dieser drei Buchstaben bringen – ohne dabei andere Parameter der Grundeinstellung zu verändern – und so die Nachricht lesen.

Ein kompliziertes Verfahren, das den geheimen Funkverkehr der Deutschen noch sicherer machen soll. Doch in Wahrheit ist es eine Schwachstelle.

Im Jahr 1928 erreicht ein Irrläufer das Zollamt von Warschau: eine schwere Holzkiste aus Deutschland. Sie erregt den Argwohn eines Zöllners, weil der Adressat in Warschau nachdrücklich verlangt, die Sendung ungeprüft und unver-

Nachricht beteiligt: Ein Funker gibt den Klartext auf der Tastatur ein und diktiert die auf dem Leuchtfeld erscheinenden verschlüsselten Buchstaben einem Kameraden; der überträgt sie ins Morsealphabet und versendet sie. Die Empfänger verfahren andersherum.

Doch das System funktioniert nur, wenn beide Maschinen exakt gleich eingestellt sind. Deshalb hat jedes Netz aus Enigma-Benutzern spezielle „Schlüsselbücher", in denen angegeben ist, wie die Maschinen einzurichten, welche Walzen zu verwenden und in welche Ausgangsstellung sie zu bringen sind.

Die Schlüssel werden für jeweils einen Monat im Voraus festgelegt und wechseln alle 24, später sogar alle acht Stunden. Die Codebücher zählen zu den geheimsten Dokumenten des Krieges. Die Kriegsmarine etwa druckt sie auf leicht wasserlöslichem Papier – damit kein Taucher ein solches Buch aus einem versenkten Schiff bergen könnte.

ARTHUR SCHERBIUS

Der deutsche Ingenieur Arthur Scherbius (1878–1929) verkauft seine 1918 patentierte Enigma zunächst an Firmen, die Informationen vertraulich übermitteln wollen. Ab 1926 aber nutzt vor allem das deutsche Militär die Verschlüsselungsmaschine

Die Deutschen wissen, dass die Gefahr eines Einbruchs in den Code zunimmt, wenn viele Nachrichten mit derselben Grundeinstellung der Maschine chiffriert werden. Zusätzlich zu der vom Codebuch vorgegebenen Tagesverschlüsselung erhält jede einzelne Nachricht

züglich an den Absender zurückgehen zu lassen. Der Zoll beschließt, den Inhalt zu inspizieren.

In der Kiste liegt eine Enigma.

Der Zoll informiert den polnischen Generalstab, der zwei Chiffrierexperten ins Zollamt entsendet. Die untersuchen

die geheimnisvolle Maschine. Dann verpacken sie die Apparatur wieder und schicken sie zurück nach Deutschland. Dort bemerkt niemand etwas.

Die Polen kennen nun die Konstruktion der Enigma und ihr Arbeitsprinzip – nicht aber ihre innere Verdrahtung. Denn die Maschine auf dem Warschauer Zollamt war die kommerzielle Version, von der sich der polnische Geheimdienst bald ein eigenes Exemplar besorgt. Die deutsche Wehrmacht aber verwendet ein Modell, das anders verdrahtet ist. Für dieses Modell fehlen den Polen die technischen Details.

Die erhalten sie drei Jahre später vom französischen Geheimdienst, mit dem sie ein Kooperationsvertrag verbindet. Die Franzosen haben einen Agenten in der Chiffrierstelle des deutschen Reichswehrministeriums untergebracht und leiten das ausspionierte Enigma-Material an die Polen weiter. Jetzt kann der polnische Dienst Replikate der Maschine anfertigen lassen.

Aus der ebenfalls zugespielten Dienstvorschrift für den Enigma-Einsatz erfahren die Kryptologen auch von jenem Spruchschlüssel aus drei Buchstaben, der am Anfang jeder Meldung zweimal hintereinander gesendet werden muss.

Was bedeutet: In der Abfolge der ersten sechs chiffrierten Buchstaben einer Meldung entspricht das erste dem vierten Zeichen, das zweite dem fünften, das dritte dem sechsten. Ein Muster, das die Entzifferung deutlich erleichtert.

Außerdem finden die Polen in den verschlüsselten Texten gewisse Regelmäßigkeiten bei der Zeichenfolge.

Die deutschen ANGRIFFE erhöhen den DRUCK auf die Tüftler

Anfang 1933 gelingt es einer Gruppe um den jungen Mathematiker Marian Rejewski erstmals, abgehörte deutsche Nachrichten zu dekodieren. Fünf Jahre später konzipiert Rejewski ein System mit 18 Rotoren, das alle denkbaren Walzenkombinationen und Grundstellungen der Enigma automatisch simulieren kann. „Bomba Kryptologiczna“ (kryptologische Bombe) nennen die Polen ihre Erfindung.

100 bis 120 Minuten benötigt die Bomba, um für eine kodierte Nachricht die Lage und Stellung der Walzen zu ermitteln. Ist eine mögliche Einstellung gefunden, wird auf einem Enigma-Nachbau ausprobiert, ob damit ein sinnvoller deutscher Text herauskommt.

Doch schon Ende 1938 ist die Bomba weitgehend nutzlos. Die deutsche Wehrmacht rüstet die Enigma von Heer und Luftwaffe um zwei zusätzliche Walzen auf, also auf insgesamt fünf. Damit verzehnfacht sich die Zahl der möglichen Walzenkombinationen.

Rejewski und seine Leute bräuchten nun sehr viel größere Maschinen – doch dafür fehlen ihnen die Mittel.

Jede drahtlose Kommunikation verrätseln die Deutschen – hier eine Funkstation der Wehrmacht während des Afrikafeldzuges –, indem sie den Klartext vor dem Senden mit der Enigma (im Foto rechts) umwandeln

Weil Warschau sich zudem immer sicherer ist, dass ein deutscher Überfall bald bevorsteht, beschließt der polnische Generalstab, Franzosen und Briten einzuweihen. Unter höchster Geheimhaltung kommt es Ende Juli 1939 in einem abgelegenen Waldhaus südlich der polnischen Hauptstadt zu einem denkwürdigen Treffen.

Die Polen haben Marian Rejewski geschickt. Aus England sind Dilly Knox und Alastair Denniston angereist, der Chef der Schule für Kodierung und Verschlüsselung. Die Engländer wissen noch nichts von den Erfolgen der Polen. Seit mehreren Monaten schon sucht Knox vergebens nach einem Weg, in die Enigma einzubrechen. Umso erstaunter sind die Briten, als sie nun Rejewskis Berichte hören. Die Polen übergeben ihren Gästen zudem den Bauplan für die Bomba – und zwei ihrer Enigma-Replikate.

Sogar unmittelbar an der Front können die Soldaten die Chiffriermaschinen für Meldungen und Befehle verwenden. Denn die in hölzerne Transportboxen eingebauten Geräte sind batteriebetrieben

Nur gut einen Monat nach dem Treffen marschiert die deutsche Armee in Polen ein. Rejewskis Abteilung wird in aller Eile aufgelöst, die Bomba zerstört, bevor sie den Deutschen in die Hände fallen kann. Die Männer, die dem Rätsel der Enigma am dichtesten auf der Spur waren, müssen untertauchen.

Marian Rejewski und die anderen Kryptologen setzen sich nach Rumänien ab, dann nach Frankreich. Als die Deutschen dort einmarschieren, flieht die Gruppe über Spanien, Portugal und Gibraltar nach Großbritannien.

Rejewski wird als Dechiffrierer vom MI6 übernommen, hat mit der Enigma jedoch nichts mehr zu tun. Sein Wissen und der Nachbau der Chiffriermaschine aber haben längst Bletchley Park erreicht. Im Spätsommer 1939 bevölkert sich der Landsitz zusehends: Station X wird aufgebaut. Rund 140 Leute gehören zur ersten Besatzung. Da sich das Herrenhaus schnell als zu klein erweist, beginnen Handwerker ringsherum mit dem Bau von Baracken für Arbeitsplätze.

Am 3. September erklärt Großbritannien Deutschland den Krieg. In Bletchley Park wächst nun der Druck, den Funkverkehr des Feindes so schnell wie möglich offenzulegen.

30 Personen arbeiten zunächst in jenem Team, das unter der Leitung von Dilly Knox die Codes brechen soll, darunter Veteranen, die schon im Ersten Weltkrieg geheime Nachrichten des Feindes entschlüsselt haben, aber auch viele Neulinge, die Knox und seine Mitarbeiter in den Monaten zuvor an den Eliteuniversitäten von Oxford und Cambridge rekrutiert haben: Linguisten, Mathematiker, Historiker – sowie Ägyptologen, die durch den Umgang mit Hieroglyphen im Ergründen rätselhafter Zeichensysteme versiert sind.

Bei der Anwerbung des Personals geht der Geheimdienst ungewöhnliche Wege. So ruft der „Daily Telegraph" seine Leser zu einem Geschwindigkeitswettbewerb im Lösen von Kreuzworträtseln auf. Kurz darauf meldet sich der MI6 bei den schnellsten Teil-

nehmern: mit Job-Angeboten für Bletchley Park.

Am 4. September 1939 trifft auch der 27-jährige Alan Turing ein: Schon mit 23 Jahren hat er die theoretischen Grundlagen für eine – nie realisierte – Maschine entworfen, die jede denkbare Berechnung anstellen kann, indem sie ein nur mit markierten und leeren Rechtecken versehenes Band abliest und beschriftet: das Grundprinzip des Computers.

Turing ist homosexuell, zu jener Zeit in Großbritannien ein Straftatbestand, was ihn erpressbar machen könnte. Dazu ist er ein schwieriger Sonderling, seine Arbeitsweise chaotisch. Im Sommer radelt er mit aufgesetzter Gasmaske zur Arbeit – aus Angst vor Heuschnupfen.

„Nur ich habe gerade noch genug Autorität und Geschick, um ihn und seine Ideen in einer gewissen Ordnung und Disziplin zu halten", schreibt Knox in einer Notiz an Direktor Denniston.

In jedem Fall ist Turing eine unbedingt notwendige Verstärkung für die Gruppe von Knox. Denn die ist immer noch weit davon entfernt, den deutschen Code zu brechen. Der polnische Nachbau der Enigma hilft dem Team, ist aber schon veraltet; auch die übrigen Erkenntnisse der Polen reichen nicht aus.

So bleibt den Codebrechern nur, sich in ihre Baracken mit den Betonböden, den nackten Glühbirnen und schlecht heizenden Koksöfen zurückzuziehen und zu tüfteln. Immer wieder zu probieren, zu kombinieren, zu überlegen.

Tatsächlich entdecken sie schon bald neben dem doppelten Spruchschlüssel weitere Schwachstellen des Systems, die sie hoffen lassen.

Eine wird dem Mathematiker John Herivel eines Abends Anfang 1940 klar. Herivel denkt häufig über die Deutschen nach: darüber, wie sie ihren Tag beginnen, wie sie, vielleicht noch müde oder unter Zeitdruck, mit der Arbeit anfangen, wie sie ihre Codebücher öffnen, wie sie die Walzen einstellen und sich den individuellen Spruchschlüssel ausdenken, nach dem sie die Walzen erneut einstellen müssen. Welche Buchstaben würde jemand verwenden, der schlechte Laune hat? Oder einer, den Sehnsucht plagt? Oder einer, der mitten in der Schlacht eine Meldung absetzen muss?

Vielleicht lässt er die Walzen einfach so, wie er sie am Anfang eingestellt hat. Vielleicht nimmt er einfach die Initialen aus dem Namen seiner Freundin. Oder er schreibt einfach ABC oder AAA.

Es gibt also Wahrscheinlichkeiten, die die Entzifferung erleichtern. Von den theoretisch möglichen 17576 Spruchschlüsseln müssen womöglich nur 20 bis 30 durchgeprüft werden.

Ein weiterer Schwachpunkt sind Wendungen, die im deutschen Funkverkehr immer wieder auftauchen – „OBERKOMMANDO" etwa, oder „KEINE BESONDEREN VORKOMMNISSE".

Sowie eine Wortkombination, auf die sich die Codebrecher fast blind verlassen können: „HEIL HITLER" am Schluss einer Nachricht.

Weil die Enigma niemals einen Buchstaben mit sich selbst verschlüsselt, lassen sich mithilfe der festen Wortkombinationen Rasterschablonen aus Papier fertigen. Die schieben die Kryptologen an jenen Positionen der abgefangenen Nachricht, wo sie diese Wendungen vermuten, so lange über den Text, bis etwa in der Schablone mit dem Wort „Vorkommnisse" kein O mehr als O, kein M als M und kein S als S verschlüsselt ist. Dann haben sie einen Einstieg.

Um von diesen Anhaltspunkten auf die verwendeten Walzen und die genauen Einstellungen der Enigma zu kommen, müssen die Tüftler an den Nachbauten manuell alle noch möglichen Varianten testen.

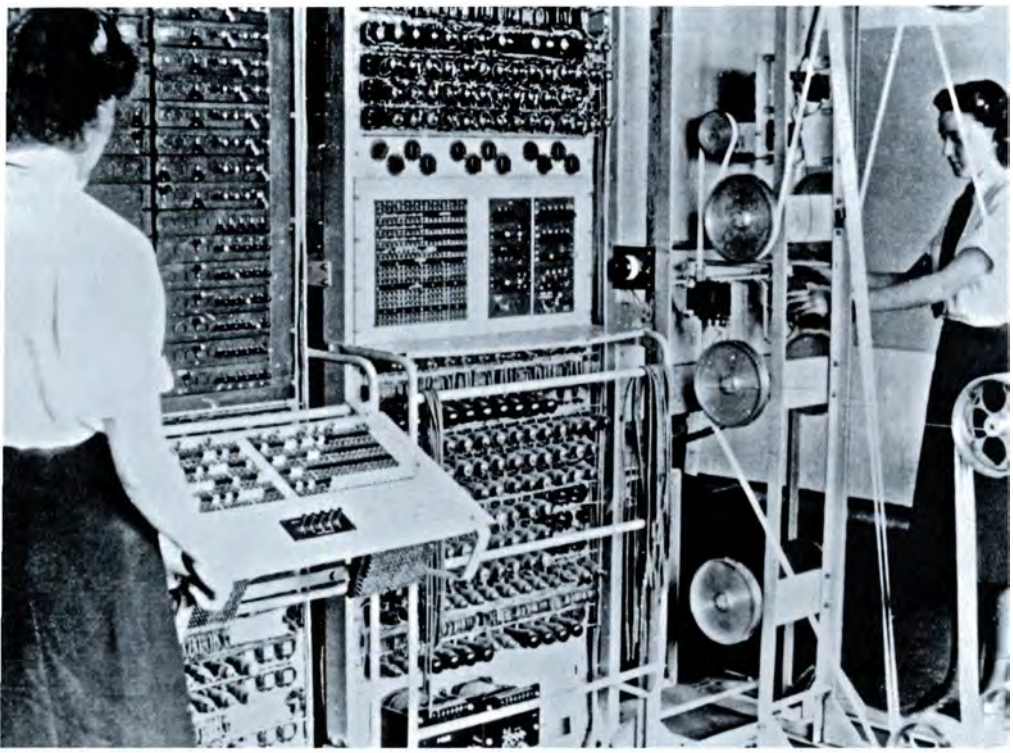
Haben sie eine Maschinenstellung gefunden, bei der an der entsprechenden Position die verschlüsselte Redewendung erscheint, können sie daraufhin ausprobieren, ob mit dieser Einstellung auf dem Leuchtfeld der Enigma auch für den Rest der Nachricht ein sinnvoller deutscher Text erscheint. Wenn nicht, war alles vergebens, die Codebrecher müssen von vorn beginnen.

Es ist eine beschwerliche Arbeit, die für eine einzelne Meldung oft Tage, Wochen, Monate braucht – aber sie ist schließlich erfolgreich.

Im Januar 1940 entziffern die Kryptologen in Baracke 4 die erste Enigma-Meldung seit Kriegsbeginn. Sie entstammt einem Funknetzwerk, das Knox in seinen Organisationsplänen mit einem grünen Buntstift markiert hat und das deshalb in Bletchley Park als „Schlüsselkreis Grün" firmiert. In Station X sind

MARIAN REJEWSKI

Wichtige Vorarbeiten für die Entschlüsselung der Enigma leisten polnische Experten um den Mathematiker Marian Rejewski (1905–1980). Den Polen ist bereits 1928 eine Maschine der Deutschen in die Hände gefallen – durch puren Zufall



Um auch den sogenannten Lorenz-Code zu brechen, durch den Adolf Hitler mit seinen Generälen korrespondiert, entwickeln die Briten den gewaltigen »Colossus« – einen der ersten digitalen Computer

die geheimen Funknetze der Deutschen in den ersten Kriegsjahren wie aus dem Tuschkasten markiert worden: Neben Grün gibt es Rot, Gelb, Braun, Blau sowie diverse Mischfarben.

Die erste Grün-Meldung ist inhaltlich zwar enttäuschend – eine Abfolge von Belanglosigkeiten wie etwa der Wetterbericht –, aber sie ist ein Anfang.

Am 9. April 1940 marschiert die Wehrmacht in Dänemark und Norwegen ein, und noch am selben Tag taucht ein neuer Enigma-Schlüssel auf. Die Briten knacken auch den. Aus den abgehörten Nachrichten erfährt London detailliert von den Aktionen der Deutschen – wenn auch mit Verspätung. Denn auf eine solche Meldungsflut ist man in Bletchley Park nicht vorbereitet. Bislang sind die entzifferten Meldungen des jeweiligen Tages immer abends in einem Postsack per Lieferwagen zum Hauptquartier des MI6 nach London gebracht worden, von wo aus sie unter anderem ans Kriegsministerium weitergeleitet wurden.

Nun aber muss alles schneller gehen. Auch intern: In drei Schichten arbeiten die Teams bald rund um die Uhr. Die abgefangenen Nachrichten kommen per Fernschreiber und Motorradkurier nach Bletchley Park, wo sich zunächst die Codespezialisten ihrer annehmen.

Schaffen sie es, den Code für den Tag zu brechen, wandeln in einem anderen Raum derselben Baracke Mitarbeiter sämtliche Meldungen in deutschen Klartext um, an britischen Kodiermaschinen, die so umgebaut sind, dass sie wie Enigmas funktionieren.

Ein Helfer schiebt die entzifferten Funksprüche anschließend in einem Karton durch einen kleinen, oberirdischen Holztunnel in die benachbarte Baracke. Dort übersetzt ein Team aus Linguisten und Deutsch-Experten, die um einen großen Tisch herumsitzen, die Meldungen ins Englische und versucht zugleich, mögliche Lücken im Text zu schließen. Offiziere helfen, die militärische Bedeutung der jeweiligen Nachricht zu beurteilen und sie zu sortieren.

Am Ende schreibt ein weiterer Militär die Nachrichten so um, dass sie den Eindruck erwecken, als stammten sie von einem Agenten mit dem Decknamen „Boniface". Denn was immer auch geschieht – keinesfalls dürfen die Deutschen erfahren, dass ihr Geheimfunk entschlüsselt wird.

So sind es also offiziell Berichte der „Quelle Boniface", die schließlich per Fernschreiber die MI6-Zentrale in London erreichen.

Im Mai 1940 hat John Herivels Idee, sich auf 20 bis 30 Spruchschlüssel zu konzentrieren, ihren ersten großen Erfolg: Dem Team in Bletchley Park gelingt der Einbruch ins Netzwerk Rot. Schnell stellt sich heraus, dass Rot ein Schlüsselkreis der Luftwaffe ist. Einer der wichtigsten, wie sich zeigen wird.

Einzig der Funkverkehr der deutschen Kriegsmarine ist den Codebrechern noch völlig verschlossen.

Seit seiner Ankunft in Bletchley Park arbeitet Alan Turing an den Plänen für eine bahnbrechende Maschine: einen Enigma-Simulator, der in nie gekannter Geschwindigkeit die Einstellung der Chiffriermaschine ermitteln soll. Das Gerät soll Marian Rejewskis Bomba erheblich verbessern. Turing nennt sein Modell „Bombe" – als Reminiszenz an die Vorarbeit der polnischen Kollegen.

Mitte Mai 1940 ist die erste Version einsatzbereit: In einem Gehäuse rotieren mit hohem Tempo 30 Buchstabenwalzen. Sie erledigen nun, was die Codebrecher zuvor per Hand machen mussten: das Testen der unterschiedlichen Walzeneinstellungen.

100 000 Pfund Sterling, eine gewaltige Summe, hat der MI6 für den Bau mehrerer „Bomben" bereitgestellt. Das erste Exemplar taufen die Briten auf den optimistischen Namen „Victory": Sieg.

Turing aber ist unzufrieden, Victory ist noch zu langsam. Gemeinsam mit dem Mathematiker Gordon Welchman entwickelt er eine verbesserte Variante. Und schon wenige Monate später rotie-

Geheim!

Nicht ins Flugzeug [illegible]!

Sonder-Maschinenschlüssel BGS

08 ❋

Datum	Walzenlage	Ringstellung	Steckerverbindungen	Kenngruppen
31.	I II V	10 14 02	BF SD AY HG OU QC WI RL XP ZK	yqv vuc xxo gvf
30.	V IV I	04 25 01	DI ZL RX UH QK PC VY GA SO EM	mqy vts gvt csx
29.	III V II	13 11 06	ZM BQ TP YX FK AR WH SO NJ DG	aky vdv oyo tzt
28.	I III II	09 16 12	NE MT RL OY HV IU GK FW PZ XC	nfh vco tur wnb
27.	III II I	06 03 15	BF GR SZ OM WQ TY HE JU XN KD	bec jmv vtp xdb
26.	I III V	19 26 08	GS VD CQ LE HI BO JP UZ FT RN	wvu yem buz rjk
25.	II I IV	05 01 16	KA ZH QP GR MF LJ OT EN BD YW	ktv muq cqm cpm
24.	III II IV	22 02 06	PI KM JB YU QS OV ZA GW CH XF	zcd iwo urp glg
23.	IV III II	08 11 07	SX TD QP HU FB YN CO IK WE GZ	epm mgs vqg vsm
22.	I V II	13 02 26	GP XH IW BO NU MD SA ZK QR LT	aam mvy jqq wqm
21.	IV I V	17 24 03	XC AQ OT UZ HD RG KM BL NS JW	ltl blu frk xrh
20.	IV I III	15 22 12	PO TV QC ZS EX WR BJ DK FU LA	non lic oxr usr
19.	V I III	13 24 21	HA GM DI VK JP YU EF TB ZL XQ	ecd ciq uvr ppt
18.	IV V I	23 09 20	XP PZ SQ GR AJ UO CN BV TM KI	fjh sts uqe oft
17.	III II V	21 24 15	UT ZC YN BE PK JX RS GF IA QH	oub eci pyf rqi
16.	IV III V	07 01 13	IN YJ SD UV GF BH TK QE AR OP	kex paw flw onw
15.	I IV II	15 04 25	TM IJ VK OY NX PR WL GA BU SF	sdr pbu byv khb
14.	III II IV	10 23 21	WT RE PC FY JA VD OI HK NX ZS	mhz lff lnq giy
13.	V I II	14 04 12	AN IV LH YP WM TR XU FO ZB ED	rqh ucm ldi ods
12.	II V I	07 19 02	HR NC IU DM TW GV FB ZL EQ OX	asy xza uvc fmr
11.	I V IV	13 15 11	NX EO RV GP SU DK IT FY BL AZ	gyd iuq oob vef
10.	V II I	09 20 19	FN TA YJ SO EG PC VD KI XH WZ	pyz ace pru uyc
9.	I IV V	14 10 25	VK DW LH RF JS CX PT YB ZG MU	nyh fbd ohs jrp
8.	IV V I	22 04 16	PV XS ZU EQ BW CH AO RL JN TD	tck rts nro mkl
7.	V I IV	18 11 25	TS IK AV QP HW FM DX NG CY UE	mhw lwb mdm ybe
6.	IV I III	02 17 20	KZ FI WY MP DS HR CU XE QV NT	uwu vdk lrh mgd
5.	I V IV	26 09 14	VW LT PB FO ZK GS RI QJ IM XE	suw tsv nfp yjc
4.	IV III V	07 01 12	QS YA XW KR MP HT DU OV CL FZ	uby usi mhh mwb
3.	I II V	05 16 03	FW DL NX BV KM RZ HY IQ EC JU	tns von grw axl
2.	III I II	12 22 17	DW UO PY GR FS EQ KT CL AI ZB	smz lbl bkc sym
1.	I III II	04 18 06	ZN OM CR UI KP WQ SE JV LX TF	ghr vqv cya ayl

Geheime Codebücher geben die ständig zu wechselnden Grundeinstellungen der Enigma vor, etwa die Position der Walzen. Zusätzlich wird jeder Funkspruch noch mit einem eigenen Schlüssel versehen

ren in Bletchley Park die Walzen von Dutzenden „Bomben". Jetzt dauert es im günstigsten Fall nur noch etwa 15 Minuten, bis die Walzenstellung der chiffrierenden Enigma entschlüsselt ist.

Als die Deutschen im August 1940 England aus der Luft angreifen, verraten die mithilfe von Turings Maschinen entschlüsselten Enigma-Meldungen aus dem Netzwerk Rot den Briten nicht nur die möglichen Angriffsziele, sondern sogar die Zahl der beteiligten Flugzeuge. Die Deutschen erleichtern der Flugabwehr die Arbeit dadurch, dass sie britische Städte mit Begriffen belegen, die dieselben Anfangsbuchstaben haben: „Liebe" etwa ist Liverpool, „Bild" entspricht Birmingham.

In einem Fall müssen die Briten allerdings passen – obwohl sie genau wissen, dass ihnen ein gewaltiger nächtlicher Angriff bevorsteht. Selbst den Codenamen der Attacke kennen sie: „Mondscheinsonate". Nur mit dem Decknamen des Ziels wissen sie nichts anzufangen: „Korn". Eine Großstadt mit „Ko" gibt es in Großbritannien nicht. Erst im Nachhinein wird ihnen klar, dass „Korn" für Coventry stand.*

Gleichzeitig mit dem Bombenterror gegen England starten die Deutschen im Atlantik den uneingeschränkten U-Boot-Krieg, bei dem sie Handelsschiffe der Alliierten ohne Vorwarnung versenken.

Doch trotz Turings neuer Maschinen: Die Enigma der Marine können die Briten weiterhin nur äußerst selten entschlüsseln. Denn die deutsche Kriegsflotte arbeitet mit einer Variante des Chiffriergerätes, die mit insgesamt acht einsetzbaren Walzen noch weitaus komplexer ist als die von Heer und Luftwaffe.

* Die früher verbreitete These, die Briten hätten von dem bevorstehenden Angriff auf Coventry gewusst, ihn aber zugelassen, um ihre Erfolge bei der Entschlüsselung des deutschen Codes nicht zu verraten, gilt heute als überholt.

In dringenden Fällen müssen die britischen Codebrecher selbst dafür sorgen, dass ihnen die deutschen Kriegsschiffe die passenden Wortkombinationen liefern. Die Royal Air Force wirft dazu in der Nordsee Minen ab; die Minenwarnung der Deutschen mit den genauen Positionsangaben können die Leute von Bletchley Park anschließend für ihre Entschlüsselungen nutzen.

Oder die RAF zerschießt in der Nähe eines deutschen Schiffes eine Leuchtboje: Mit Sicherheit tauchen Minuten später die Worte „LICHT ERLOSCHEN" oder „LEUCHTBOJE ZERSTOERT" in einer deutschen Nachricht auf. „Gartenpflege" nennen die Briten dieses Verfahren. Doch es ist mühsam und zeitaufwendig.

Die Admiralität aber treibt die Codebrecher zur Eile; die deutschen U-Boote sind drückend überlegen. Um die Konvois der alliierten Handelsschiffe warnen und umleiten zu können, muss das Oberkommando wissen, wo sich die Unterseeboote formieren. Für eine schnelle Entzifferung der Marine-Enigma aber benötigen die Briten ein deutsches Codebuch. Und zwar dringend.

So reift im September 1940 der Plan zur „Operation Ruthless" – *ruthless* wie mitleidslos. Sein Verfasser: Ian Fleming, als Mitarbeiter der Marinegeheimdienstzentrale in London Verbindungsoffizier nach Bletchley Park.

„Gebraucht wird eine harte Crew von fünf Männern", schlägt Fleming vor, „einschließlich eines Piloten, eines Funkers und eines Mannes, der perfekt Deutsch spricht. Sie müssen deutsche Luftwaffenuniformen tragen und blutverschmiert sein." Diese Truppe solle nach einem der nächsten Bombenangriffe auf London mit einem gekaperten deutschen Bomber zurück über den Ärmelkanal fliegen, dort SOS funken, einen Absturz simulieren und notwassern. Die Crew solle sich dann auf ein Schlauchboot retten und von einem deutschen Minenräumboot auffischen lassen.

„Wenn an Bord des Schiffes, deutsche Besatzung erschießen und über Bord werfen", notiert Fleming lakonisch. „Boot in englischen Hafen steuern."

Bletchley Park ist von der Idee begeistert. Tatsächlich wird in Dover ein erbeuteter Heinkel-Bomber nach Flemings Vorschlägen für den nächsten Angriff der Deutschen präpariert.

Doch das Flugzeug bleibt am Boden – die Briten entdecken kein geeignetes deutsches Schiff, von dem sich die Besatzung „retten" lassen könnte.

D

Die Teams von Bletchley Park arbeiten in den folgenden Monaten weiter, ohne wirklich voranzukommen. Versehen Schicht um Schicht in ihrem eigentümlichen Mikrokosmos aus Geheimnisträgern. In der Kantine, wo es noch um drei Uhr morgens Kabeljau mit Kartoffelbrei gibt, treffen sich Hieroglyphen-Experten und Air-Force-Offiziere, Telegraphistinnen und Naturwissenschaftler.

Sie alle verbindet eine besondere Kameraderie. Doch reden dürfen sie über ihre Arbeit nicht. Die Teams in einer Baracke haben nur eine grobe Ahnung von dem, was die Menschen in den anderen Bretterbuden tun, selbst wenn sie einander unmittelbar zuarbeiten. Sogar die Tatsache, dass Enigma entschlüsselt worden ist, ist lange Zeit kaum bekannt.

Eines Abends folgt ein Offizier einer Einladung zum Dinner mit Kollegen einer anderen Abteilung. Bei einer anschließenden Bridge-Partie ist der Soldat verwundert über die hervorragenden taktischen Fähigkeiten seines Mitspielers – nur um später zu erfahren, dass es sich bei dem um einen Schach-Großmeister handelt.

Ein Dreivierteljahr nach Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Krieges kommt Bletchley Park endlich das Glück zu Hilfe. Im Mai 1941 kapert die Royal Navy das deutsche Wetterschiff „München" und erbeutet die Tagescodes für Juni, ein paar Tage darauf auch das Codebuch und eine komplette Enigma von „U110".

Die Besatzung hatte das U-Boot aufgegeben, ohne es – wie vorgeschrieben – zu zerstören, in der Annahme, dass es gleich sinken werde. Etwas später kapern die Alliierten ein weiteres Schiff samt den Codes für Juli.

Nun können Knox, Turing und Kollegen für zwei Monate die Geheimnachrichten des wichtigsten Marine-Netzes „Heimische Gewässer" mitlesen, von den Deutschen unbemerkt und fast in Echtzeit. Und sie sammeln dabei so viele Informationen, dass sie bis Jahresende die deutschen Absichten zur See fast vollständig und vor allem schnell entschlüsseln können.

Es scheint die Wende im U-Boot-Krieg zu sein. Die unterseeischen „Rudel", wie die deutsche Marine die in Gruppen angreifenden U-Boote nennt, stoßen immer häufiger ins Leere. So erfolgreich sind die Logik-Krieger von Bletchley Park, dass Anfang September

Vermutlich VERKÜRZEN die Codebrecher den KRIEG um Jahre

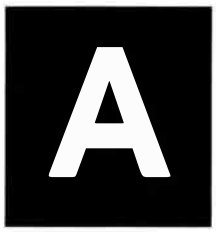
1941 Premier Winston Churchill persönlich vorbeischaut, um sich zu bedanken.

Doch dann rüstet der Feind abermals auf. Am 1. Februar 1942 führt ein Teil der deutschen U-Boot-Waffe eine neue, leistungsfähigere Enigma ein, in der jetzt bei jeder Chiffrierung vier statt drei Rotoren zum Einsatz kommen. Der neue vierte Rotor allerdings ist nicht austauschbar. In Bletchley Park geben die Mitarbeiter dem Funknetz dieser U-Boote den Namen „Shark" – Hai.

Auf einen Schlag ist ein Großteil dessen zunichte, was sich die Codebrecher in den vorangegangenen Monaten und Jahren mühsam erarbeitet haben. Selbst Turings Maschinen sind vorerst keine Hilfe mehr. Es ist der totale Blackout, fast ein Jahr lang. Auf Station X schwindet die Moral.

Obendrein gelingt es dem „Beobachtungsdienst" der Kriegsmarine – dem deutschen Pendant zu Bletchley Park –, umgekehrt jenen Code zu brechen, der fast den gesamten alliierten Funkverkehr mit den Geleitzügen im Atlantik verschlüsselt. Da die Briten die Meldungen der deutschen U-Boote nicht mehr lesen können, erfahren sie monatelang nichts von diesem Einbruch.

Ein Einsatz der Marine bringt die Rettung. Im Mittelmeer bergen die Briten die Signalbücher von „U559". Während Matrosen der Royal Navy das U-Boot durchsuchen, sinkt es bereits. Zwei britische Seeleute werden mit in die Tiefe gerissen. Doch ein Schiffsjunge rettet das wertvolle Dokument.



Am 13. Dezember 1942 stürmt ein Mitarbeiter – gegen alle Geheimhaltungsregeln – in die Kantine von Bletchley Park und ruft: „Wir haben die U-Boote wieder!"

Erneut sammelt Station X so viele Informationen über die Kodierung, dass sie langfristig Nachrichten entschlüsseln kann. Von nun an haben die Deutschen keine Geheimnisse mehr – und wissen es nicht.

ALAN TURING

Der britische Mathematiker gilt als das größte Genie von Bletchley Park. Vor dem Krieg hat Turing (1912–1954) einen Aufsatz verfasst, auf dessen Erkenntnissen später die gesamte Computertechnik aufbaut

Die Admiralität setzt die Mitarbeiter von Station X unter Druck, das Netzwerk Shark endlich zu knacken. Der Kampf mit den U-Booten sei so entscheidend, dass „der Krieg verloren werden kann, wenn Bletchley Park nicht hilft".

Jetzt zeigt sich, wie wichtig die Codebrecher sind. Die Meldungen aus Bletchley Park spielen eine entscheidende Rolle bei den Niederlagen des Deutschen Afrikakorps unter General Erwin Rommel. Die Briten sind bis ins Detail über dessen Pläne informiert.

Auch die Landung der Alliierten auf Sizilien im September 1943 wird von Bletchley Park mit vorbereitet. Um die Deutschen aus Süditalien wegzulocken, wird den Spaniern die Falschmeldung zugespielt, eine Invasion in Sardinien stehe unmittelbar bevor. Den Erfolg dieser Finte, die Verbreitung der Nachricht, verfolgt Station X in Echtzeit.

Beim D-Day in der Normandie, der großen Landung der Alliierten ein Dreivierteljahr später, rettet ein einziger entschlüsselter Funkspruch vermutlich 15 000 Fallschirmjägern das Leben – an der ursprünglich vorgesehenen Absprungzone hatten die Deutschen starke Truppenverbände zusammengezogen.

Gegen Ende des Krieges arbeiten in Bletchley Park fast 9000 Männer und Frauen. Inzwischen ist das Anwesen zu einer regelrechten Dechiffrierfabrik geworden, mit zahlreichen großflächigen und bombensicheren Anbauten.

Jeden Morgen halten Busse mit Mitarbeitern aus der Umgebung vor den Toren der Anlage, steigen Hunderte Pendler aus Cambridge an einer speziellen Eisenbahnstation aus.

Täglich fließt ein Strom von mehr als 1000 entzifferten Meldungen allein des Heeres und der Luftwaffe aus Station X. Doch längst nicht alle Mitarbeiter beschäftigen sich jetzt noch mit Enigma – auch die japanischen „Purple"-Chiffriermaschinen werden hier geknackt, ebenso die Nachrichten aus den deutschen „Lorenz"-Maschinen: Funkfernschreibern, über die Hitler direkten Kontakt zu seinen Generälen hält.

Die Codebrecher sind auf ganzer Linie erfolgreich. So sehr, dass Churchill nach Ende des Krieges in einem Gespräch mit König Georg VI. geäußert haben soll, der Sieg sei vor allem Ultra zu verdanken. Nur wenige Historiker würden heute wohl so weit gehen, aber alle betonen, dass die Arbeit der Station X den alliierten Sieg beschleunigt und so den Weltenbrand womöglich um Jahre verkürzt hat.

Der Codebrecher Dilly Knox erlebt diesen Triumph nicht mehr; er ist bereits 1943 an Krebs gestorben. Frank Birch bleibt auch nach Kriegsende beim Dechiffrierdienst. Gordon Welchman wandert 1948 in die USA aus, wird einer der ersten Computer-Theoretiker am Mas-

1940 entwickelt Alan Turing eine Maschine mit Buchstabenwalzen, die Einstellungen der Enigma-Geräte in kurzer Zeit ermittelt. So können die Briten schließlich fast den gesamten deutschen Funkverkehr mitlesen

sachusetts Institute of Technology. Später sehen amerikanische und britische Geheimdienste in ihm allerdings ein „Sicherheitsrisiko". Der Grund: ein Buch über das Projekt Ultra – fast 40 Jahre nach Kriegsende.

Auch Alan Turing arbeitet nach 1945 wieder als Computer-Theoretiker und Mathematiker. Doch 1952 wird er wegen Homosexualität vor Gericht gestellt und zu einer Hormonbehandlung gezwungen. Zwei Jahre später nimmt er sich das Leben.

Ian Fleming zieht nach Jamaika und beginnt dort Geheimdienstromane zu schreiben. 1953 erscheint sein erster, mit dem Titel „Casino Royale". Die Hauptfigur ist ein MI6-Agent namens James Bond.

Die War Station in Bletchley Park wird bereits 1946 aufgelöst, die meisten Maschinen werden zerstört. Aber noch 30 weitere Jahre bleibt die Arbeit der Codebrecher auf dem Anwesen nordwestlich von London geheim – aus strategischen Gründen. Denn nach Kriegsende gelangen zahlreiche Enigma-Exemplare auch in die Sowjetunion. Moskau benutzt die erbeuteten Maschinen noch viele Jahre selbst. Und erleichtert damit dem Geheimdienst seines früheren Verbündeten die Arbeit. ●

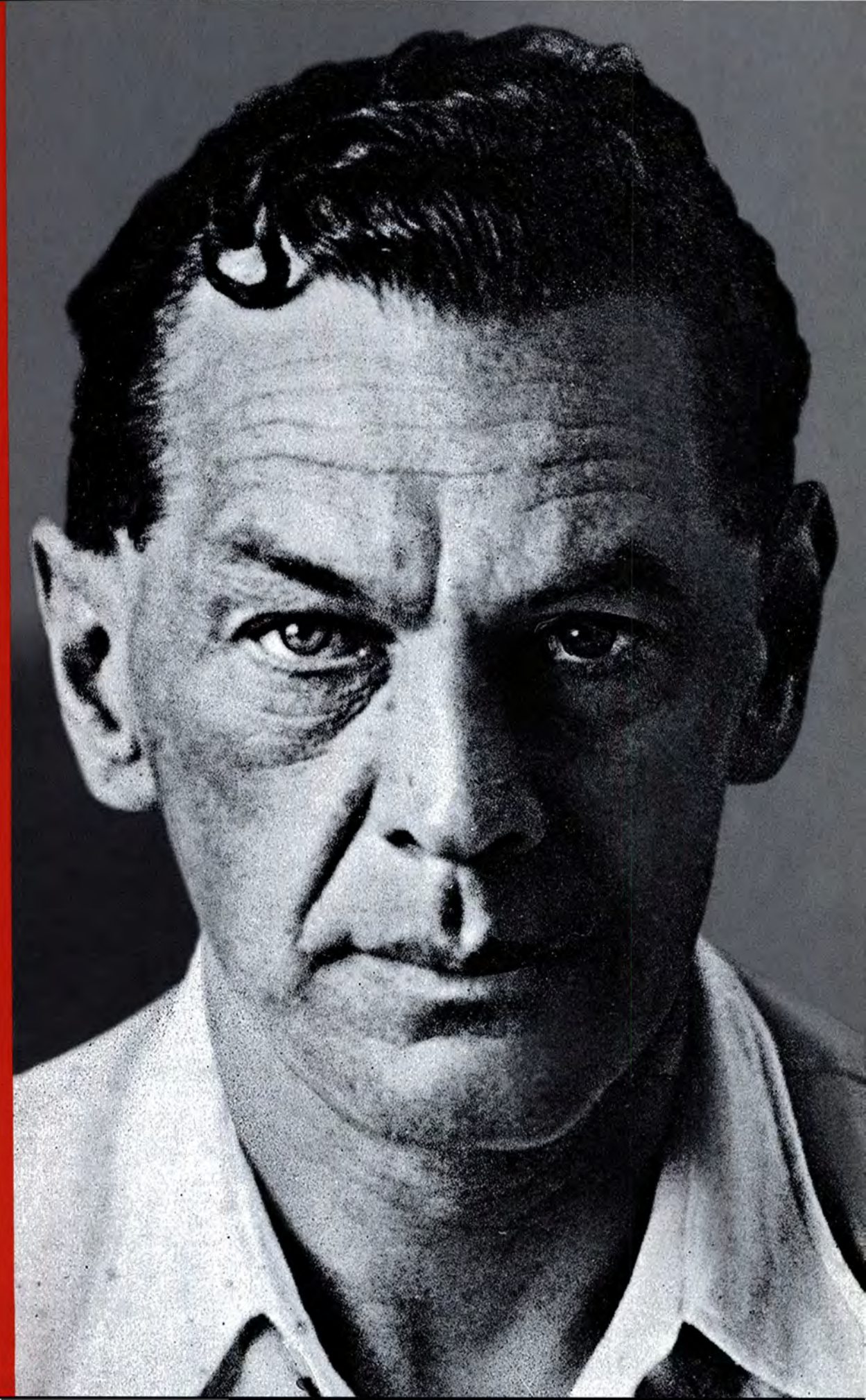
Jürgen Bischoff, *59, ist Autor in Hamburg.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Hugh Sebag-Montefiore, *„Enigma. The Battle for the Code"*, Orion: spannend, mit starker Betonung der polnischen Leistung. Michael Smith, *„Enigma entschlüsselt. Die ‚Codebreakers' von Bletchley Park"*, Heyne: detailreiche Darstellung. David Kahn, *„Seizing the Enigma. The Race to Break the German U-Boat Codes, 1939–1943"*, Frontline Books: Kahn, selbst Kryptologe, beschreibt nicht nur die Entschlüsselungsbemühungen, sondern auch den gefährlichen Kampf der Royal Navy um die Codebücher der Deutschen.

MOSKAUS MANN IN TOKYO

Von JÖRG-UWE ALBIG

Er trinkt bis zur Besinnungslosigkeit, hat Dutzende Affären, rast auf dem Motorrad durch Japans Hauptstadt: Eigentlich verhält sich Richard Sorge gegen alle Regeln der Agentenkunst. Und doch gelingt es ihm, wichtige Informationen für Stalin zu sammeln. Aber der glaubt ihm erst, als es zu spät ist



Richard Sorge, Doktor der Staatswissenschaften, beeindruckt seine Mitmenschen durch weltmännische Gewandtheit und den brutalen wie verletzlichen Charme eines Kriegsversehrten. Obwohl der Deutsche seinen Hang zu Russland offen zeigt, zweifelt lange niemand in der deutschen Botschaft in Tokyo oder aufseiten der Japaner an seiner Loyalität

Tokyo gleicht einem Labyrinth aus Straßen und Gassen. Ausländer, vor allem Europäer, sind in Japan selten. Sie fallen auf. Kein leichtes Terrain für Spione

Kann ein Fluch sterben? Verwehen, sein Leben aushauchen ins Nichts? Oder kann er weiterleben – und sich neue Opfer suchen?

Einst, vor über 3000 Jahren, soll ein Fluch Kassandra getroffen haben, die Tochter des Königs Priamos von Troja. Der Gott Apollon verlieh ihr die Gabe der Weissagung – und machte das Geschenk, weil Kassandra seine Liebe abwies, mit einer Verwünschung wieder zunichte: Niemand sollte ihren Vorhersagen glauben.

So hörte auch keiner darauf, als Kassandra ihre Mitbürger vor Trojas Untergang warnte. Sie warnte vor dem legendären hölzernen Pferd, das die Feinde vor das Tor der Stadt stellten. Doch ungerührt zogen die Trojaner das Pferd in die Stadt. Und so konnten die darin versteckten Soldaten in der Nacht der Hohlfigur entschlüpfen und die Tore für die Feindesarmee öffnen, die Troja in Trümmer legte.

Seither zieht der Fluch durch die Äonen, lässt sich nieder, wo er will. Zeugt verschmähte Warner, verlachte Weise, tragische Prediger in der Wüste – vom Propheten Jeremia, für seine Vorhersage des Falls Jerusalems im Jahr 587 v. Chr. verhöhnt, verfolgt und ins Gefängnis geworfen, bis zu Karl Max Fürst Lichnowsky, dem deutschen Botschafter in London, der 1912 seine Regierung warnte, Großbritannien werde im Kriegsfall an der Seite Frankreichs und Russlands gegen Deutschland stehen: Der Kaiser nahm ihn nicht ernst – und führte sein Land auch deshalb in den Ersten Weltkrieg.

Und nun, in diesem drückend heißen Sommer des Jahres 1941, scheint auch den deutschen Staatswissenschaftler und Journalisten Doktor Richard Sorge, Kundschafter für den Geheimdienst der Roten Armee in Tokyo, der Fluch der Kassandra einzuholen.

Die, sagt man, war für ihre Schönheit berühmt. Auch Richard Sorge, geboren 1895 als Sohn eines deutschen Erdölingenieurs und seiner russischen Frau am Kaspischen Meer und aufgewachsen in Berlin, hat die Natur herausgehoben, mit starker Stirn, hohen Wangenknochen, scharfen Zügen und blauen Augen. Und mit jener unwiderstehlichen Aura des Einzelgängers, der auf niemanden angewiesen zu sein scheint.

Doch wie Kassandra den Gott Apollon, so braucht auch Sorge eine höhere Instanz, die ihn zum Propheten macht. Für ihn ist es das Dreigestirn Marx, Engels, Lenin. Es erscheint ihm mitten im Weltkrieg, in einem Lazarett im ostpreußischen Königsberg, in Gestalt einer Krankenschwester – die ihn nicht nur mit frischen Verbänden für sein zerschossenes Bein versorgt, sondern auch mit Schriften der sozialistischen Klassiker. Sie geben Sorges Widerwillen gegen den Krieg, den das europäische Blutbad in ihm hinterlassen hat, eine Richtung. Und so kommt es, dass vor allem „dieser Krieg", wie er sich später erinnert, aus ihm „einen Kommunisten" macht.

Mit einem verkürzten linken Bein und einer neuen Idee im Kopf kommt er aus dem Krieg zurück. Ab 1916 studiert er Politik und Wirtschaft in Berlin und Kiel, promoviert im Sommer 1919 in Hamburg mit Auszeichnung. Gleichzeitig ver-

Ein General und ein Oberst im offenen Wagen. Seit junge Offiziere 1932 Japans Premier ermordet haben, liegt die Macht im Land beim Militär – und das drängt auf Expansion

teilt er Flugblätter an meuternde Matrosen, hält Vorträge vor Hafenarbeitern und schließt sich der KPD an. 1924, beim 9. Parteitag in Frankfurt, sind die sowjetischen Ehrengäste so angetan von seiner Tatkraft, dass sie ihn noch im selben Jahr auffordern, nach Moskau zu kommen.

Propheten sind Schwärmer – und Sorges Begeisterungsfähigkeit kennt keine Grenzen. Souverän blendet er alle Übel aus, die ihm im Land der Arbeiter und Bauern begegnen: die allgegenwärtige Armut; die ansteckende Paranoia, mit der jeder jeden als Agenten des Westens verdächtigt.

Seinen unerschütterlichen Glauben stellt er in den Dienst der Komintern, der 1919 von Lenin gegründeten Organisation zur Verbreitung der Weltrevolution. Er hilft beim Aufbau kommunistischer Parteien in Skandinavien, rapportiert aus England über die Streiks der Bergarbeiter.

Seine Frau Christiane hingegen leidet unter dem Klima der Bedrückung in Moskau; sie bleibt isoliert und hat bald genug vom einsamen Leben an der Seite eines Ruhelosen: Noch bevor Sorge endgültig zum Handlungsreisenden der Revolution wird, geht sie zurück in die Heimat. Sorge findet eine neue Frau, die Schauspielstudentin Jekaterina Maximowa, genannt Katja. Und tritt 1929 in die „Vierte Abteilung" ein, den Nachrichtendienst der Roten Armee. Sein Tarnberuf: Journalist. Sein Codename: „Ramsay".

Die Vierte Abteilung, das ist einer der größten und bestausgestatteten Geheimdienste der Welt. Lenin selbst hat ihn auf Betreiben Trotzkis 1918 unter dem Namen „Registratur-Abteilung" gegründet: als Ergänzung, wohl auch als Gegenmacht zur „Tscheka", der gefürchteten Geheimpolizei unter Felix Dserschinskij, der mit unbestechlicher Pflichttreue über Leichen geht.

Während die Tscheka (die 1922 in GPU umbenannt wird) vor allem im Inneren Jagd macht auf „Konterrevolutionäre", „Spekulanten" und „Saboteure", sammelt die Vierte Abteilung zumeist im Ausland Informationen. An willigen Helfern herrscht kein Mangel: Sympathie für das sozialistische Experiment lockt Unzufriedene aller Länder in den Dienst des Sowjetstaats.

Doch diese schlecht ausgebildeten Enthusiasten, deren Klassenstandpunkt und revolutionäre Glut der Führung mehr gilt als ihre Professionalität, werden schnell zum Problem. Viele der Agenten und Informanten fallen umgehend der Polizei in den jeweiligen Ländern in die Hände und belasten so das internationale Ansehen des jungen Staates. Die Lebenserwartung eines Spionagerings erreicht kaum zwei oder drei Jahre.

Erst Mitte der 1920er Jahre – nachdem sich die Hoffnung, die Revolution schnell in weitere Länder verbreiten zu können, zerschlagen hat und stattdessen das Konzept eines „Sozialismus in einem Land" ausgerufen wird – beginnen die Verantwortlichen ihre Strategie zu ändern. Und aus einer verstreuten Galaxie von Idealisten wird unter dem neuen Parteiführer Stalin ein zentralistischer und straff organisierter Apparat.

Botschaften, die üblichen Brückenköpfe konspirativer Arbeit, stehen den Agenten dabei anfangs kaum zur Verfügung: Nur zögernd nimmt der Rest der Welt mit dem Sowjetstaat diplomatische Beziehungen auf.

So müssen sich die Feinde des Kapitalismus selbst als Kapitalisten tarnen: In Deutschland etwa nutzen sie eine Öl-Handelsfirma oder die „Garantie- und Kreditbank für den Osten" als Basis für Operationen. In den USA arbeiten sie von der „Amtorg Trading Corporation" aus. Und in der City von London, für Moskaus Strategen die Zitadelle des Imperialismus, greifen sie auf eine Handelsmission namens „Arcos" zurück.

Kadetten marschieren durch Tokyo. Die Botschaft der Machthaber ist eindeutig: Das Kaiserreich strebt nach Weltgeltung. Plant es einen Angriff auf die UdSSR?

Richard Sorge – *1941*

Manche Länder jedoch scheinen fast undurchdringlich für die sowjetischen Geheimdienste. Eines davon ist Japan.

Seit der Entsendung von 70 000 Mann nach Sibirien in den Bürgerkriegsjahren 1918 bis 1922 – vorgeblich zur Unterstützung der antibolschewistischen „Weißen Armee", de facto, um den eigenen Machtbereich auszuweiten – gilt das Land gleich nach Großbritannien als Revolutionsfeind Nummer zwei.

Bisher ist jeder sowjetische Versuch, für längere Zeit Informantennetze auf den Inseln

aufzubauen, gescheitert. Denn eine funktionierende Kommunistische Partei von wahrnehmbarer Größe, auf die man zurückgreifen könnte, existiert nicht. Und die gerade einmal 8000 Weißen, die in dem 67-Millionen-Land leben, stehen unter dem Generalverdacht der Spionage und unter ständiger Überwachung durch die Polizei.

Politisch verdächtige Subjekte übernimmt die Spezialeinheit „Tokko". Diese „Gedankenpolizei" arbeitet mit höchster Effizienz – und so übergründlich, dass sie vorsichtshalber selbst Drucke aus dem 18. Jahrhundert konfisziert, weil auf denen der Hafen von Nagasaki zu sehen ist.

Die Hauptstadt Tokyo ist für Ausländer ein fast undurchdringliches Dickicht. Kaum mehr als der innerste Kreis um den Kaiserpalast, vor dem sich unablässig Untertanen verneigen, fügt sich einer erkennbaren Ordnung. Um diese Insel herum aber erstreckt sich ein uferloses Häusermeer, bevölkert von über fünf Millionen Menschen; ein kaum entwirrbares Knäuel aus Straßen, Telegraphenmasten, Schriftzeichen und blauen oder roten Lichtreklamen. Eine Riesenamöbe aus Dörfern, aus kleinen Betonhütten, Werkstätten und Holzhäusern mit Papierfenstern, aus deren Gleichform jeder Fremde als argwöhnisch beäugter Exot heraussticht.

Vorbei die etwas offenere Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, als auf der Einkaufsstraße Ginza Frauen mit Bubiköpfen und langhaarige Männer in Schlaghosen und farbigen Hemden flanierten, in „Milchbars" russische Literatur und deutsche Philosophie diskutierten und wilde Künstler mit Dada, Kubismus und Neuer Sachlichkeit schockierten.

Nach den Wirren der Weltwirtschaftskrise haben die alten Eliten in Bürokratie, Hofadel und Militär, die auf Restauration drängen, leichtes Spiel. Als Heilmittel propagieren sie traditionelle Werte, die Macht des Kaisers, die Überlegenheit des japanischen Volkes und die Größe Nippons – und finden Zustimmung bei vielen Landsleuten, die angesichts ihres ökonomischen Abstiegs und durch eine über Jahrzehnte gezüchtete nationale Selbstüberschätzung ebenfalls von imperialer Übermacht träumen. Auch namhafte Unternehmen drängen den Staat, um ihre überspannten wirtschaftlichen Ziele zu verwirklichen, in eine Großmachtpolitik hinein.

Schon werden in der Armeeführung Gedanken laut, Sibirien bis zum Baikalsee zu überrollen. Und nicht Parteien oder Premierminister haben das Sagen, sondern Militärs wie Heeresminister General Sadao Araki, deren Regime sich zunehmend zur Willkürherrschaft entwickelt.

FAST SCHEINT ES, DIE DEUTSCHEN HÄTTEN AUF EINEN WIE IHN GEWARTET

Eugen Ott, Militärattaché der deutschen Botschaft in Tokyo, schätzt Sorge, der so viel über Asien weiß, und zieht ihn schnell ins Vertrauen

In dieses Land schickt die Vierte Abteilung, nach einem dreijährigen Einsatz in Shanghai, im Spätsommer 1933 den 37-jährigen Richard Sorge. Er soll herausfinden, wie wahrscheinlich ein japanischer Angriff auf die Sowjetunion ist.

Für seine Rolle als Journalist hat er sich in Deutschland Aufträge der Berliner „Täglichen Rundschau" und der „Zeitschrift für Geopolitik" besorgt – durch seine Zeit in Shanghai und Berichte über China gilt er als Ostasienkenner. Außerdem erhält er ein Empfehlungsschreiben an die deutsche Botschaft. Er will zunächst das Vertrauen der Berliner Diplomaten gewinnen, um seine Glaubwürdigkeit bei den Japanern zu stärken – und zugleich eine mögliche Annäherung zwischen Deutschland und Japan zu verfolgen, die seit einiger Zeit die sowjetische Führung in Unruhe versetzt.

Es ist, als hätte die kleine deutsche Gemeinde in Tokyo, die unter ihrer Käseglocke nach Luft schnappt, auf einen Wirbelwind wie Richard Sorge nur gewartet. Der nonchalante Charmeur fehlt bald auf keiner Party, erzählt bessere Geschichten und tanzt trotz seines zerschossenen Beins den Tango feuriger als alle anderen. Seine gewagten Witze nimmt man dem Filou so wenig übel wie seine chronischen Flirts.

Und wenn er seine Kriegsnarben vorführt, werden auch die Männer schwach: Nichts schweißt so zusammen wie gemeinsame Erinnerungen an die Schlachtfelder. Und nichts verschafft ihm so das Vertrauen alter Kameraden wie sein lädiertes Bein.

Täglich ab 17 Uhr nippt sich Sorge an der Bar des „Hotel Imperial" warm. Dann zieht er weiter, etwa zu Partys und Empfängen deutscher Geschäftsleute oder zu den Zusammenkünften im „Deutschen Club", wo auch die Tokyoter NSDAP-Ortsgruppe ihr „Horst-Wessel-Lied"

Rasch wird Sorge zum Berater der Diplomaten in der deutschen Botschaft (oben), erhält Dokumenteneinsicht und wird sogar mit Verschlüsselungsarbeiten betraut

anstimmt. Oder es geht zu Wurst und Schweinshaxe ins „Lohmeyers", in den „Silver Slipper" oder in die „Florida Dancehall", wo man einheimische Damen in Abendkleidern gegen Bezahlung aufs Parkett führen kann. Oder in die Ausländer-Tränken wie die „Fledermaus" oder das „Rheingold" mit japanischen Kellnerinnen im Dirndl, Berliner Pfannkuchen, Bierhumpen und Schlagern vom elektrischen Grammophon.

Denn auch Alkohol ist als nachrichtendienstliches Mittel nicht zu verachten. Sorge ist ein erstklassiger Zechkumpan, der sich mit seinen stupenden Trinkleistungen nicht nur als famoser Teufelskerl beweist, sondern den Trunk zugleich als Wahrheitsdroge nutzt: Auf titanischen Sauftouren durch die Bars des Ginza-Viertels und von Asakusa verschafft er sich nicht nur den Respekt von Gesandten, Attachés oder deutschen Offizieren auf Dienstreise, sondern ganz nebenbei auch deren Geheimnisse. Selbst das Misstrauen des gefürchteten SS-Mannes Josef Meisinger, der die politische Unbedenklichkeit der Botschaftsangehörigen überwachen soll und Hinweise auf Sorges kommunistische Vergangenheit hat, setzt er mit seiner trinkfesten Geselligkeit matt.

Da stört es nicht einmal, dass Sorge, obwohl seit 1934 NS-Parteigenosse, dem Idealbild eines Nationalsozialisten kaum entspricht. Oft stichelt er gegen Partei und Führer. Doch gerade diese Kritik scheint ja zu beweisen, dass er keine Angst kennt – und also wohl nichts zu befürchten hat.

So hingerissen sind viele von dem schneidigen Kerl, dass ihm einige prominente Mitglieder der deutschen Gemeinde sogar die Leitung der japanischen NSDAP-Landesorganisation antragen; eine Ehre, auf die er nach längerem Hin und Her doch verzichtet. Immerhin willigt er ein, den Braunhemden Vorträge zu halten – und verkneift sich dabei nicht den Spaß, ausgerechnet über die Komintern zu referieren.

Schwieriger ist es für einen Mann wie Sorge, der kaum Japanisch spricht, im feindseligen Tokyo einen Agentenring aufzubauen. Die Vierte Abteilung stellt ihm einen jugoslawischen Helfer namens Branko Vukelić zur Seite sowie einen in den USA rekrutierten Exil-Japaner namens Yotoku Miyagi. Den Funkverkehr übernimmt der deutsche Ex-Seemann Max Clausen, der zur Tarnung eine Fabrik für Lichtpausmaschinen aufbaut.

Clausens selbst gebautes Funkgerät hat eine Reichweite von 1500 Kilometer am Tag und 4000 Kilometer bei Nacht, wenn ohne die Sonneneinstrahlung der Verbreitungsradius von Radiowellen in der Luft zunimmt. Das Gerät passt in eine Aktentasche, die Clausen entweder daheim, in der Wohnung von Vukelić oder der eines befreundeten Journalisten auspackt.

Yotoku Miyagi überredet einen Unteroffizier der japanischen Armee um des Friedens zwischen Japan und der UdSSR willen zur Mitarbeit. Sorge selbst rekrutiert den Journalisten Hotsumi Ozaki, den er in Shanghai kennengelernt hat und der Sympathie für den Sozialismus hegt. Ozaki ist ein profunder China-Kenner und kann bald Kontakte zu Politikern knüpfen, die seine Expertise schätzen – und wird schließlich sogar in den „Frühstücks-Club" eingeladen, eine informelle, aber einflussreiche Diskussionsrunde, die Ministerpräsident Fumimaro Konoe berät.

In den ersten Jahren seiner Mission ist Sorges Ausbeute freilich dürftig. Erst im Februar 1936 bringt die Zelle eine erste größere Materiallieferung auf den Weg: die Analyse eines Putschversuchs junger Offiziere, die mit mehr als 1000 Soldaten die Residenz des Premiers gestürmt,

Wie ihr Ehemann hat auch Helma Ott bald ein freundschaftliches Verhältnis zu Sorge. Eine Bekannte sagt ihnen später eine Affäre nach, doch das ist wohl nur üble Nachrede

Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs mahnt Japans Regierung alle Bürger zu erhöhter Wachsamkeit. Hier warnen Plakate vor Spionen

Spitzenpolitiker und Militärs getötet und vier Tage lang Teile der Stadt unter Kontrolle gehalten haben, bis der Kaiser sie zum Aufgeben bewog.

Sorges Zelle kommt zu der Erkenntnis, dass die Rebellen einer Gruppe angehören, die für einen Angriff auf die Sowjetunion eintritt, während ihre Gegner eine Expansion in Richtung China favorisieren. Aus deren Sieg zieht Sorge den Schluss: Derzeit sei die UdSSR wohl sicher. Dennoch bleibe die Gefahr eines Angriffs bestehen, da die japanischen Militärs von der Idee der Eroberung Asiens geradezu besessen seien.

Sorge braucht keine Wanzen, keine angezapften Telefonleitungen, keine Einbrüche in verschlossene Zimmer, um an seine Informationen zu kommen. Material gewinnt der Alibi-Journalist mit klassischer Reporterarbeit: Er sammelt Eindrücke vor Ort, wertet Flugblätter aus, Expertenmeinungen und Passantenstimmen. Und destilliert, was nicht für seine Geheimkanäle bestimmt ist, zu Artikeln, die seinen Ruf als Japan-Kenner steigern: Ab 1937 beliefert er als Korrespondent auch die renommierte „Frankfurter Zeitung".

Da er viele seiner Erkenntnisse nicht nur Moskau unterbreitet, sondern auch der deutschen Botschaft, werden die Diplomaten ihm gegenüber immer offener: Im Wunsch, vom Rat eines Experten zu profitieren, geben selbst gewiefte Diplomaten Sorge ihre Geheimnisse preis, ja drängen sie ihm geradezu auf.

So berichtet ihm der Militärattaché Eugen Ott sogar von den Geheimverhandlungen zwischen Deutschland und Japan über den „Anti-Komintern-Pakt" vom November 1936, von denen Ott über seine Kontaktleute im japanischen Generalstab gehört hat.

Ein ungeheuerlicher Vorgang. Denn die Gespräche sind so vertraulich, dass bislang niemand in der Botschaft von ihnen erfahren hat. Ott aber kann seine Aufregung nicht bezähmen und vertraut sich seinem vermeintlichen Freund Sorge an: unter dem Siegel der Verschwiegenheit, versteht sich. Und bittet ihn schließlich sogar – mit Rückendeckung des mittlerweile eingeweihten Botschafters –, ihm beim Chiffrieren des Telegrammverkehrs mit dem Generalstab in Berlin zu

helfen, der die Gerüchte verifizieren soll: So wird der Spion Moskaus ganz nebenbei auch noch mit dem deutschen Geheimcode vertraut.

Sorges Investition in die Freundschaft des Attachés zahlt sich endgültig aus, als Ott im April 1938 zum Botschafter aufsteigt. Jetzt kommt Sorge häufig zu Besuch, isst mit Familie Ott zu Mittag und Abend. Er übernimmt auch Aufgaben für die Botschaft, erhält dafür freien Zugang zu Unterlagen – und schickt hinterher detaillierte Informationen über Japans Flugzeugproduktion oder die kriegswichtige Fahrzeug- und Stahlerzeugung an die Moskauer Zentrale.

Ott trägt ihm sogar die Redaktion des Mitteilungsblatts der Botschaft „Deutscher Dienst" an: und damit einen offiziellen Status, ein üppiges Gehalt plus Benzin-Zuteilungen sowie einen festen Arbeitsplatz im Pressebüro der Botschaft. Fortan kann sich Sorge jederzeit im Gebäude aufhalten, ohne Verdacht zu erregen, und Gelegenheiten ergreifen, an Material zu kommen.

BALD VERDÄCHTIGT MAN IN JAPAN FAST JEDEN DER SPIONAGE. NUR SORGE NICHT

Eine einmalige Chance. Und es ist nicht leicht zu verstehen, weshalb Sorge sie nicht freudig nutzt. Tatsächlich sträubt er sich gegen das Angebot – und damit gegen jede geheimdienstliche Vernunft. Ein rebellischer Impuls, den sein Biograf Robert Whymant später Sorges Widerwillen gegen „alles Bürokratische" zuschreiben wird – doch der deshalb nicht weniger irrational bleibt. Hat er, wie es beim griechischen Tragödiendichter Aischylos über Kassandra heißt, „den Verstand verloren"?

Das ist jedenfalls alles andere als die kühle Abwägung, die Geheimdienste von ihren Mitarbeitern fordern. Und manchmal sieht es sogar so aus, als ob Sorge das Risiko nicht nur einkalkuliert, sondern regelrecht sucht. Er bezieht ein Haus im kleinbürgerlichen Stadtteil Nagasaka-cho, das im Blickfeld einer Polizeiwache liegt und so nahe am Nebenhaus, dass man die Nachbarn riechen kann – und hat offenbar auch keine Bedenken, in seiner Wohnung Geheimmaterial offen liegen zu lassen.

Gegen jede Agentendisziplin verstrickt er sich binnen acht Jahren angeblich in gut 30 Liebschaften: jede einzelne Gift für einen Mann mit geheimer Identität. Er scheut sich nicht, deutsche Diplomaten vor den Kopf zu stoßen, wenn er vor deren Augen mit ihren Bräuten flirtet.

Ein halsbrecherischer Seiltanz. Doch vielleicht hält gerade diese Akrobatik das Publikum so in Atem, dass es das Geschehen hinter der Manege nicht zur Kenntnis nimmt.

Erst nach langem Hin und Her nimmt Sorge das Angebot des Botschafters schließlich doch an. Dafür scheint er entschlossen, seine Unabhängigkeit unter Beweis zu stellen. Als 1941 ein neuer Gesandter aus NS-Deutschland eintrifft, empfängt er ihn mit Spott und Schnapsfahne. Und seine Lobeshymnen auf die Sowjetunion werden mit der Zeit so penetrant, dass seine Zuhörer irgendwann nur noch erschöpft abwinken: „Er spielt wieder den Russen", entschuldigt der Botschafter ihn dann mit flauer Milde.

Dabei muss Sorge ahnen, dass er bei den Bolschewiki längst keine Heimat mehr hat: Seit Dezember 1934 räumt der Sowjetdiktator Stalin unter tatsächlichen und angeblichen Anhängern seines gestürzten Rivalen Leo Trotzki auf.

Die meisten Revolutionsführer von 1917 sind der Paranoia des Georgiers bereits zum Opfer gefallen. Sogar aus Westeuropa lässt Stalin als „Trotzkisten" markierte Weggenossen entführen und in Schauprozessen zum Tod verurteilen. Und gerade vor den eigenen Geheimdiensten macht er nicht halt: Einen Großteil der im Ausland operierenden Agenten lässt er heimholen und hinrichten.

Auch Sorges Chef und Mentor Jan Karlowitsch Bersin, ein lang gedienter Revolutionär, ist abgesetzt und ermordet worden. Und Sorge muss klar sein, dass auch ihm als Bersins Zögling bei einer Rückkehr nach Moskau der Tod droht – zumal Semjon Urizkij, Bersins Nachfolger als Chef der Vierten Abteilung, Misstrauen hegt gegen den Tokyoter Spionagering. „Diese Halunken", grollt er: „Sie tun nichts als trinken und Geld ausgeben."

Der Ton der Depeschen, den die Vorgesetzten aus Moskau nach Tokyo schicken, ist bisweilen frostig: Die „wertvollen Informationen", die man sich erhofft habe, seien enttäuschenderweise ausgeblieben. „Ich betone, Sie müssen mehr tun, um diese Informationen zu erhalten, und sie unverzüglich per Funk durchgeben." Und: „Ich erwarte eine Verbesserung Ihrer Arbeit."

»Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen.« Japans Staatsführung verlangt von ihren Bürgern Diskretion. Die Polizei weiß längst, dass Spione im Land sind

Richard Sorge – *1941*

Doch während in Moskau Zweifel an dem 7500 Kilometer fernen Agenten aufkommen, scheinen die Ausgespähten ihm umso blinder zu vertrauen. Botschafter Ott hält Sorge den Rücken frei – auch wenn der im Rausch Autos gegen Mauern oder Telegraphenmasten fährt, nach Rededuellen mit Nationalsozialisten handgreiflich wird und seine Draufgängerei längst nicht mehr in den publikumstauglichen Grenzen eines Hans-Albers-Films hält, sondern zunehmend die Kontrolle verliert.

Bald erkennt selbst Prinz Albrecht von Urach, der mit Sorge befreundete Korrespondent des NS-Blattes „Völkischer Beobachter", in den Ausbrüchen des Hallodris alle Stadien des Alkoholismus: „Hochgefühl, heulendes Elend, Aggressivität, Verfolgungs- und Größenwahn, Delirium, stumpfsinniges Dahindämmern und die graue Öde des Katzenjammers, der nur durch neuen Alkohol vertrieben werden" könne.

Sorge durchläuft Phasen euphorischer Selbstüberhebung, die jede Agentenräson beiseitedrängen und leicht seinen Auftrag gefährden könnten: „Wenn irgendjemand Hitler vernichtet", ruft er etwa im Beisein einer regimekritischen Deutschen, „dann bin das ich, Richard Sorge!"

Dann wieder versinkt er in finsteren Depressionen, wächst sein Hass auf dieses Tokyo, das ihn so „schrecklich einsam" macht, wie er schon 1936 seiner in Moskau zurückgebliebenen Frau Katja schreibt. Oder bricht schluchzend auf dem Sofa zusammen, beklagt sich bei seiner Mätresse, er habe keinen Freund auf der Welt. Oder rast volltrunken auf dem Motorrad durch die Stadt.

Auf einer dieser selbstzerstörerischen Touren, am Freitag, dem 13. Mai 1938, kracht er gegen drei Uhr morgens frontal gegen eine Mauer der US-Botschaft im Regierungsviertel Toranomon. Dort liegt er schwer verletzt, einige Zähne auf dem Pflaster, bis ihn ein Wagen ins Krankenhaus bringt.

Noch in der Nacht eilt sein Funker Max Clausen zu Sorge: Der Chef kann kaum sprechen, hält sich nur eben bei Bewusstsein. Dennoch gelingt es Sorge, Clausen die Dollarnoten und Geheimberichte zuzustecken, die er bei sich führt, und ihn in sein Haus zu schicken, damit der Funker auch dort alle verdächtigen Dokumente verschwinden lässt. Dann erst fällt er in Ohnmacht.

Sorge riskiert für Moskau alles. Doch der Druck des Doppellebens hinterlässt seine Spuren: Er verfällt dem Alkohol und hält gefährliche Reden

Mithilfe einer Zahnprothese und mehrerer Gesichtsoperationen gelingt es den Ärzten, Sorges Äußeres wiederherzustellen. Bald geht er wieder an die Arbeit – und schafft es sogar, seine Vorgesetzten Wochen vor dem Rest der Welt über die Geheimverhandlungen zum Dreimächtepakt zwischen Japan, Deutschland und Italien zu unterrichten, der Tokyo an die „Achse Berlin–Rom" anschließen und eine neue Ordnung für Asien und Europa einleiten soll.

Am 27. September 1940 flimmert die Nachricht von dem „bewegenden Jahrhundertereignis" triumphal von einem Bildschirm am Gebäude einer Zeitung. Und im „Rheingold" stoßen Deutsche und Japaner mit vollen Bierkrügen auf Hitler und den Tenno an.

B

Bald aber erfahren die Japaner, was die „neue Ordnung" für sie bedeutet: ein noch spartanischeres Regiment. Bereits der Konflikt mit China, der 1931 mit Japans Einmarsch in die Mandschurei ausgebrochen und 1937 in andauernde Kämpfe übergegangen ist, hat den Alltag verändert; jetzt aber beginnt der Krieg ihn zu erobern.

Die Radiosender spielen ununterbrochen martialische Melodien und patriotische Lieder. Leuchtreklamen und Straßenbeleuchtung sind verschwunden, die Stadt ist verdunkelt; Reis, Gas und Kohle werden knapp. Um die Bewohner dazu zu bringen, Textil zu sparen, reglementiert Tokyos Stadtregierung selbst die Länge der Ärmel an Hochzeitskimonos. Manche bauen sich Bunker hinters Haus, andere decken sich mit Luftschutz-Utensilien ein: Gasmaske, Taschenlampe, Megaphon sowie schwarzes Papier zum Abdecken der Fenster.

Am 1. März, dem „Tag des neuen Asien", stehen die Tokyoter frühzeitig auf, verneigen sich in Richtung Kaiserpalast. Jugendgruppen ziehen los, um Unterstände

Hanako Miyake ist Sorges Geliebte. 1941 wird sie von der japanischen Polizei wegen der Liaison vorgeladen. Der Deutsche beendet die Beziehung

Ein Empfang im Garten der deutschen Botschaft. Ende 1940 erfährt Sorge von Hitlers Angriffsplänen auf die UdSSR und warnt Moskau vor der drohenden Attacke

zu graben, Abfallstoffe zu sammeln und Brachland zu kultivieren. Vergnügungslokale, Bordelle und Geisha-Häuser stellen bis zum nächsten Morgen ihren Betrieb ein; stattdessen beschäftigen sich Prostituierte und Geishas mit Bastel- und Handarbeiten, deren Verkaufserlöse an den „Nationalen Verteidigungsfonds" fließen.

Ausländer, bis dahin als Fremdlinge nur verachtet, werden jetzt endgültig zu Verdächtigen. Regierungskampagnen und Straßenplakate („Vorsicht, Spione!") ermuntern die Bürger, verdächtige *gaijin* der Polizei zu melden. Botschafter Ott muss sich fünfjähriger Jungen erwehren, die ihm auf der Straße „Spy! Spy!" hinterherrufen. Auch Japaner haben unter der xenophoben Hysterie zu leiden: Schon „fremdländisches Verhalten" oder ein Onkel in den USA reichen aus, um ihnen ein peinliches Verhör auf der Wache einzubringen.

Liebesbeziehungen mit Ausländern gelten förmlich als Verrat. Ein zorniger Hüter der Nationalehre beschimpft auf offener Straße die japanische Frau von Sorges Helfer Branko Vukelić. Ein Polizeikommissar lädt Sorges Geliebte Hanako vor, um sie im Namen des „nationalen Wesens Japans" zur Trennung von dem „haarigen Barbaren" zu mahnen: „Wir wissen", lässt er durchblicken, „was in diesem Haus vorgeht." Sorge beschließt, die gefährliche Liaison zu beenden.

In dieser Atmosphäre der Angst und Denunziation trifft ihn die Nachricht, die sein kassandrisches Schicksal besiegeln wird, wie ein Schlag in den Nacken: Hitler, so lautet sie, plant einen Angriff auf die Sowjetunion.

Die ersten Gerüchte hört Sorge Ende Dezember 1940 von deutschen Offizieren, die an die Botschaft kommen. Nach dem fruchtlosen Bombardement britischer Städte habe Adolf Hitler die Hoffnung auf eine schnelle Invasion Großbritanniens aufgegeben – und beschlossen, sich nun dem Osten zuzuwenden. Etwa 80 Divisionen stünden bereits an den Ostgrenzen des Reichs sowie der verbündeten oder unterworfenen Staaten in Ost- und Südosteuropa.

Das wäre ein Paukenschlag. Hat nicht der NS-Diktator gerade erst, im Jahr 1939, mit Stalin einen Nichtangriffspakt geschlossen?

Tatsächlich hat Hitler die Kriegspläne gegen die Sowjetunion niemals aufgegeben. Der Pakt diente nur dem Ziel, seiner Armee beim Angriff auf den Westen den Rücken freizuhalten. Am 18. Dezember 1940 hat er seine Generäle beauftragt, den Marsch auf Moskau zu planen.

Sorge verliert keine Zeit, sich Gewissheit zu verschaffen. Er wendet sich an Oberst Alfred Kretschmer, den neuen Militärattaché der Botschaft, der Kontakte zu Hitlers Vize-Generalstabschef hat. Kretschmer, wie Sorge im Weltkrieg verwundet und zudem nach einer Empfehlung seines Vorgängers kaum zum Verdacht aufgelegt, fasst sofort Zutrauen zu dem Mit-Veteranen – und bestätigt das Gerücht. Allenfalls die Zahl von 80 Divisionen hält er für zu hoch.

Sorge kann daher schon am 28. Dezember, zehn Tage nach Hitlers Befehl, eine erste Warnung über Wladiwostok nach Moskau funken.

In den folgenden Monaten verdichten sich die Indizien. Sein Freund Urach, der jetzt für die Presseabteilung im Auswärtigen Amt arbeitet und gute Verbindungen zum deutschen Generalstab für sich reklamiert, erzählt ihm, Berlin versuche, die Japaner zur Verstärkung ihrer Truppen in der Mandschurei zu drängen: zweifellos mit dem Ziel, durch Druck auf die sowjetische Ostgrenze einen deutschen Angriff im Westen zu erleichtern.

Anfang Mai äußert auch Botschafter Ott Sorge gegenüber, Hitler sei entschlossen, den europäischen Teil der UdSSR zu erobern. Der Spion setzt einen weiteren Alarm ab. Am 30. Mai kann Ott sogar schon ein Zeitfenster angeben: Der Überfall sei wohl für die zweite Junihälfte geplant.

Vermutlich einen Tag später verabredet sich Sorge mit Oberstleutnant Erwin Scholl, der gerade Tokyo besucht. Scholl ist angehender Militärattaché in Bangkok und kennt Sorge schon, seit er 1936 nach Tokyo versetzt wurde und in ihm einen Bataillonskameraden aus dem Weltkrieg entdeckte. Jetzt ist er offenbar beauftragt, den Botschafter über den bevorstehenden Angriff zu informieren. Und auch er sieht keinen Grund, seinem guten Bekannten Sorge zu misstrauen.

Auf der Terrasse am Ende der Lobby, mit Blick auf Teiche und Bambus, enthüllt Scholl den Stand der Planung: Alles laufe auf den 15. Juni hinaus, vielleicht auch einen oder zwei Tage später. „Wir haben 170 bis 190 Divisionen an der Ostgrenze zusammengezogen", erklärt er. „Wir sind zuversichtlich, dass die Rote Armee binnen zwei Monaten zusammenbrechen wird."

Nach dem Essen betrinkt sich Sorge mit Scholl in den Bars der Ginza. Am Morgen aber setzt er die Meldung für Wladiwostok auf und lässt sie senden. In Moskau: keine Reaktion.

Am 22. Juni 1941 überfallen deutsche Soldaten die UdSSR und stoßen nahezu ungehindert vor. Sowjetdiktator Stalin hat zuvor alle Hinweise darauf als Gerüchte abgetan und auch Sorges Warnung ignoriert

Wie kommt es, dass Stalin nicht aufwacht? Seit Langem sind die Zeichen kaum zu übersehen. Über Monate haben die Deutschen immer mehr Divisionen nach Osten verlegt, haben Erkundungsflüge im Grenzgebiet unternommen.

Und Sorge ist nicht der Einzige, der vor dem Überfall warnt: Mehr als 100 Meldungen seiner Geheimdienste über die Pläne landen auf Stalins Schreibtisch, weitere von ausländischen Informanten und Diplomaten kommen hinzu. Wohl kein moderner Staatschef ist je präziser über einen bevorstehenden Angriff unterrichtet worden.

E

Es ist nicht leicht, eine rationale Erklärung für Stalins Ignoranz zu finden. Vielleicht ist er so erleichtert über den Coup seines Nichtangriffs-

Richard Sorge – *1941*

pakts mit Hitler, dass er die Einsicht in dessen Wertlosigkeit nicht zulassen kann. Vielleicht blendet ihn sein Misstrauen gegen die eigenen Geheimdienste, in denen er immer noch überall die feindselige Saat Leo Trotzkis wittert – und nicht zuletzt gegen Richard Sorge, den er ungeniert „ein Stück Scheiße" nennt.

Und vielleicht glaubt er auch wirklich an die Version, die er seinen untergebenen hohen Funktionären einschärft: All diese Warnungen vor einer Invasion seien nur eine Desinformationskampagne des Erzfeindes in London – der einen Krieg zwischen Deutschland und der UdSSR anzetteln wolle, um die eigene Haut zu retten.

Und so tut Stalin sogar die offene Bestätigung des Angriffsplans durch den deutschen Botschafter in Moskau, knapp 50 Tage vor dem Überfall, noch als britische Nebelkerze ab.

Sorge aber sind an diesen Junitagen die Hände gebunden. Tatenlos muss er zusehen, wie das Geschehen dem Kriegsausbruch entgegentreibt.

Am 22. Juni greift die Wehrmacht mit drei Millionen Soldaten, 3600 Panzern und 2700 Flugzeugen die UdSSR an. In Tokyo bringen Zeitungen Extra-Ausgaben. Und Sorge verliert seine fragile Contenance; er stürzt in den Abgrund, der seit Wochen täglich breiter vor ihm klafft.

In Götterdämmerungs-Stimmung marschiert er ins „Hotel Imperial". Im düsteren Prunk der Bar ordert er einen Drink nach dem anderen, tränkt seine Ohnmacht mit Whiskey. Schließlich wankt er zum öffentlichen Telefon in der Lobby, wählt die Nummer der Botschaft und lässt Eugen Ott an den Apparat holen: „Dieser Krieg ist veerlooreeennn!", brüllt er dem Diplomaten ins Ohr.

Anschließend kehrt er zurück an die Bar. Mit Donnerstimme hält er vor den anderen Gästen Reden über Hitler („Ein Scheißverbrecher! Ein Mörder! Schließt einen Freundschaftsvertrag mit Stalin und sticht ihm dann den Dolch in den Rücken. Aber Stalin erteilt dem Bastard eine Lektion! Wartet nur ab!") – die in der Frage gipfeln: „Warum bringt ihn denn keiner um?"

Der Barkeeper sucht Sorge zu beruhigen. Auch der Rundfunkattaché der Botschaft beschwört ihn, sich nicht um Kopf und Kragen zu reden. Er bucht ihm ein Zimmer im Hotel, begleitet ihn dorthin. Sorge übergibt sich im Bad.

Dann schläft er in Kleidung auf dem Bett ein.

K

Kassandra, erzählt ein antiker Dichter, ging mit der Axt und einem brennenden Holzscheit auf das Trojanische Pferd los, um das Unheil von der Stadt noch abzuwenden – und wurde von den eigenen Mitbürgern an der Zerstörung des Kunstwerks gehindert. Auch Sorge versucht noch zu retten, was zu retten ist, obwohl die Vierte Abteilung ihren Agenten aus Sicherheitsgründen jede politische Einflussnahme verboten hat.

Moskaus Mann in Tokyo aber kämpft. Er lässt keine Gelegenheit aus, dem deutschen Botschafter wie auch japanischen Militärs, Ministerialbeamten und Journalisten einzuhämmern, Hitlers Pläne seien zum Scheitern verdammt.

Er ruft sogar das deutsche Pressekorps zusammen, um den Kollegen die unausweichliche deutsche Niederlage zu prophezeien. Zudem beauftragt er seinen Helfer Ozaki, über die Berater im „Frühstücks-Club" auf Japans Entscheidungsträger einzuwirken – und auf diesem Weg vor der Gefahr zu warnen, die ein Kriegseintritt an Hitlers Seite bedeuten würde. Denn alles hängt ja jetzt

davon ab, wie sich die Japaner verhalten: Sollten auch sie die UdSSR angreifen, ließe sich der Zweifrontenkrieg für Moskau kaum gewinnen. Tatsächlich neigt Tokyos Armeeführung einem Einmarsch in Sibirien zu – die Marine aber favorisiert die Expansion nach Südostasien.

Botschafter Ott, der den Auftrag hat, Japan zum Angriff auf die Sowjetunion zu drängen, hat bereits erfahren, dass eine Konferenz von Militärs im Beisein des Kaisers einem Schlag im Süden den Vorrang gegeben hat – und beklagt sich darüber bei Sorge, der die für Moskau erfreuliche Nachricht hoffnungsvoll dorthin übermittelt.

Als am 28. Juli 1940 tatsächlich japanische Streitkräfte im französischen Indochina einmarschieren, scheint die Gefahr eines Angriffs auf die UdSSR gebannt. Zugleich aber berichten Sorges Gewährsleute vom Transport mehrerer Zehntausend Soldaten in die Mandschurei; allem Anschein nach warten die Truppen des Tenno nur auf eine günstigere Gelegenheit, um auch gegen Stalins Reich zuzuschlagen.

Wochenlang wechseln bedrohliche und hoffnungsvolle Signale einander ab. Erst Ende August kann Sorge guten Gewissens melden, das japanische Oberkommando habe sich nun auf den Krieg im Süden festgelegt. Und es habe beschlossen, zumindest bis Ende des Jahres der Sowjetunion nicht den Krieg zu erklären. „Ich wiederhole", betont Sorge geradezu triumphal: „nicht den Krieg zu erklären!"

Ist der Fluch der Kassandra gebrochen? Diese Nachricht aus Tokyo jedenfalls scheint Stalin ernst zu nehmen. Vielleicht liegt es daran, dass es eine ganz unkassandrisch frohe Botschaft ist, die Sorge übermittelt hat. Vor allem mag geholfen haben, dass auch die sowjetische Fernmeldeaufklärung, die wohl seit 1941 große Teile des japanischen Funkverkehrs abfängt und dekodiert, zu ähnlichen Ergebnissen gekommen ist.

Große Teile seiner sibirischen Truppen kann Stalin nun aus Fernost abziehen, um mit ihnen die Westfront zu stärken. Mit ihrer Hilfe schlägt die Rote Armee den deutschen Angriff zurück, ehe die Wehrmacht Moskau erreicht.

ALS SORGE AUFFLIEGT, WILL IHN TOKYO AUSTAUSCHEN. ABER MOSKAU LEHNT AB

Doch während die Anstrengungen des Tokyoter Rings helfen, das Kriegsglück zu wenden, beginnt „die harte Qual der Seherkunst", die Kassandra bei Aischylos beklagt, von seinen Mitgliedern Tribute zu fordern. Die feindselige Umwelt, der permanente Zwang zur Verstellung, der wachsende Druck einer Gesellschaft im Kriegszustand: All das weicht die Nerven der Agenten auf.

Der Funker Clausen kann ohne Alkohol kaum noch arbeiten. Hotsumi Ozaki wacht immer häufiger mit dem beißenden Gefühl auf, die Polizei sei ihm auf der Spur. Einen Mann, der sich in der Bar neben ihn setzt, schreit er an, weil er ihn für einen Spitzel hält. Und einem seiner Informanten, der sich „wie eine Ratte im Sack" fühlt, kann er nur zustimmen: Ihm gehe es genauso.

Richard Sorge scheint seltsam gelassen. Aber auch er ist ausgelaugt von Anspannung und Arbeit. Und drängt Moskau, ihn an einen anderen Ort zu versetzen. Doch nach außen müht er sich, den Schein zu wahren, und tanzt wie gewohnt auf den Partys des deutschen Pressekorps und begeistert seine Zuhörer mit tolldreisten Geschichten.

Derweil zieht sich die Schlinge um den Ring allmählich zu. Schon 1937 hat die Spezialpolizei Tokko Funksprüche aufgefangen – ohne Max Clausens mobiles Gerät jedoch orten zu können. Am 28. September 1941 aber gerät den Beamten, wohl durch die Aussage eines verhafteten und brutal verhörten Kommunisten, eine 57-jährige Schneiderin ins Netz, die dem Ring ein paar nebensächliche Details über Luftschutzübungen und Reisrationierungen geliefert hat.

Ihre Aussagen führen die Polizei auf die Spur des Sorge-Vertrauten Yotoku Miyagi, der als Mitglied der amerikanischen KP schon seit 1935 auf einer Schwarzen Liste der Ermittler steht.

Am 10. Oktober stürmen Beamte Miyagis Pension. Sie schleppen ihn zu einer Polizeiwache. In einem unbeobachteten Moment stürzt er sich dort aus einem Fenster im zweiten Stock, um seine Geheimnisse mit ins Grab zu nehmen – doch überlebt mit gebrochenem Bein. Unter den Schlägen der Ermittler gesteht er schließlich seine Zusammenarbeit mit dem Ring. Und nennt auch die Namen der wichtigsten Köpfe: Sorge und Ozaki.

Am 15. Oktober wird Ozaki verhaftet. Als er und Miyagi nicht mehr zu vereinbarten Treffen erscheinen, forscht Sorge nicht einmal mehr nach den Gründen. Drei Tage später werden Vukelić und Clausen verhaftet. Und am gleichen Tag, dem 18. Oktober, um 5.50 Uhr morgens, umstellen die Tokko-Häscher Sorges Haus.

Der Deutsche öffnet den Beamten im Pyjama. Einer fordert ihn auf, ihm zur Wache zu folgen: Es gebe Fragen wegen eines Verkehrsunfalls. Ohne Protest zieht Sorge sich an und lässt sich abführen. Wie einer, der weiß, dass er im Recht ist.

Botschafter Ott glaubt zunächst „an einen typischen Fall von japanischer Spionagehysterie“ und erklärt, er könne für Sorge „die Hand ins Feuer“ legen. Der Gesandte Erich Kordt legt auf Otts Weisung sogar Protest beim japanischen Außenministerium ein. Doch zugleich plagt die Diplomaten die Angst, was ihnen selbst blühen könnte, sollte Sorge ein Spion sein (tatsächlich kommt Ott davon: Ende 1942 wird er abgelöst und darf das Kriegsende in Beijing abwarten).

Sorges sowjetische Auftraggeber aber lassen ihn ohne Zögern fallen. Sie wollen das offizielle Eingeständnis vermeiden, dass die UdSSR Spionage betreibt – und zugleich einen Mitwisser von Stalins fataler Fehleinschätzung loswerden.

Dreimal versuchen die Japaner, ihn gegen einen ihrer Spione auszutauschen, jedes Mal erhalten sie die Antwort: „Der Name Richard Sorge ist uns unbekannt.“

Erst 1964 wird ihn seine Wahlheimat rehabilitieren: Die Sowjetunion erklärt ihn zum Nationalhelden, schmückt Straßen und Schulen mit seinem Namen und Briefmarken mit seinem Porträt, errichtet ihm ein Denkmal in der Hauptstadt.

Erst 1964 wird Sorge vom Kreml rehabilitiert. Der Agent, dem Stalin nicht glauben wollte, wird zum »Helden der Sowjetunion« ernannt; Denkmal in Moskau

M

Monatelang muss Sorge in einer Sechs-Quadratmeter-Zelle mit einem Waschbecken als Tisch und einem Toilettendeckel als Sitz auf seinen Prozess warten. Das Deckenlicht brennt die ganze Nacht. Nach dem Frühstück – stinkende Suppe, kalter Reis und lauwarmer Tee – stülpt ein Wächter ihm einen Strohkorb über den Kopf und führt ihn aus der ungeheizten Zelle durch hallende Gänge in den Verhörraum, in dem im Winter immerhin ein Holzkohlenfeuer glimmt.

Sechs Tage nach seiner Verhaftung, vielleicht unter Folter, legt Sorge ein Geständnis ab. Auf Anregung seiner Vernehmer verfasst er eine schriftliche Biografie, sitzt bis spät in die Nächte hinein über seiner Schreibmaschine. Er hält sich nicht mit technischen Details auf, sondern zeichnet sein Selbstporträt – und seine Rechtfertigung.

„Ich erhielt meine Informationen von der deutschen Botschaft“, stellt er später während der Gerichtsverhandlung gegen ihn klar. „Man gab sie mir freiwillig. Um sie zu bekommen, wandte ich keinerlei Strategie an, für die man mich bestrafen müsste.“ Und schon während der Vernehmung beansprucht er, keineswegs ein Spion im klassischen Sinn zu sein – der bekanntlich versuche, die Schwachstellen des ausgekundschafteten Landes in Politik, Wirtschaft und Militär zu finden: Sein einziges Ziel sei immer nur die Sicherung des Friedens gewesen.

Manchmal dringen Schimmer der Hoffnung in seine Zelle. Japans Angriff auf Pearl Harbor am 7. Dezember 1941, der den Kriegseintritt der USA auslöst, füttert ihn mit Zuversicht. Als er im November 1942 von der sowjetischen Gegenoffensive bei Stalingrad erfährt, führt er einen Freudentanz auf. Als er hört, dass die Rote Armee Warschau erreicht hat, geht ein Strahlen über sein Gesicht. Doch das Kriegsende wird er nicht mehr erleben.

Am 29. September 1943 verurteilt das Tokyoter Bezirksstrafgericht Richard Sorge zum Tod. Am 7. November 1944 stirbt er am Strang.

Warum hat er nichts unternommen, als die Festnahme seiner Mitarbeiter offensichtlich war?

Vielleicht, vermutet ein Biograf, waren seine Alarmsysteme durch Krankheit, Stress und Alkohol geschwächt, vielleicht war es die Hybris eines Mannes, der sich für unverwundbar hält.

Doch vielleicht war es auch die Schicksalsergebenheit des Sehers, der sein Verhängnis kennt und weiß, dass es sinnlos ist, sich zu sträuben.

Wie Kassandra, die schließlich ihre eigene Ermordung prophezeit. Um dann, so heißt es bei Aischylos, „gefasst zu dem Altar“ zu gehen – „wie ein Kind, das Götter zwingen“. ●

Jörg-Uwe Albig, *54, ist Autor im Team von* GEO EPOCHE. *Für die Redaktion bereiste er Japan zuletzt 2005.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Robert Whymant, *„Richard Sorge – Der Mann mit den drei Gesichtern“*, Europäische Verlagsanstalt: aktuellste Biografie, die aber die Person Sorge nicht immer vom Mythos trennt. Frederick W. Deakin/George R. Storry, *„Richard Sorge – die Geschichte eines großen Doppelspiels“*, Piper Verlag: alte, aber noch immer lesenswerte Studie über den Agentenring in Tokyo sowie seinen Begründer. Heiner Timmermann et al. (Hg.), *„Spionage, Ideologie, Mythos - der Fall Richard Sorge“*, LIT Verlag: Aufsatzsammlung, die das historische Umfeld der Affäre beleuchtet.

DIENER ZWEIER HERREN

Nach dem Zweiten Weltkrieg werden Feinde zu Verbündeten und Alliierte zu Gegnern: Ausgerechnet ein Ex-General der Wehrmacht hilft den USA, die Sowjetunion auszuspionieren. Und legt so den Grundstein des bundesdeutschen Auslandsgeheimdienstes —— Von SUSANNE UTZT

Europa, im Frühling 1945: Das NS-Regime ist zerschmettert, Deutschland besetzt, die Waffen schweigen. Doch der nächste große Konflikt zeichnet sich bereits ab – der Kalte Krieg.

Schon seit der Machtübernahme der Bolschewiki im Jahr 1917 in Russland herrscht in den USA die Furcht, der Kommunismus könnte sich auf ganz Europa und in Amerika ausbreiten. Washingtons Kriegskoalition mit dem Sowjetdiktator Josef Stalin war vor allem ein Zweckbündnis.

Nun ist die Rote Armee weit gen Westen vorgedrungen und setzt sich in den Ländern fest, die sie von der deutschen Besatzung befreit hat. Und die Amerikaner wissen nicht, welche Pläne Stalin in Osteuropa verfolgt oder wozu die UdSSR nach den ungeheuren Opfern im Krieg militärisch und wirtschaftlich noch imstande ist.

Es gibt jedoch einen Mann, der diese Fragen angeblich beantworten kann, der die Sowjetunion über Jahre genau beobachtet hat und über brisante Dokumente verfügt. Es ist ein Deutscher, der sich in US-Kriegsgefangenschaft befindet: Generalmajor Reinhard Gehlen, einstiger Leiter des Ost-Nachrichtendienstes des Heeres. Den Amerikanern gerät er am 22. Mai 1945 in den Alpen in die Hände, ohne dass sie wissen, wer er ist: Sein Name sagt ihnen nichts.

Und so glauben sie nicht seinen Beteuerungen, dass er relevante Informationen über Ausrüstung, Stärke und Ziele der Roten Armee habe. Gehlen wird zunächst vergessen. Und dann wochenlang in einem US-Lager in Augsburg ohne die von ihm erhoffte Sonderbehandlung verhört.

Der Offizier, Jahrgang 1902, seit 1921 Berufssoldat, war nach Adolf Hitlers Machtübernahme in den Generalstab des Heeres aufgestiegen. Er war kein Mitglied der NSDAP, was aber in diesem Umfeld nicht als ungewöhnlich galt. Und offiziell durften Angehörige der Wehrmacht bis 1944 ohnehin nicht parteipolitisch aktiv sein. Er galt als zielstrebig, karrierebewusst und hatte die prestigeträchtige Ausbildung für begabte Offiziere zum „Führergehilfen“ als Zweitbester seines Jahrgangs abgeschlossen.

Gehlen, ein Einzelgänger und kühler Analytiker, arbeitete im Heeres-Generalstab zunächst für die Abteilung Landesbefestigungen. Er stellte Pläne für einen möglichen Stellungskrieg in Frankreich auf und wurde später Leiter einer Gruppe im Generalstab, die sich mit strategischen Fragen der Kriegsführung im gesamten Ostraum beschäftigte.

1942, einige Monate nachdem der deutsche Russlandfeldzug ins Stocken geraten war, wurde er Leiter der Abteilung „Fremde Heere Ost“: Dieser Nachrichtendienst des Generalstabs, zuständig für Informationen über die Streitkräfte und Truppenbewegungen in der Sowjetunion, hatte nach Ansicht der Wehrmachtsführung bei der Aufklärung über das sowjetische Kräftepotenzial versagt.

Nun sollte ihn Gehlen reformieren. Er hatte Organisationstalent und war bestens informiert über die Ostfront und die sowjetischen Streitkräfte.

Unter Gehlen wuchs der Stab der FHO auf mehr als 50 Offiziere an. Doch

Bis 1945 leitet Reinhard Gehlen die Abteilung »Fremde Heere Ost«

Vor dem Rückzug vernichtet ein deutscher Offizier Dokumente im masurischen Hauptquartier des Heeres. Generalmajor Gehlen dagegen schafft seine Unterlagen für die Zeit nach dem Krieg beiseite

obgleich seine Abteilung bald präzise Berichte über die Rote Armee lieferte (so zumindest stellte es Gehlen später dar), gelangen der Wehrmacht an der Ostfront keine durchschlagenden Erfolge mehr.

Ab Ende 1943 rechnete Gehlen fest damit, dass Berlin den Krieg verlieren werde – die Alliierten standen bereits in Italien, und die sowjetischen Truppen rückten immer näher. Mehr noch: Weitaus früher als andere war der General davon überzeugt, dass das Bündnis nach Deutschlands Niederlage auseinanderbrechen und sich dann der Westen und die Sowjetunion als Gegner gegenüberstehen würden.

Er begann, Pläne für diese Zeit zu schmieden. Gehlen hatte vor, mit seinen alten Mitstreitern einen neuen Nachrichtendienst aufzubauen. Denn das Wissen der „Fremde Heere Ost", spekulierte er, könnte dem Westen in den Nachkriegsjahren von großem Nutzen sein.

Ab Herbst 1944 ließ er Berichte und Studien über die Sowjetunion fotografieren und in 50 wasserdichte Stahlkisten verpacken. Nur die engsten Mitarbeiter waren in seine Pläne eingeweiht: Gehlen wollte die Unterlagen verstecken und nach Kriegsende den USA anbieten.

Im April 1945 wurden die meisten Offiziere und Mannschaften der FHO von Brandenburg nach Bayern verlegt. Insgeheim organisierte Gehlen nun das Überlaufen seiner Abteilung. Ein Vorauskommando vergrub die Kisten mit den Akten am Wendelsteinmassiv. Ein Offizier bereitete drei Schutzhütten in den Alpen vor; dort wollten der General und ausgewählte FHO-Mitarbeiter das Kriegsende abwarten.

Gehlen setzte sich kurz darauf von seiner neuen Dienststelle in Bad Reichenhall ab und kämpfte sich zur Elendsalm durch, einer Berghütte auf rund 1000 Meter Höhe.

Die Tour war riskant: Der FHO-Chef war nun ein Deserteur, und in den Alpen zogen versprengte SS-Männer umher, die selbst so kurz vor Kriegsende noch bereit waren, mit vermeintlichen Verrätern kurzen Prozess zu machen. Zudem glaubte Gehlen, wohl zu Unrecht, Heinrich Himmler habe als Reichsführer SS den Auftrag gegeben, ihn zu liquidieren.

Mit sechs Offizieren und drei Stabshelferinnen versteckte er sich drei Wochen lang in der Hütte, bis ein Viehhirte die Gruppe entdeckte und an die Besatzer verriet. Zwölf Tage nach der Kapitulation der Wehrmacht am 8. Mai wurden die auf der Alm verbliebenen Deutschen von GIs festgenommen.

Gehlen selbst war jedoch kurz zuvor aufgebrochen – er stellte sich in Fischhausen am Schliersee freiwillig dem diensthabenden US-Leutnant, um mit den Amerikanern in Verhandlungen zu treten. Die aber wollten nicht verhandeln, sondern verhörten den General wie zahllose andere Deutsche in einem Lager der 7. US-Armee in Augsburg.

Gehlen **hofft** in diesen ersten Wochen der Haft, einem hohen Offizier vorgeführt zu werden. Vergebens. Erst als die Amerikaner erfahren, dass sowjetische Agenten angestrengt nach dem einstigen FHO-Chef sowie den Geheimpapieren des Nachrichtendienstes suchen, beginnen sie sich für Gehlen zu interessieren.

Zumal inzwischen das Gefühl einer Bedrohung durch die Sowjetunion zunimmt: Während die USA sofort nach Kriegsende den Großteil ihrer Truppen aus Europa abgezogen haben, belässt Stalin seine Streitkräfte im Osten des Kontinents. Und die Amerikaner können die Stärke dieser Einheiten nicht einschätzen: Kein Geheimdienst, keine Militärdienststelle sammelt systematisch Informationen über die Macht im Osten.

Die Sowjetunion hingegen hat während des Krieges intensiv Spionage gegen die USA betrieben – und bereits Spähangriffe auf neu eingerichtete amerikanische Dienststellen in Berlin unternommen, wie nun herauskommt.

Reinhard Gehlen wird nach Wiesbaden verlegt. Dort halten die Amerikaner wichtige Kriegsgefangene wie den Großadmiral Karl Dönitz fest, den Adolf Hitler vor seinem Selbstmord als Nachfolger bestimmt hatte. Und dort findet der frühere FHO-Leiter endlich Gehör bei einem jungen, deutschstämmigen US-Offizier, Captain John R. Boker.

Der Hauptmann überzeugt den obersten Nachrichtendienstchef der amerikanischen Besatzungstruppen, General Edwin L. Sibert, von Gehlens Plan, eine Kernmannschaft der FHO zu versammeln, die den Amerikanern Informationen über die Rote Armee und Moskaus militärische Pläne liefert.

Auf Bokers Geheiß schwärmt eine Gruppe von Offizieren aus, um Gehlens wichtigste Mitarbeiter in den Kriegsgefangenenlagern aufzuspüren und nach Wiesbaden zu holen. Die Namen der einstigen FHO-Männer werden von den Gefangenenlisten gelöscht: Falls sowje-

tische Stellen nach ihnen suchen, sollen sie unauffindbar sein.

Auch die FHO-Papiere bergen die Besatzer aus den Verstecken im Gebirge. Mithilfe seiner Mitarbeiter sichtet Gehlen das Material und legt den Amerikanern im Sommer 1945 einen ersten Bericht vor: über die sowjetischen Divisionen und deren Stärke, über Produktionszahlen der Rüstungsindustrie, dazu Luftaufnahmen von russischen Eisenbahnknotenpunkten.

Sibert ist begeistert. Auch Walter Bedell Smith, der Generalstabschef der US-Truppen in Europa, stimmt wohl der deutschen Aufklärungseinheit unter amerikanischer Aufsicht zu. Nicht eingeweiht wird dagegen Dwight D. Eisenhower, der Oberbefehlshaber der US-Besatzer in Deutschland. Denn offiziell gilt ein „Fraternisierungsverbot", das den freundlichen Umgang von GIs mit der deutschen Bevölkerung verbietet.

Zudem tagen in Potsdam gerade die Regierungschefs aus London, Moskau und Washington, um unter anderem die zukünftige Verwaltung des besiegten Landes zu regeln. Eine Kooperation von Amerikanern und Deutschen sollte da besser nicht bekannt werden.

Dafür wird das Kriegsministerium in Washington gewahr, was in Deutschland vor sich geht – und ist interessiert.

Es fordert die Akten der FHO an, um mehr über die Arbeit der Ost-Experten zu erfahren. Im August 1945 fliegt Gehlen mit einigen Mitarbeitern und seinen Akten nach Washington. Fast ein Jahr wird die Gruppe in einem Vernehmungszentrum interniert, wo sie Fragen zur Aufstellung der Roten Armee beantworten muss und die mitgeführten Dokumente analysiert. Ihre Erkenntnisse ergänzen das erste Handbuch zum sowjetischen Militär, das der US-Armeegeheimdienst nach dem Krieg in Amerika herausgibt.

Während dieser Zeit beginnt die Kriegskoalition der Westmächte mit der Sowjetunion öffentlich zu zerbrechen: Im Februar 1946 verkündet Stalin, dass das System des Kapitalismus mit dem Sozialismus nicht kompatibel sei.

Zudem weigert sich der sowjetische Diktator entgegen allen Absprachen, Truppen aus dem Iran abzuziehen, die dort während des Krieges gemeinsam mit britischen Streitkräften einmarschiert waren. Daraufhin erklärt der amerikanische Außenminister, man werde im Falle einer Konfrontation nicht vor Waffengewalt zurückschrecken.

Der Kalte Krieg zieht herauf.

Im Sommer 1946 kehren Gehlen und seine Leute nach Deutschland zurück, wo die USA nun Sowjet-Experten brauchen. Zwar haben die Amerikaner inzwischen mehrere Außenstellen ziviler und militärischer Nachrichtendienste in ihrer Besatzungszone eingerichtet, doch die Einheiten sind unterbesetzt und haben keine klare Mission. Der Umbau der US-Geheimdienste ist noch im vollen Gange (und wird erst im Juli 1947 mit der Gründung der „Central Intelligence Agency" abgeschlossen sein).

Gehlen handelt mit General Sibert die Bedingungen seiner zukünftigen Arbeit aus. Der ehemalige FHO-Mann notiert später, man sei übereingekommen, eine rein deutsche Organisation zu gründen, mit einem amerikanischen Verbindungsstab zur US Army, der die Aufklärungsziele festlegt und die Ergebnisse der Arbeit in Empfang nimmt.

Nun bauen Gehlens Männer zwei Abteilungen auf: Die „Information Group" soll Spione anwerben und steuern, die „Intelligence Group" das gesammelte Material analysieren.

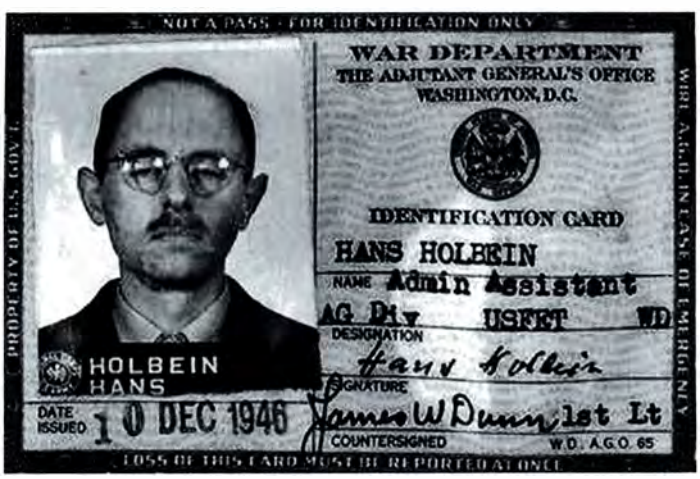
Die Amerikaner stellen dem einstigen Wehrmachtsgeneral das nötige Geld zur Verfügung und liefern die Technik, mit der seine Mitarbeiter bereits ab Oktober 1946 den sowjetischen Funkverkehr abhören.

Binnen weniger Monate schwillt die Gruppe, die von den deutschen Mitarbeitern später „Organisation Gehlen" genannt wird, zu einem Apparat mit 3000 Mitarbeitern und Informanten an. Im Tausch für eine neue Aufgabe, Wohnraum und Zigaretten spionieren nun zahlreiche arbeitslose Wehrmachtssoldaten für Gehlen, auch frühere Angehörige von SS und Gestapo.

Sie liefern Nachrichten über die Militärverbände der Roten Armee, über Infrastrukturprojekte und Industriekapazitäten in der sowjetisch besetzten Zone.

Aus den zusammengetragenen Informationen stellt die Analyseabteilung jeden Monat rund 200 Berichte zusammen. Ab Sommer 1947 befragen Gehlens Mitarbeiter zudem Abertausende Flüchtlinge und Heimkehrer aus russischer Kriegsgefangenschaft, entwerfen so ein gewaltiges Mosaik über den Zustand der Sowjetunion.

Gehlen gelingt es, seine Aufklärungsarbeit als unverzichtbar zu präsen-



Nach Kriegsende überzeugt Gehlen die Amerikaner, einen Spionagedienst aus Teilen seiner alten FHO-Mannschaft aufzubauen. Zur Tarnung stellen die Besatzer ihm unter dem Namen »Hans Holbein« einen falschen Pass aus

Gehlen (vorn) in Zürich. Seine Organisation liefert bald auch der Regierung Adenauer Informationen – die den einstigen General 1956 zum ersten Chef des Bundesnachrichtendienstes macht

tieren und die US-Militärs aufzuschrecken. Denn die sowjetische Waffenproduktion läuft mit voller Kraft – so jedenfalls die Aussagen ehemaliger Kriegsgefangener, die in der Rüstungsindustrie Zwangsarbeit leisten mussten.

Im Dezember 1947 bezieht die Gruppe ein eigenes Hauptquartier in Pullach bei München. Von der übrigen Bevölkerung und der Not der Nachkriegszeit durch eine Mauer abgeschottet, haben Gehlens Mitarbeiter auf dem Gelände alles, was sie zum Leben brauchen: Kindergarten, Schule, Krankenhaus, Kasino.

Schon bald stammt der Großteil aller Informationen, die die US-Regierung über Stalins Streitmacht und Rüstungsvorhaben hat, aus Pullach.

In **den Jahren** nach Gründung der Bundesrepublik im Mai 1949 gelingt es Gehlen, auch die westdeutsche Regierung unter Konrad Adenauer für seinen Dienst einzunehmen: Der erste Bundeskanzler stützt sich beim Aufbau des Landes ohnehin auf das Wissen alter Eliten – und hat ehemalige Wehrmachtsangehörige sowie hohe Funktionäre des NS-Regimes unter seinen Beratern.

Gehlen nimmt an Besprechungen im Kanzleramt teil, liefert der Regierung Einschätzungen zur Sicherheitslage und setzt seine Leute auf vermeintliche kommunistische Verschwörer im eigenen Land an, obwohl für derartige Aufgaben ab 1950 das neu gegründete Bundesamt für Verfassungsschutz zuständig ist.

1955 beschließt das Kabinett Adenauer, die Organisation Gehlen als Auslandsnachrichtendienst der Bundesrepublik zu übernehmen. Die USA stimmen zu. Ihnen ist der Dienst längst zu groß und zu teuer geworden. Zudem sind sich die Amerikaner sicher, dass sie durch die bisherigen engen Verbindungen weiterhin Kontakt halten können – ein entscheidender Vorteil gegenüber den anderen Alliierten, die nicht annähernd so detailliert darüber informiert sind, was sicherheitspolitisch in der jungen Bundesrepublik geschieht. Die Organisation wird direkt dem Kanzleramt unterstellt und am 1. April 1956 offiziell zum Bundesnachrichtendienst.

An dessen Spitze steht: Reinhard Gehlen. Dem einstigen Wehrmachtsgeneral ist es gelungen, seinen eigenen Kopf und Teile der FHO über das Ende des NS-Regimes hinwegzuretten – so wie er es bereits 1944 geplant hatte.

Doch Anfang der 1960er Jahre wird der Geheimdienst von seiner Vergangenheit eingeholt. Im November 1961 verhaftet die Polizei einen hochrangigen BND-Mitarbeiter, den der sowjetische Geheimdienst 1951 als Doppelagenten in Gehlens Organisation untergebracht hat: den ehemaligen SS-Obersturmführer Heinz Felfe.

Nun wird Gehlen von den Amerikanern, denen die früheren Nationalsozialisten in Pullach schon lange als Sicherheitsrisiko gelten, bedrängt, endlich die Biografien seiner Beamten zu überprüfen. Der BND-Chef fürchtet um seinen Posten – und lässt viele ehemalige SS-Angehörige diskret aus dem Dienst entfernen.

Schließlich werden ihm die eigenen alten Verbindungen und seine Misswirtschaft zum Verhängnis. 1968 stellt eine Untersuchungskommission des Kanzleramtes fest, dass im BND viele alte Militärs auf hohen Posten sitzen; dass Etats missbraucht wurden und Gehlen lieber Getreue aus Tagen der FHO protegiert, als den Nachwuchs zu fördern.

Für die Bundesregierung Gründe, ihn endlich loszuwerden: Der 66-Jährige wird abgelöst – jedoch ausgerechnet durch einen einstigen Kumpanen aus der FHO, Gerhard Wessel, den das CDU-geführte Bundeskanzleramt in der Großen Koalition durchsetzt.

1971 tritt Gehlen, der bis dahin extrem zurückgezogen gelebt hatte, plötzlich an die Öffentlichkeit: mit seinen Memoiren. Mit dem Buch will er sich als großer Meisterspion inszenieren. Doch der einstige Wehrmachtsgeneral (der 1979 stirbt) langweilt seine Leser mit gestelztem Beamtendeutsch und ausufernden Schilderungen seiner Flucht in die bayerischen Alpen. Die Presse verhöhnt die Autobiografie als „publizistische Selbstverbrennung".

Erst 40 Jahre später ist der Name Gehlen wieder Schlagzeilen wert: 2011 initiiert der BND eine Kommission, die sich mit der frühen Geschichte des Dienstes befasst – auch mit der Rolle, die ehemalige Nationalsozialisten dabei gespielt haben. ●

WÄCHTER EINES BEDROHTEN VOLKES

Für ein von Feinden umzingeltes Land kämpft der israelische Auslandsgeheimdienst Mossad jahrzehntelang an fünf Fronten: Seine Agenten jagen untergetauchte NS-Verbrecher, stehlen die militärischen Geheimnisse der arabischen Nachbarländer, beschaffen dringend benötigte Technologien, führen Krieg gegen palästinensische Terroristen – und kämpfen für die Rettung Zehntausender Juden

Von CHRISTOPH KUCKLICK

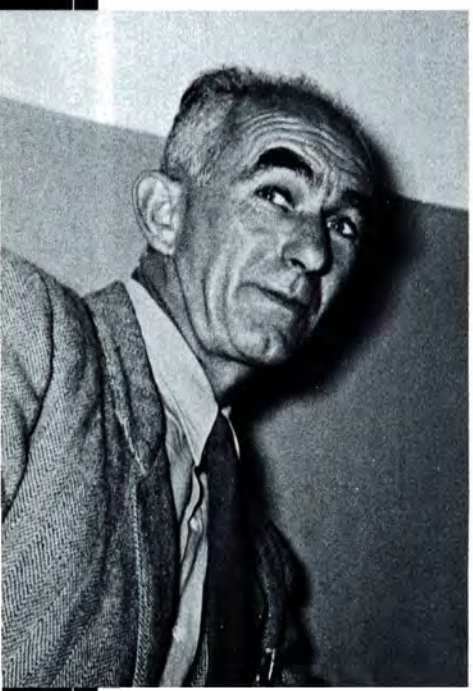
Der größte Triumph des Mossad: 1960 spüren israelische Agenten in Argentinien einen der Organisatoren des Holocaust auf, Adolf Eichmann. Mit diesem gefälschten Ausweis war der Deutsche zehn Jahre zuvor geflohen – getarnt als staatenloser Ingenieur »Ricardo Klement«

PROLOG: SCHÜSSE AUF DEN EIGENEN MANN

Kaum ist Isser Beeri, ein großer Mann mit tief liegenden Augen, im Februar 1948 zum Chef des Schai ernannt worden, des Vorgängers der israelischen Geheimdienste, geschieht Verstörendes.

Wanderer entdecken eine halb verbrannte Leiche voller Gewehrkugeln.

Der Freund eines hohen Politikers verschwindet in einem israelischen Folterkeller, dem er erst 72 Tage später, bedeckt mit Wunden und ohne Zähne, entkommt – ein gebrochener Mann für den Rest seines Lebens.



Der erste Leiter des israelischen Geheimdienstes ist sogar der eigenen Regierung zu radikal: Weil er auch jüdische Bürger foltern und hinrichten lässt, wird Isser Beeri 1949 entlassen – und verurteilt

Am 30. Juni wird ein Hauptmann der israelischen Armee verhaftet und vor ein Schnellgericht gestellt, das ihn ohne Verteidigung innerhalb weniger Minuten verurteilt und erschießen lässt.

Eine Untersuchung ergibt: Alle drei Verbrechen hat Isser Beeri befohlen, der asketische, verschlossene Chef der Geheimbehörde, bekannt für seine patriotische Hingabe. Premierminister David Ben Gurion zürnt voll Abscheu: Einen solchen Dienst, der über allem Recht steht, will er nicht dulden. Beeri wird seines Amtes enthoben, aus der Armee entlassen und für einen Tag ins Gefängnis gesperrt.

Ben Gurions Entscheidung bestimmt fortan das Selbstverständnis der israelischen Geheimdienste: Keine Unterdrückungsapparate sollen sie sein und sich nie gegen das eigene Volk wenden. Dafür haben sie zu viele Kriege zu führen – wie sich bald herausstellen soll: fünf Kriege. Gegen die arabischen Nachbarn, gegen die Palästinenser, gegen flüchtige Nationalsozialisten, für die Rettung von Juden überall auf der Welt und für die Beschaffung von überlebenswichtigem Know-how.

Aber die Fragen, die Isser Beeri aufwirft, quälen Israels Geheimagenten seither: Wie böse muss der Gute sein, um das Gute zu schützen? Wie viele Gesetze dürfen sie brechen, um die Demokratie zu verteidigen? Wie viele Schmerzen zufügen, um größere zu verhindern?

Ein späterer Chef des Mossad (der für Auslandseinsätze zuständigen Organisation unter den drei israelischen Nachrichtendiensten) wird erklären: „Die schmutzigsten Aktionen müssen die ehrenhaftesten Männer ausführen."

Ohne sich dabei zu beschmutzen?

Der Mossad ist heute eine Behörde mit rund 3000 Angestellten – weniger als die Stadtverwaltung von Wuppertal. Das Hauptquartier des „Instituts für Aufklärung und besondere Aufgaben", so der offizielle Name, liegt im Norden von Tel Aviv, gegenüber einem Country Club, in Sichtweite gleißt das Mittelmeer. Besichtigungen sind nicht möglich. Hier wird Israels wohl erfolgreichstes, in jedem Fall bekanntestes Produkt hergestellt, ein Amalgam aus Angst und Bewunderung, aus höchster Raffinesse und äußerster Brutalität – so jedenfalls dürften es Außenstehende wahrnehmen. Sie nennen es den „Mythos Mossad".

Die Angestellten, die mehrheitlich geregelte Bürozeiten haben, würden ihr Produkt mit einem anderen Wort beschreiben: Sicherheit.

Schutz für ein bedrohtes Land.

Und vielleicht ist der Mossad auch deshalb Israels imposanteste Marke: weil er so viel größer scheint, als er tatsächlich ist. Und damit ein bisschen so wirkt wie Israel selbst. Weil seine Feinde ihn überall vermuten.

Schweigen nährt die Größe. Der Mossad hat keine seiner Aktionen je kommentiert, weder bestätigt noch dementiert, außerdem unterbindet die israelische Zensur viele Enthüllungen. Das verstärkt die Wucht des kleinen Apparats: Niemand soll ihn ausrechnen.

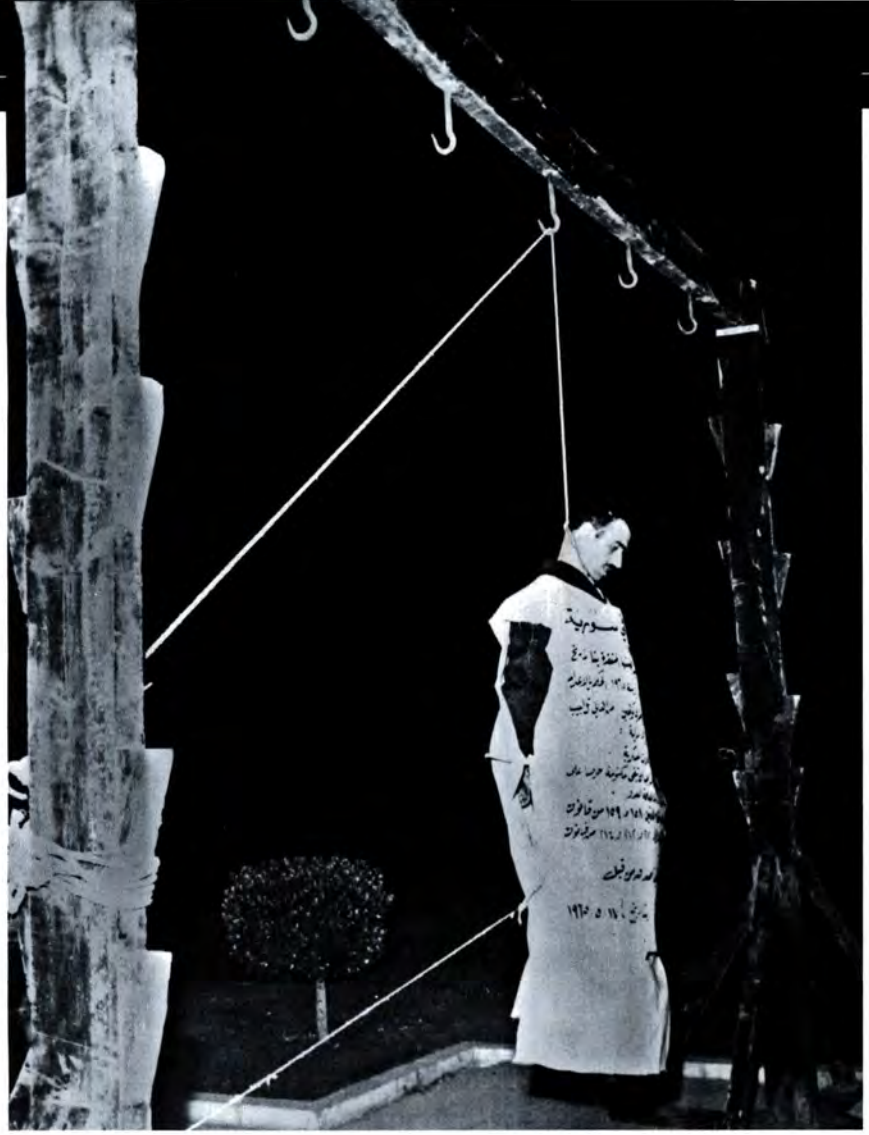
Einige Operationen aber sind bekannt geworden, weil Beteiligte später geredet, Journalisten recherchiert oder Untersuchungskommissionen geprüft haben. Nur aus diesen Aktionen lässt sich das Wesen des Mossad entschlüsseln. Aber sie sind auch eine Falle: Noch die Misserfolge bekräftigen den Mythos, da sie nahelegen, dass der Mossad sich an Hasardstücken versucht, die andere nicht einmal erwägen würden.

DER KRIEG GEGEN DIE ARABISCHEN NACHBARN

Elie Cohen ist das genaue Gegenbild zu Isser Beeri. Der beste Spion des Mossad, der Stolz Israels. Aber die Nation erfährt von ihm erst, als er, ein beständiges Zucken im Gesicht von den Elektroschocks seiner Folterer, in Damaskus vor Gericht steht.

Bis dahin kennen kaum eine Handvoll Menschen seinen wahren Auftrag.

Der Sohn ägyptischer Juden ist gerade aus Kairo nach Israel eingewandert, als er 1960 im hohen Alter von 36 Jahren vom Mossad angeworben wird. Seine Ausbildung ist gründlich und umfasst



Tod eines Meisterspions: Als vermeintlicher arabischer Kaufmann steigt Elie Cohen bis in die höchsten Kreise der syrischen Regierung auf. Erst nach Jahren wird er enttarnt, gefoltert und 1965 in Damaskus gehängt

vieles, was auch heute noch gelehrt wird: sichere Häuser einrichten, unsichtbare Tinte benutzen, Botschaften verschlüsseln. In jedem Spionageroman finden sich die Details, aber sie zu beherrschen, das erfordert jahrelanges Training.

Und vor allem müssen die Rekruten lernen, die menschliche Seele neu zu sehen, als verletzliche, als täuschbare. Um Agenten anzuwerben, so erfahren sie, funktionieren nur drei Köder: Geld, Sex oder starke Gefühle – wie Enttäuschung über eine ausgebliebene Beförderung.

Aber Mossad-Agenten werden härter gefordert als die anderer Dienste. Sie werden noch während der Ausbildung zum Schein entführt und brutalen Verhören unterzogen, sie müssen sich ständigen psychologischen Tests stellen und alle drei Monate dem Lügendetektor.

Cohen indes, der in Ägypten für den jüdischen Untergrund gearbeitet hat, absolviert seine Ausbildung in sechs Monaten, und auch seine neue Biografie muss er im Schnellverfahren aufbauen. Um ins Herz des Feindes zu gelangen, wird er ans andere Ende der Welt geschickt, nach Buenos Aires.

Dort kommt er 1961 unter dem Namen Kamal Amin Tabet an und beginnt, sich in die Gemeinde der Exil-Syrer einzuschmeicheln. Er führt das Leben eines reichen Kaufmanns, gibt Partys, spendet großzügig und wird bald auf die Feste der wohlhabendsten Syrer eingeladen und schließlich auch in die Botschaft.

Nur mit Frauen sieht man Tabet nie allein, denn er bleibt seiner Ehefrau Nadia treu, die in Tel Aviv gerade ihr erstes Kind zur Welt gebracht hat, Sophie.

Dann sammelt Tabet Empfehlungsschreiben seiner neuen Freunde ein, um nach Damaskus zu ziehen. Aber es dauert Monate, bis er dort ankommt, denn in der Zwischenzeit verfeinert er in Israel seine Kenntnisse: Er lernt, zwölf bis 16 Worte pro Minute zu verschlüsseln und mit einem winzigen Radiosender zu übertragen, er liest alles über Syrien. Geheimdienstexperten weisen ihn in Politik und Militär des Landes ein.

Im Januar 1962 fährt Tabet vom Libanon nach Damaskus, im Koffer einen kleinen Sender, Verschlüsselungscodes in unsichtbarer Tinte, Dynamitstangen, versteckt in Seifen und Zigarren, außerdem einige Zyankalikapseln.

Tabet bezieht ein prächtiges Apartment gleich neben dem Hauptquartier der Armee, und die Empfehlungsschreiben öffnen die Türen der feinen Gesellschaft von Damaskus. Spione versuchen gewöhnlich so unauffällig wie möglich zu sein – Cohen bemüht sich um das Gegenteil. Wieder ebnen großzügige Spenden, diesmal für eine Armenküche, den Weg. Bald lernt er Regierungsmitglieder kennen, die den kultivierten Millionär als erbitterten Judenhasser schätzen lernen, der sie zu immer weiterer Aufrüstung gegen Israel anstachelt – und aufmerksam zuhört, wenn die Generäle von den neuesten Waffensystemen und Grenzanlagen erzählen.

Die Erkenntnisse sendet Cohen unverzüglich über die Grenze. Bedenken, dass dies auffallen könnte, hat er nicht: Im Funkgewitter der benachbarten Armeezentrale gehen seine Signale unter.

Dreimal und meist monatelang besucht Cohen seine Frau und die Kinder in Tel Aviv, beim letzten Mal ist er verschlossen und nervös: „Ich werde kündigen, ich lasse meine Familie nicht mehr allein."

Und dann fährt er wieder zurück, der einsamste Spion der Welt. Er weiß nicht einmal, ob ein einziger weiterer Israeli in Damaskus operiert.

Einmal wird er von einem Bekannten während einer Übertragung überrascht, den Sender kann er gerade noch verbergen, aber einige Papiere mit dem Verschlüsselungscode bleiben sichtbar liegen. Was ist das, fragt der Gast. Ach, antwortet Tabet, „nur Kreuzworträtsel".

Seine Chuzpe beschert ihm immer größere Erfolge. 1963 wird ein guter Freund aus argentinischen Tagen, Amin al-Hafez, nach einem Putsch syrischer Präsident. Tabets Freunde rücken in die Regierung auf, er selbst wird angeblich als künftiger stellvertretender Verteidigungsminister gehandelt. Er nimmt an Planungstreffen der Regierungspartei teil, der Präsident schickt ihn auf diplomatische Missionen, und die Generäle zeigen ihm an der Grenze die Tunnelsysteme und Befestigungsanlagen.

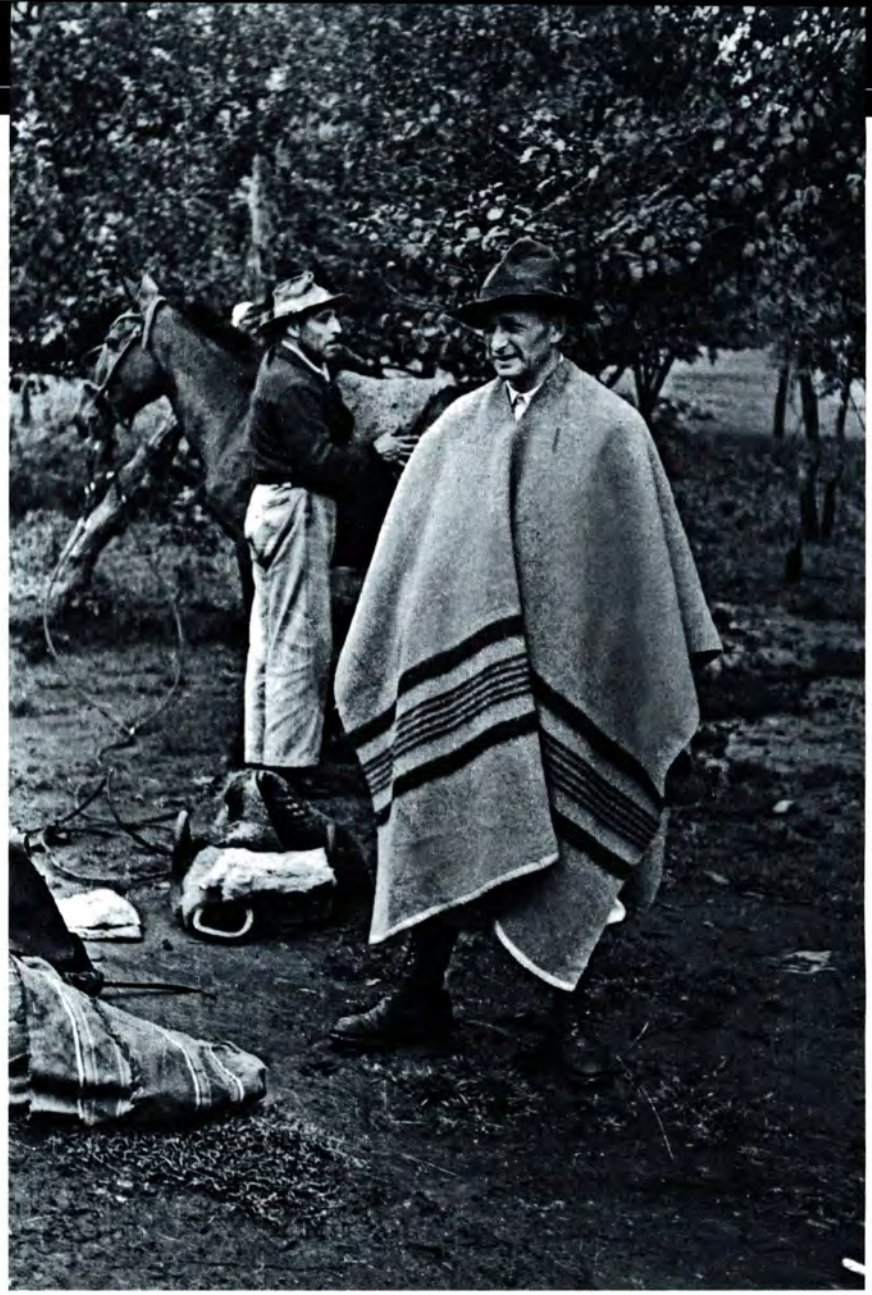
Israel erfährt von Kabinettsbeschlüssen, Waffenkäufen, Truppenaufstellungen. Nie wohl war ein Spion wertvoller. Zu wertvoll vielleicht. Denn als er Fehler zu machen beginnt, halten ihn seine Führungsoffiziere nicht zurück, so süchtig sind sie nach seinem Material.

Die schlimmsten Sünden eines Spions: Routine und Überheblichkeit. Cohen sendet zu oft, innerhalb von fünf Monaten im Sommer 1964 rund 100 Funksprüche, und er sendet oft zur gleichen Zeit, morgens um Punkt 8.30 Uhr.

Das macht es einfach, ihn aufzuspüren. Inzwischen haben die Syrer Verdacht geschöpft, auch weil der Mossad Cohens Material an die „Stimme Israels" weitergegeben hat, den israelischen Staatssender. Und selbst der beste Spion erfährt nicht alles, nämlich dass seine immer häufigeren Übertragungen die Funksignale der benachbarten indischen Botschaft stören. Die genervten Diplomaten verständigen die Behörden.

Doch erst mit hochempfindlichen sowjetischen Funkpeilgeräten gelingt es den Syrern, die Quelle der Störsignale zu orten. Sie stürmen Cohens Villa und ertappen ihn während einer Übertragung. Für das Zyankali bleibt keine Zeit.

Ein Verräter in den höchsten Kreisen: welch ein Schock für Damaskus. Wer gehört noch dazu? 69 Verdächtige werden verhaftet, mehr als 400 verhört, 17 hingerichtet. Cohen gesteht zwar, als



Nach seiner Flucht aus Deutschland lebt Adolf Eichmann in Argentinien. In Buenos Aires überwältigen ihn im Mai 1960 vier Agenten. Eichmann wird nach Israel geflogen, dort vor Gericht gestellt und schließlich zum Tode verurteilt

man ihm Stromstöße durch den Körper jagt, aber Mitwisser kennt er nicht, es gibt keine. Die Syrer foltern weiter. Wie sollen sie auch seine Einsamkeit verstehen? Wie ihm abnehmen, dass er ganz allein sie so demütigen konnte?

Um ihn zu retten, bieten die Israelis mehr, als sie je zuvor oder danach geboten haben für das Leben eines Spions: über eine Million Dollar, militärische Ausrüstung, medizinisches Gerät und zehn syrische Agenten – aber Damaskus akzeptiert nicht. Zu groß die Schmach.

Am 18. Mai 1965 wird Elie Cohen öffentlich gehängt, sechs Stunden lang paradieren die Bewohner von Damaskus johlend an der Leiche vorbei. Es ist der schmerzhafteste Verlust für den Mossad. Und doch auch ein Triumph. Weil Cohen alles verkörperte, was der Mossad anstrebt und ihn zum Mythos gemacht hat: perfekte Planung, kühle Intelligenz, unerbittliche Nervenstärke.

Gegründet wird der Mossad am 2. März 1951 als Teil einer geheimen Dreieinigkeit, die sich später nicht immer einig sein wird: Schin Bet, der Inlandsgeheimdienst; Aman, der militärische Abschirmdienst; und eben ha-Mossad le-Modiin u-le-Tafkidim Mejuchadim, das „Institut für Aufklärung und besondere Aufgaben".

Der Mythos vom raffiniertesten Spionagedienst der Welt entsteht in der Ära von Elie Cohen. Der Mossad schleust damals auch Spione in die ägyptische Führung ein, etwa den Deutschen Wolfgang Lotz, die ihn mit ähnlich gutem Material wie Cohen versorgen.

Geheimdienste nennen die Aufklärung durch Menschen *humint* (human intelligence), und sie ist eine Säule neben *sigint*, Abhörmaßnahmen, und *osint*, dem Auswerten offener Quellen wie Zeitungen und Fernsehen; auf Humint aber hat sich der israelische Geheimdienst früh konzentriert und ist darin bis heute allen anderen überlegen.

Humint führt dazu, dass die Israelis als Erste jene Rede Nikita Chruschtschows in den Händen halten, in der der neue Sowjetchef 1956 hinter verschlossenen Türen mit Stalins Gräueltaten abrechnet. Der Mossad reicht das Dokument mit generöser Lässigkeit an die CIA weiter, was Israel ebenso viel Sympathie wie Bewunderung einbringt.

1966 überreden Geheimdienstler einen irakischen Piloten, mit seiner MiG-21 nach Israel zu fliehen. So können westliche Militärs erstmals die Kampfkraft des legendären sowjetischen Fliegers testen, ein ungeheurer Coup.

Kann dem Mossad etwas misslingen? Und worin besteht seine Stärke? Ist den Israelis eine besondere Geheimdienst-Kultur gelungen?

Dem MI6 sagt man nach, der letzte Überlebende des britischen Empire zu sein: ein Snob mit Esprit und Abenteurergeist. Der KGB galt als seelenlose Maschine, aber mit bestens geschulten Agenten. Die CIA ist ein gewaltiger Konzern, berauscht von der eigenen Bedeutung und der neuesten Technologie.

Und der Mossad? In ihm steckt ein wenig von allen drei Diensten, aber mehr als die anderen kann er sich auf ein ungewöhnlich kosmopolitisches Reservoir an Talenten stützen: Er rekrutiert mehrheitlich Juden in der ganzen Welt, die viele Sprachen und etliche Schattierungen der Hautfarbe bieten und damit an vielen Orten unauffällig operieren.

Vor allem aber treibt eine Energie sie an, die anderen Diensten fehlt: der Wille zum Überleben. Oder die Angst vor dem Untergang. Denn der Mossad operiert im Schatten der möglichen Vernichtung Israels.

Für den Geheimdienst beginnt das Feindesland gleich hinter der israelischen Grenze. Beirut, Kairo, Damaskus: Diese gefährliche Nachbarschaft schult, und so wird der Mossad aus purer Not zum Meister der Täuschung.

„Der Mossad bewegt sich da, wo sogar Engel Angst bekommen", hat ein ehemaliger Agent geschrieben – dort, wohin kaum ein anderer sich wagt.

DIE JAGD AUF NATIONALSOZIALISTEN

Als Premierminister Ben Gurion am 23. Mai 1960 vor die Knesset tritt, um zu verkünden, dass der Geheimdienst Adolf Eichmann, einen der Organisatoren der nationalsozialistischen Judenvernichtung, aus Argentinien nach Israel entführt hat – da wird Herberts Cukurs in São Paulo sehr unruhig. Wenige Tage später geht er zur Polizei und ersucht um Schutz: Er werde als ehemaliger Nationalsozialist verfolgt und fürchte um sein Leben.

Die brasilianische Polizei, verblüffenderweise, erfüllt die Bitte. Doch sein Anliegen dringt an die Öffentlichkeit. So findet der Mossad die Spur. Agenten nehmen die Fährte auf. Ende September 1964 schlendert einer von ihnen zu dem Flugzeug, mit dem der ausgebildete Pilot Touristen über São Paulo fliegt.

Der Mossad hat die Jagd auf Nationalsozialisten erst spät begonnen, 1957. Vorher war das Land zu sehr mit seinem

Offiziell ist Wolfgang Lotz ein deutscher Pferdezüchter, der in Ägypten sein Glück gefunden hat. Tatsächlich erkundet er ab 1961 Militärstützpunkte für den Mossad – und liefert vor dem Sechstagekrieg 1967 wichtige Informationen

In diesem Koffer entdecken uruguayische Polizisten 1965 die Leiche des NS-Massenmörders Herberts Cukurs. Israelische Agenten hatten ihn in eine Falle gelockt und erschossen. Sich selbst bezeichnen sie als »Jene, die nie vergessen«

Überleben beschäftigt. Aber an der Berechtigung, NS-Verbrecher zu töten, zweifelt kaum ein Israeli: Europas Regierungen sind viel zu nachlässig bei ihrer Verfolgung der Verantwortlichen für die Judenvernichtung. Um 1960 gründet der Mossad eine eigene Abteilung, um Nationalsozialisten aufzuspüren.

Auf deren Liste stehen Martin Bormann, Hitlers Stellvertreter, Josef Mengele, der brutalste aller KZ-Ärzte, sowie etliche weitere Massenmörder. Eichmann spürt der Mossad in Buenos Aires auf und entführt ihn in einer dramatischen Aktion nach Israel, wo er verurteilt und hingerichtet wird.

Aber trotz jahrelanger Jagd bekommt der Mossad nur einen einzigen weiteren prominenten Täter zu fassen: Herberts Cukurs, den „Schlächter von Riga", verantwortlich für die Ermordung von mindestens 30 000 lettischen Juden.

Als der israelische Agent Cukurs in São Paulo begrüßt, sieht er einen heruntergekommenen, verängstigten und daher umso gefährlicheren Mann. Als Geschäftsmann hat er versagt, sein Flugzeug ist ein Wrack, er braucht dringend Geld. Der Agent besitzt reichlich davon. Er gibt sich als österreichischer Geschäftsmann aus, auf der Suche nach einem Partner für Tourismusprojekte. Und er verwöhnt Cukurs, spendiert teure Essen und Besuche in Nachtklubs.

Der Lette bleibt misstrauisch. Stets hin- und hergerissen zwischen Angst und Gier, die am Ende siegt. Und so lässt sich Cukurs Ende Februar 1965 nach Montevideo einladen, in die Hauptstadt Uruguays, um ein Büro für die gemeinsame Firma zu suchen.

Doch als sich die Tür der vermeintlichen Firmenzentrale öffnet und Cukurs ins Dunkel tritt, sieht er sein Ende vor sich: An der Wand stehen mehrere Männer, bekleidet nur mit Unterhosen. Die Mossad-Agenten wissen, dass sie den Massenmörder nicht ohne blutigen Kampf überwältigen werden, und wollen ihre Anzüge schonen.

Und blutig wird es. Der bärenstarke Mann wehrt sich verzweifelt, er hätte beinahe den Finger eines Agenten abgebissen und einem anderen die Waffe entrissen, aber dann presst ein Israeli eine Pistole mit Schalldämpfer gegen seine Schläfe und drückt zweimal ab.

Die Agenten hinterlassen ein maschinengeschriebenes Todesurteil, in dem Cukurs besonderer Grausamkeit angeklagt wird. Unterzeichnet ist das Schreiben von „Jenen, die nie vergessen".

Der Mord ist pure Rache. Auch darum geht es bei vielen Mossad-Aktionen: Angst verbreiten. Größer scheinen, als man ist. Die Riesen beeindrucken.

DER KAMPF UM TECHNOLOGIE

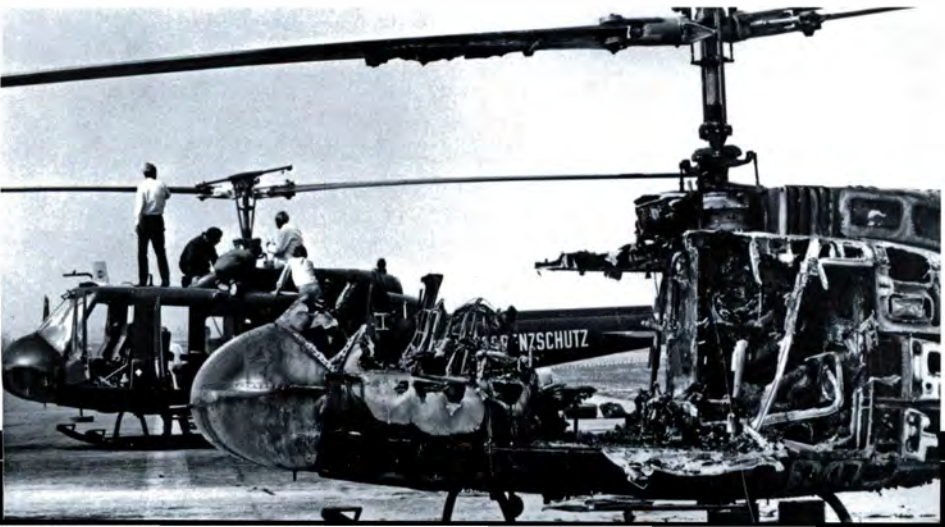
Die CIA erstellt im Jahr 1976 ein vertrauliches Dossier über die drei israelischen Geheimdienste, in das alles einfließt, was die US-Spione über ihre Kollegen wissen. Sie beschreiben die Aufteilung zwischen den Geheimdiensten: Der Mossad kümmert sich um Auslandsspionage und besondere Einsätze; der Schin Bet soll das Land vor Terrorismus, Spionage und Landesverrat schützen; und der Aman sammelt Material über feindliche Armeen.

Die Amerikaner schreiben voller Bewunderung über die „höchsten professionellen Standards", denen sich die Israelis verpflichtet fühlen. Sie erwähnen, welch großen Einfluss die Spione auf die Politik und die Wirtschaft des Landes haben, und sogar die (niedrigen) Gehälter der Spione kennen sie.

Nur ein Dienst kommt im CIA-Bericht nicht vor – weil die USA von dessen Existenz nichts wissen. Selbst in Israel kennt kaum jemand den Namen dieser Geheimorganisation: Lakam.

Dessen Aufgabe ist es, technologisches und wissenschaftliches Know-how zu beschaffen und zu schützen. Von seiner Gründung 1957 erfuhr vermutlich nicht einmal Premier Ben Gurion. Dabei ist es Lakams ursprüngliche Aufgabe, Ben Gurions verschwiegenen Traum zu erfüllen: den von der israelischen Atombombe.

Während der Olympischen Spiele 1972 in München verüben Palästinenser einen Anschlag auf das israelische Team. Zwei Athleten sterben in ihrer Unterkunft (o.), die übrigen neun bei einem missglückten Befreiungsversuch (u.). Kurz darauf beginnt der Mossad einen Rachefeldzug



Diese Geschichte voller Täuschungen beginnt bei einer Konferenz, auf der Frankreichs Regierung mit Engländern und Israelis im Herbst 1956 den Suezkrieg gegen Ägypten vereinbart. Die Ägypter haben den Suezkanal besetzt, die Europäer wollen sie vertreiben, und auch die Israelis haben größtes Interesse an der Schwächung des Nachbarn – aber vor allem nutzen sie die Gelegenheit, um für ihre Beteiligung am Krieg einen hohen Preis von den Franzosen zu fordern: einen Atomreaktor.

Nach langen Verhandlungen, die der spätere Premierminister und Friedensnobelpreisträger Schimon Peres führt, stimmt Frankreichs Regierung schließlich einem geradezu aberwitzigen Deal zu: Erstmals rückt ein Land die brisante Atomtechnologie ohne nennenswerte Auflagen und Kontrollen heraus.

Aber damit beginnt die Verschleierung erst: Die Israelis müssen die Baustelle in der Negev-Wüste abschirmen, obwohl dort mehrere Hundert französische Techniker und Konstrukteure arbeiten. Wer fragt, was dort errichtet wird, erhält die Antwort: „Textilfabriken". Erst als 1960 ein Spionageflugzeug der USA den wahren Zweck der Anlagen entdeckt, bestätigt Ben Gurion die Existenz des Reaktors, versichert aber, dass er allein zu Forschungszwecken diene.

US-Präsident John F. Kennedy verlangt regelmäßige Kontrollen durch Inspektoren, doch die sind stets im Voraus angekündigt. So bauen die Israelis neue Eingänge, falsche Wände und blinkende Kontrollpanele, die vorgeben, alles Mögliche zu steuern, aber nicht das, was tatsächlich vor sich geht: die Anreicherung von waffenfähigem Plutonium.

Noch 1969 können US-Inspektoren keinen Hinweis auf die Herstellung von Nuklearbomben feststellen, die sechs Etagen in den Boden reichende Plutoniumfabrik entdecken die Amerikaner nie.

Lakams Agenten kaufen weltweit Rohstoffe ein, sie erwerben Uran erst in Frankreich, dann in den USA und in Südafrika, aus England beziehen sie schweres Wasser zur Umwandlung des Urans in Plutonium. Sie lassen sogar für

ein paar Tage ein Schiff auf dem Mittelmeer verschwinden; niemand weiß, wo die „Scheersberg“ steckt, bis sie in einem türkischen Hafen auftaucht – erleichtert um 200 Tonnen Uranoxid.

Der bemerkenswerteste Coup aber ist vermutlich das Abzweigen mehrerer Hundert Pfund amerikanischen Urans, unter anderem der US-Marine. Was die US-Militärs nicht wissen: Die Firma, der sie das Uran zur Anreicherung übergeben, steht in Verbindung mit dem Mossad und liefert Teile des nun waffenfähigen Materials an Israel.

Doch selbst eine 15 Jahre andauernde Untersuchung der US-Regierung kann den Verdacht nur erhärten, liefert aber keinen Beweis. Die Amerikaner sind empört über die israelische Dreistigkeit.

Erst eine der größten Niederlagen des israelischen Geheimdienstes bestätigt 1986 schließlich die Existenz des Waffenprogramms. Der ehemalige Nuklear-Mitarbeiter Mordecai Vanunu hat Fotos von der unterirdischen Anlage an eine britische Zeitung verkauft.

Aber noch bevor Vanunu in London vor die Presse treten kann, greift wieder der Mossad zu. Die Agenten stellen dem einsamen, nach Anerkennung hungernden Verräter eine Liebesfalle. Die bezaubernde „Cindy“ überredet ihn wenige Tage vor der Veröffentlichung der Sensation zu einem Liebeswochenende in Rom – wo ihn Mossad-Agenten empfangen, betäuben und nach Israel bringen. In London hätte man sich die Entführung nicht getraut, aus Angst vor Margaret Thatchers Zorn, die Verletzungen der britischen Souveränität unerbittlich verfolgt.

So wird Israels bestgehütetes Geheimnis veröffentlicht – ohne den Verräter. Er taucht erst 40 Tage später wieder auf und wird schließlich zu 18 Jahren Haft verurteilt.

Die Vanunu-Affäre lenkt erneut die Aufmerksamkeit auf die Zielstrebigkeit, mit der sich Israel stets besorgt, was ihm niemand geben will. So stehlen Mitarbeiter des Mossad etwa Konstruktionspläne für den Sprengkopf der Pershing-2-Rakete. Und als Frankreichs Präsident Charles de Gaulle 1968 alle Waffenverkäufe an Israel stoppen lässt, bestechen die Israelis einen Ingenieur und erwerben mehr als 200 000 Blaupausen des französischen Kampfjets vom Typ Mirage – die Grundlage für Israels Kampfflugzeugproduktion.

Das französische Embargo betrifft auch fünf Raketenboote im Hafen von Cherbourg, die Israel bereits bezahlt hat. Also schleicht sich unter Anleitung des Mossad ein Trupp israelischer Marinesoldaten an Heiligabend des Jahres 1969 heimlich auf die Boote, steuert sie aus dem Hafen und fährt sie 3000 Kilometer weit nach Haifa, wo die Bevölkerung die Soldaten wie Kriegshelden empfängt.

Der dreisteste Coup gelingt dem Mossad zusammen mit dem Aman in Ägypten, wo die Sowjets eine hochmoderne Radarstation installiert haben. Eine Kommandoeinheit besetzt kurzerhand die Station – die Verteidiger bemerken die Israelis erst, als sie nur noch 23 Meter entfernt sind –, und dann heben Hubschrauber die in ihre Einzelteile zerlegte Station in die Luft und fliegen sie über das Rote Meer auf israelisch kontrolliertes Gebiet.

Mit einer Botschaft auf der Handfläche teilt Mordecai Vanunu 1986 der Presse mit, was ihm widerfahren ist – der Mossad hat den israelischen Kerntechniker in Rom entführt. Sein Vergehen: Er hat das geheime Atomprogramm Israels verraten

Das Motto des Mossad lautet: „Fehlt es an Führung, kommt ein Volk zu Fall, Rettung ist dort, wo viele Ratgeber sind." Man kann das Bibelzitat als Ansporn zu umfassender Informationsbeschaffung deuten. Oder als Mahnung, den Feind unerbittlich zu durchschauen.

Ein ehemaliger Mossad-Chef aber hält eine andere Maxime für passender: „Alles ist machbar." Tatsächlich?

DER KRIEG GEGEN DIE PALÄSTINENSER

25. September 1997. „Papi, Papi", ruft das kleine Mädchen und stürmt seinem Vater hinterher, der gerade ein Bürogebäude in der jordanischen Hauptstadt Amman betritt. So harmlos beginnt die wohl irrwitzigste Episode in der Geschichte des Mossad: der Tag, an dem der Dienst einen Terroristen tötet. Und ihn wieder zum Leben erweckt.

Israels Premierminister Benjamin Netanjahu hat nach einem verheerenden Selbstmordanschlag in Jerusalem beschlossen, Chalid Meschal ermorden zu lassen, ein einflussreiches Mitglied der palästinensischen Terrororganisation Hamas. Meschal, 41 Jahre alt, studierter Physiker, gebildet, skrupellos, gilt als Drahtzieher etlicher Anschläge.

Es gibt allerdings ein Problem: Meschal lebt in Amman, der jordanischen Hauptstadt, und mit Jordaniens König Hussein hat Israel kurz zuvor einen Friedensvertrag geschlossen. Ein Mossad-Einsatz könnte das Abkommen erschüttern. Also befiehlt Netanjahu eine „stille" Operation.

Der Mossad entscheidet, ein Gift einzusetzen, von dem nur wenige Tropfen auf der Haut einen quälenden Tod einleiten. Ein geheimes Labor hat es entwickelt – und dazu ein Gegengift, für den Fall, dass ein Spritzer ungewollt einen eigenen Agenten trifft.

So soll der Anschlag ablaufen: Zwei Männer nähern sich Meschal vor seinem Büro, einer öffnet eine Cola-Dose und besprüht „versehentlich" den Terroristen als Tarnung für den Giftangriff, den ein anderer Agent zeitgleich ausführt.

Doch am Morgen des 25. September fährt ausnahmsweise Meschals kleine Tochter in seinem Wagen mit. Er steigt aus, die Agenten nähern sich, da läuft die Tochter ihrem Vater rufend hinterher.

Die Agenten müssen die Aktion hinter sich bringen, ehe das Kind sie erreicht, doch da bricht auch noch der Verschlussring der Cola-Dose ab, die Ablenkung misslingt, der andere Agent sprüht dennoch, und einige Tropfen Gift treffen Meschal am Hinterkopf.

Ein vorbeikommender Hamas-Kämpfer beobachtet die Szene und rennt den flüchtenden Mossad-Agenten hinterher. Einen der Männer ringt er nieder, der andere Geheimdienstmann will helfen, aber bald werden sie von einer Menschenmenge umschlossen, bis schließlich Polizisten die drei vermeintlichen Raufbolde verhaften.

Die Agenten geben sich als Kanadier aus, doch diese Tarnung fliegt bald auf. Vier andere an der Aktion beteiligte Mossad-Männer flüchten in die israelische Botschaft.

Sofort wird Netanjahu über das Fiasko informiert. Er bricht in Panik aus, so heißt es später, aus Angst vor den Folgen des Desasters.

Als er sich fängt, beordert er umgehend den Mossad-Chef nach Amman, um Jordaniens König die Wahrheit über den Anschlag offenzulegen. Hussein ist außer sich vor Wut, akzeptiert aber das Gegengift, um den Hamas-Führer zu retten. Sollte dieser allerdings sterben, so Hussein, endet die Kooperation mit Israel. Und die Mossad-Agenten kommen vor ein Kriegsgericht.

Doch was wie eine schnelle Lösung aussieht, ist erst der Anfang vom Chaos. Denn der behandelnde jordanische Arzt weigert sich, das Gegengift zu verabreichen: Es könnte ja eine Todesspritze sein. Er verlangt, dass die Israelis die Formel preisgeben – was die ablehnen. Derweil versinkt Meschal im Koma. Inzwischen hat der wütende Hussein sogar US-Präsident Bill Clinton eingeschaltet, der wiederum die Israelis unter Druck setzt.

Nach langen Beratungen beugt sich Netanjahu schließlich und gibt die Formel des Gegengiftes heraus. Die Ärzte setzen die Spritze, und Meschals Zustand verbessert sich schlagartig. Er öffnet die Augen und beginnt wieder selbstständig zu atmen.

Doch was tun mit den Mossad-Agenten in Amman? Erneut langwierige Verhandlungen. Am Ende sieht sich Israel gezwungen, den Gründer der Hamas, Scheich Ahmed Jassin, im Austausch freizulassen. Die Beziehungen zu Jordanien sind auf lange Zeit angespannt, Meschal wird zum Helden und später einer der Führer der Hamas.

Was bewirken Morde an Terroristen? Schrecken sie ab? Oder lösen sie bloß Racheaktionen aus? Vor allem aber: Sind sie ein legitimes Mittel für einen demokratischen Staat?

Israel kämpft mit diesen Fragen seit dem Triumph des Sechstagekrieges 1967 – seit jenen Tagen, als der Konflikt mit den Palästinensern in eine neue Phase der Erbitterung trat.

Der Sieg beschert Israel die Kontrolle über mehr als eine Million Palästinenser im Westjordanland und dem Gazastreifen. Nach der Unabhängigkeit 1948 waren die Palästinenser an den Rand des Nahostkonflikts gerückt, nun muss Israel ein fremdes Volk verwalten, die desolaten Landstriche entwickeln. Es durchleuchten, Anschläge verhindern, mögliche Gewalttäter identifizieren.

Die Aufgabe fällt dem Schin Bet zu, dem Inlandsgeheimdienst. Doch der, gesteht später ein Agent, ist nicht darauf vorbereitet, „ein dermaßen großes Gebiet und eine solche Anzahl von Menschen zu übernehmen".

Zumindest die Überwachung gelingt ausgezeichnet. Zwar kündigt schon zwölf Tage nach Ende des Krieges die Fatah, die größte Fraktion der PLO, die Fortsetzung ihres Widerstands an, aber innerhalb kürzester Zeit sind die Aufständischen unter Kontrolle.

Weil sie stümperhaft agieren: So nehmen die Israelis an einem einzigen toten Briefkasten der Fatah mehr als 40 Leute fest; und eine andere Gruppe von Rebellen trägt die gleichen auffälligen Schuhe mit Kreppsohlen, die sie verraten. Aber vor allem, weil der Schin Bet ohne Rücksicht agiert: Er durchsucht wahllos Passanten und Häuser. Er

1991 rettet der Mossad binnen 36 Stunden fast 15 000 äthiopische Juden über eine Luftbrücke aus ihrem vom Bürgerkrieg zerrissenen Heimatland. Bei manchen der Flüge drängen sich mehr als 1000 Menschen in einer Maschine

reißt Häuser ein für ein freies Schussfeld. Er verhaftet Männer in immer größerer Zahl, bald sitzen 2000 im Gefängnis, meist ohne Anklage oder Prozess. Das unterdrückt die Rebellion 20 Jahre lang, bis sie sich in der Intifada 1987 entlädt.

Doch zunächst zieht der Widerstand ins Ausland, versetzt dort mit Anschlägen die Israelis und die Welt in Angst.

Am 22. Juli 1968 entführen Palästinenser erstmals ein Flugzeug, eine Maschine der israelischen Fluggesellschaft El Al auf dem Weg von Rom nach Tel Aviv. Es folgt die Ermordung eines El-Al-Technikers in Athen, dann kommt es zu einem Blutbad auf dem Flughafen von Tel Aviv mit 26 Toten, zu weiteren Flugzeugentführungen, zu Angriffen auf israelische Diplomaten.

Und schließlich sterben beim Attentat der PLO-nahen Gruppe „Schwarzer September" im Olympischen Dorf von München elf israelische Sportler.

Ein Desaster für den Mossad, der die Bedrohung nicht vorausgesehen hat. Und ein weiterer Akt im Gespensterkrieg zwischen Israel und der PLO. Ein Krieg nach alttestamentarischer Maxime – Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Premierministerin Golda Meir ruft die „aktive Selbstverteidigung" aus, nach der jede Attacke der PLO mit Luft- und Bodenangriffen gegen palästinensische Ziele beantwortet wird. Und sie ordnet die gezielte Liquidierung der Mitglieder des Schwarzen September und anderer Terrororganisationen an.

Wie? „Mit allen Mitteln. Versteckte Sprengsätze, Kugeln, Autobomben – alles, was man so kennt." So beschreibt es später einer der Verantwortlichen für die Jagd. Innerhalb von zehn Monaten nach Olympia kommen mindestens neun Menschen ums Leben, die Israel mit Terror in Verbindung bringt.

Den Auftrag für die Morde erhält eine eigens gegründete Sondereinheit,

die später als *kidon* (hebr. „Bajonett") bekannt wird. Die Spezialitäten der Elitetruppe: Sabotage, Entführung und Mord.

Als Erster stirbt Abdel Wail Zwaitar, den die Israelis für ein Mitglied des Schwarzen September halten. Von mehr als einem Dutzend Kugeln durchlöchert, wird er in seiner Wohnung in Rom gefunden. Einen anderen zerfetzt eine in seinem Telefon versteckte Sprengladung. 1979 gelingt es, den Organisator des München-Attentats zu treffen: In Beirut explodiert eine Bombe neben Ali Hassan Salamehs Auto. Mit ihm sterben seine Bodyguards und vier Passanten, darunter eine deutsche Nonne.

Bis heute muss der Premierminister jeden Mordanschlag des Mossad persönlich absegnen, nachdem er sich mit einigen Ministern beraten hat. Die Beteiligten streiten oft energisch um Zweck und Nutzen von Anschlägen, es sind hitzige und zugleich kalte Diskussionen.

Bis in die 1980er Jahre versucht Israel vornehmlich Führungsspitzen zu ermorden, etwa den PLO-Chef Arafat; seither konzentrieren sich die Kommandos auf die Köpfe kleinerer Guerillagruppen, die sich ohne Anführer schnell auflösen.

Seit Langem gibt es eine Art stillschweigende Übereinkunft mit den arabischen Nachbarländern, die jeweiligen Staats- und Regierungschefs nicht anzugreifen. Jede Seite fürchtet die unkontrollierbare Eskalation.

Insgesamt, so wird vermutet, hat der Mossad im Laufe der Zeit mehrere Dutzend Menschen liquidiert. Wird auch die moralische Rechtfertigung der Anschläge erwogen? „Wenn es um Terror geht, gibt es keine Moral. Wo ist die Moral bei einem Terroristen?", fragt ein ehemaliger Geheimdienst-Chef.

Die auffälligen Aktionen machen allerdings nur einen Bruchteil der Arbeit des Mossad aus. Die meiste Energie verbraucht die Büroarbeit: das Auswerten von Informationen aus unzähligen Quellen, um die Nachbarländer und deren militärisches Potenzial so gut wie möglich einzuschätzen. Ein Geduldsspiel. Denn nicht am nächsten Mord wird der Mossad gemessen, sondern daran, wie präzise er Bedrohungen erkennt und vorhersagt.

Wie er sich organisiert für diese Aufgabe? Es gibt Organigramme der israelischen Geheimdienste, aber kein Außenstehender weiß, ob sie je akkurat waren. Wie die Entscheidungen fallen, wer die Mächtigen sind, das bleibt im Dunkeln.

Kontrolliert die Politik den Mossad? Formell ja. Der Premierminister beaufsichtigt die Geheimdienste. Doch die Gesetze für den Mossad sind vage, ihm ist alles erlaubt, was nicht ausdrücklich verboten ist, das lässt viel Spielraum. So besitzt der Dienst umfassende Rechte, er darf etwa abhören und ausspähen, sogar israelische Minister.

Umgekehrt kontrolliert der Mossad auch die Politik. Weil er ihr Informationen liefert. Immer wieder heißt es in der langen Geschichte des Dienstes, die Agenten nutzten die Politiker für ihre eigenen Ziele. Oder bräuchten sie, um eigene Skandale zu vertuschen.

Denn je länger der Gespensterkrieg mit den Palästinensern dauert, umso stärker wird der Mythos ramponiert. Seit den 1980er Jahren häufen sich die Skandale. Agenten werden des kaltblütigen Mordes auch ohne höchsten Befehl beschuldigt. Eine Regierungskommission kommt zum Urteil, dass der Schin Bet systematisch Palästinenser gefoltert und die israelischen Gerichte darüber belogen hat. Einige Mossad-Agenten fliegen im Ausland auf. Und im Dienst macht sich Unzufriedenheit breit.

Es wird offenbar: Das Problem, wie eine Demokratie, die auf Offenheit beruht, Geheimdienste bändigt, die das Verborgene suchen – dieses Problem aller freiheitlichen Staaten hat auch Israel nicht gelöst. Nur verdrängt.

So verblasst das goldene Image aus den frühen Jahren. 1982 versinkt Israel im Libanonkrieg, und auf die Intifada von 1987 reagieren die Geheimdienste mit Hilflosigkeit und Gewalt.

Kaum etwas schadet Israel so sehr wie die eigene Besatzungspolitik. Wandelt sich der David zum Goliath, verliert er die Sympathien. Der Gespensterkrieg erreicht die nächste Phase. Und Isser Beeris Schatten wird immer länger.

Aber wenigstens erlaubt ein anderer Krieg noch einmal einen großen Sieg.

DIE RETTUNG DER ÄTHIOPISCHEN JUDEN

Vom Tag seiner Gründung an hat der israelische Geheimdienst auch den Auftrag, Juden in aller Welt zu schützen. Und zu retten. Anfangs kümmert sich noch eine eigene Organisation darum, Alija B, und organisiert einige der größten Rettungsaktionen der Geschichte: In den späten 1940er Jahren fliegen deren Agenten fast 50 000 Juden aus dem Jemen aus, später 150 000 aus dem Irak. Eine der Nachfolgeorganisationen von Alija B kauft für 2000 US-Dollar pro Kopf rund 200 000 Juden aus Rumänien frei. Der Mossad holt bis 1962 rund 100 000 Menschen aus Marokko.

Israel schultert seit der Staatsgründung die Aufgabe, allen Juden weltweit Zuflucht zu bieten – die Last der langen Geschichte eines zerstreuten Volkes. Daher erhalten alle Juden Bürgerrechte in Israel, sobald sie dessen Boden betreten. Das Land kann so seine Bevölkerungszahl rasch vergrößern.

Die Rettung von rund 30 000 Juden aus dem von Bürgerkrieg und Hungersnöten geplagten Äthiopien gelingt jedoch erst spät – unter anderem deshalb, weil diese Menschen, die seit Jahrhunderten den Regeln der Tora folgen, erst 1973 von einem der obersten Rabbis als Juden anerkannt werden. 1977 gibt Premierminister Menachem Begin dem Mossad-Chef einen knappen Befehl: „Bring mir die Juden Äthiopiens!"

Es wird eine epische Rettung, die sich über anderthalb Jahrzehnte erstreckt. Erst liefern die Israelis dem äthiopischen Diktator Mengistu Waffen im Tausch gegen Auswanderer, aber Außenminister Mosche Dajan verplappert sich, und Mengistu stoppt die Ausreise.

Der Handel der beiden Länder ist politisch heikel, denn der sozialistische Diktator ist mit der Sowjetunion verbündet, während die Israel nahestehenden USA seinen Gegner in Somalia unterstützen. Israelische Agenten fordern die

äthiopischen Juden daher auf, in das Nachbarland Sudan zu fliehen, wo sie zunächst in Flüchtlingslagern leben. Einige Hundert Menschen werden von dort aus über Kenia ausgeflogen, aber auch dieser Weg versandet.

Schließlich hat der Mossad eine wundersame Idee: Er richtet im Sudan ein Urlauberhotel ein. Eine Tarngesellschaft mietet von der sudanesischen Regierung das Tauchresort „Arous" am Roten Meer und beginnt, es professionell zu führen. Die Angestellten: hauptsächlich Mossad-Agenten. Aber das wissen die Gäste nicht – jene europäischen Urlauber und sudanesischen Beamten, die der Hitze der Hauptstadt Khartum zu entfliehen suchen. Das Hotel ist gut gebucht, der Mossad könnte damit sein Budget aufstocken.

Aber nachts kommen andere Gäste. Im Schutz der Dunkelheit brechen die Agenten mit Lastwagen auf zu Flüchtlingslagern nahe Khartum, um die Äthiopier zu holen: abgemagerte Gestalten, die Hunderte von Kilometern durch unwirtliches Gebiet gewandert sind in der Hoffnung auf diese Chance.

Anfangs weigern sie sich, auf die Lastwagen zu steigen. Sie sind noch nie zuvor auf Weiße getroffen und glauben nicht, dass die Agenten Juden sind. Erst als die Retter jüdische Gebete sprechen, fassen die schwarzen Juden Vertrauen.

Von der Küste fahren Mossad-Agenten die Menschen in Rettungsbooten zu Marineschiffen, die sie übers Rote Meer nach Israel bringen. Einer erzählt später: „Die abgemagerten Flüchtlinge erinnerten einige von uns an unsere Eltern und deren Flucht nach Israel. Viele waren den Tränen nahe, als sie unsere Brüder an Bord kommen sahen."

Doch die nächtlichen Aktionen sind langwierig, und Tausende Juden stecken noch in den Lagern fest. Deshalb reparieren die Agenten eine frühere britische Flugpiste im Osten des Sudans und beginnen, die Juden auszufliegen.

Als die ersten Äthiopier das Flugzeug sehen, rennen einige von ihnen voller Angst davon: Ein solches Ungetüm haben sie noch nie gesehen.

Doch noch immer verläuft die Rettung zu langsam, in den Flüchtlings-

Nicht immer gelingt es dem Mossad, unbemerkt zu bleiben: 2010 filmen Überwachungskameras in einem Hotel in Dubai, wie Agenten einen Anschlag auf den palästinensischen Terroristen Mahmud al-Mabhuh vorbereiten – auch wie sie als Tennisspieler getarnt die Zimmernummer des Opfers ausspähen (unten)

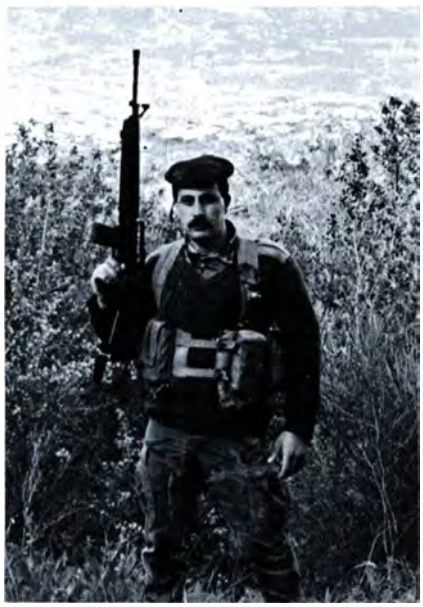
lagern sterben die Menschen schneller, als sie evakuiert werden können.

Und so helfen die USA (und viel Geld), den sudanesischen Diktator zur „Operation Moses" zu bewegen: Innerhalb von 48 Tagen werden zwischen November 1984 und Januar 1985 7000 Juden aus Khartum ausgeflogen – bis erneut ein Vertreter Israels die Aktion versehentlich öffentlich macht und der Sudan die Grenzen schließt.

Im „Arous" am Roten Meer wachen die Urlauber eines Morgens in einem Hotel ohne Angestellte auf. Alle Agenten haben das Resort verlassen. Aber sie hinterlassen Briefe, in denen sie Entschädigung in Aussicht stellen. Und in der Tat: Alle Urlauber erhalten ihr Geld zurück.

Erst 1991 können wieder Juden in größeren Gruppen Afrika verlassen. Inmitten des äthiopischen Bürgerkrieges verhandeln die Israelis mit beiden Kriegsparteien über deren Ausreise und sorgen dafür, dass zwei Tage lang am Flughafen von Addis Abeba die Waffen schweigen. Israel sendet Elitesoldaten und „alles, was fliegen konnte", so der für die Aktion zuständige General, in die äthiopische Hauptstadt, insgesamt mehr als 30 Flugzeuge, eine Armada der Hoffnung. Innerhalb von 36 Stunden werden etwa 14400 Juden ausgeflogen.

Eine Boeing der El Al nimmt 1087 Menschen an Bord, als sie in Israel landet, sind es 1088: Ein Kind ist an Bord geboren worden. Beim Anblick der Geretteten brechen selbst harte Fallschirmjäger in Tränen aus.



In Dubai mit einem Kissen erstickt: Mahmud al-Mabhuh, ein Waffenschmuggler, Funktionär der Terrororganisation Hamas und wohl Mörder zweier israelischer Soldaten

EPILOG: VIREN IM IRAN

Im Jahr 2010 legt der Computerwurm Stuxnet fast 1000 Zentrifugen lahm, die im iranischen Natanz Uran anreicherten – möglicherweise für den Bau einer Atombombe. Zuvor hatte es dort bereits Explosionen gegeben. Und etliche iranische Atomwissenschaftler kamen auf mysteriöse Weise um.

Steckt die CIA dahinter? Der Mossad?

Es wäre nicht das erste Mal, dass Israel die Atomanlagen seiner Gegner sabotiert. 1981 haben Kampfbomber einen Atomreaktor bei Bagdad kurz vor dessen Fertigstellung zerstört, 2007 einen halb fertigen Reaktor in Syrien.

Meir Dagan, der Mossad-Chef in der Zeit zwischen 2002 und 2011, setzt alles daran, die persischen Nuklear-Ambitionen zu zerstören.

Zwar verfügt der Iran heute, zwölf Jahre nach Dagans Amtsantritt, noch immer nicht über eine Atombombe, doch gehen israelische Regierungs- und Geheimdienststellen davon aus, dass allen internationalen Verhandlungen zum Trotz weiterhin vom iranischen Atomprogramm eine akute Gefahr für den jüdischen Staat ausgeht.

Müsste Jerusalem auch die Anlagen des Iran bombardieren? Es wäre die schwerste, die riskanteste Entscheidung, die eine israelische Regierung zu treffen hätte: Alle Verbündeten würden sich nach einem solchen Alleingang wohl von Israel abwenden. Andererseits: Eine einzige Bombe könnte das Land auslöschen.

Anders als früher wird der Krieg nun auch via Internet geführt. Zu Humint und Sigint treten Cyber-Spionage und Software-Attacken.

Mobiltelefone überwachen, Computer ausspähen, Überweisungen nachverfolgen: Der Mossad hat sich zur Hightech-Organisation gewandelt.

Die Elektronik macht Israel allerdings auch verwundbarer: Ein feindlicher Stuxnet könnte das Land lahmlegen. Und als ein Mossad-Kommando 2010 in Dubai einen Hamas-Führer in einem Luxushotel ermordet, kann die Öffentlichkeit nachträglich mittels Dutzender Überwachungskameras zuschauen (es sei denn, auch diese vermeintliche Panne gehörte zum Masterplan der Israelis).

Eine neue Welt. Und eine alte: Die Menschen bleiben die gleichen. Und die Kriege. Der Mythos Mossad hat gelitten und ist zugleich unzerstörbar. Denn er besteht nicht aus den berühmten Aktionen des Geheimdienstes, sondern aus den Fragen, die er aufwirft wie kaum eine andere Organisation: nach dem Bösen des Guten, nach dem Erlaubten im Krieg, dem Verbotenen im Frieden.

Fragen ohne letzte Antworten. Was auch ein letztes, abschließendes Urteil über den Mossad unmöglich macht.

Vor einigen Jahren gaben sechs ehemalige Chefs des Schin Bet erstmals vor der Kamera Auskunft über ihre Arbeit. Eine Sensation. Aber man sah keine Haudegen, keine Helden. Sondern nachdenkliche, zweifelnde Männer, zerfurcht von den Widersprüchen ihrer Arbeit, von Isser Beeris Fragen.

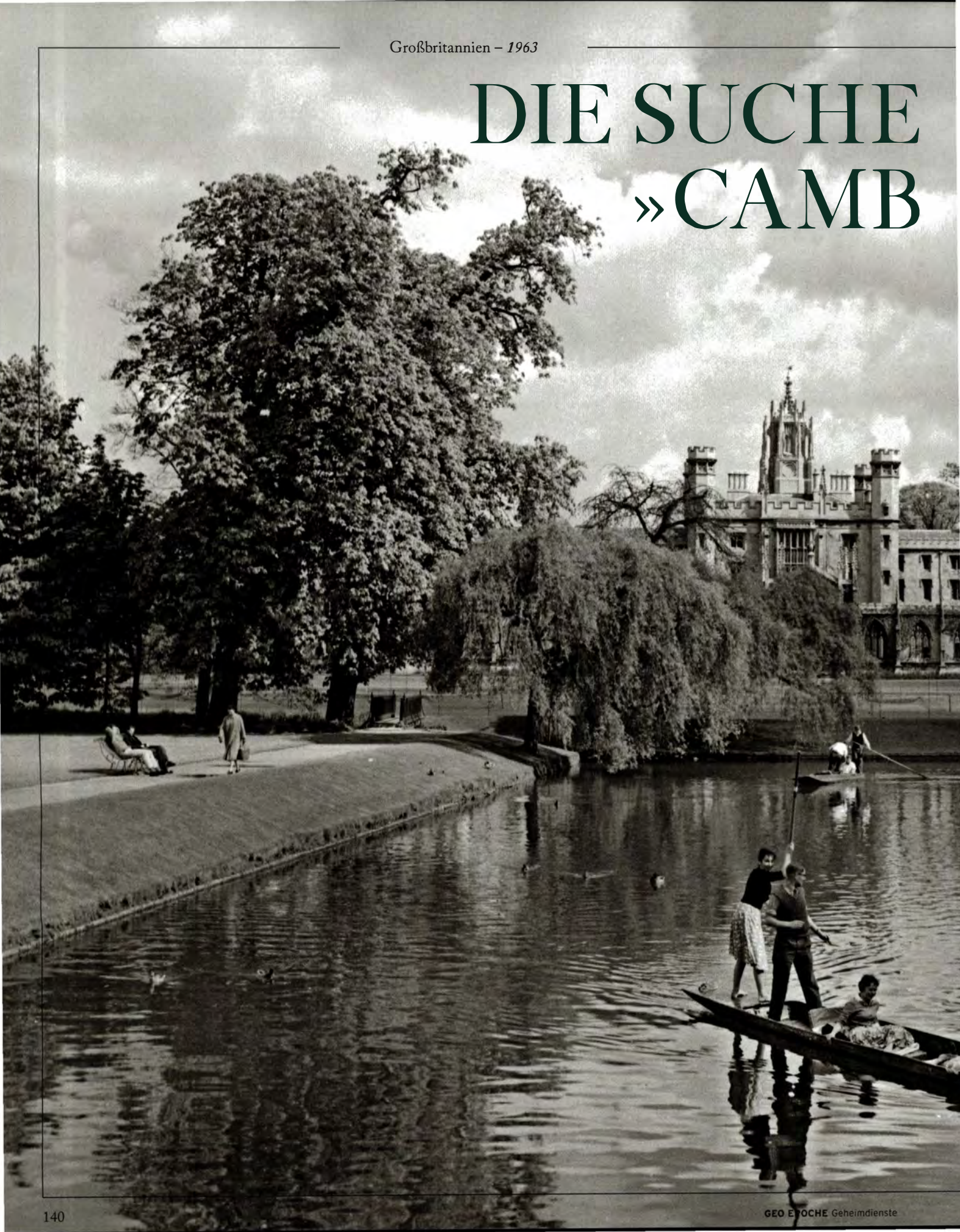
Und man sah in ihren Gesichtern die Geschichte der israelischen Geheimdienste: fünf Kriege. Viele Siege. Viel Schmutz.

Und nirgendwo Frieden. ●

Dr. Christoph Kucklick, *50, ist ab 1. Juli 2014 Chefredakteur von GEO.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Victor Ostrovsky, *„Der Mossad"*, Goldmann: kritischer Blick hinter die Kulissen. Dan Raviv, Yossi Melman, *„Spies Against Armageddon"*, Levant Books: Israels geheime Kriege, kenntnisreich und packend geschrieben.

DIE SUCHE »CAMB



NACH DEN RIDGE FIVE«

In Cambridge werden künftige Führungskräfte geformt, von denen sich in den 1930er Jahren viele für den Kommunismus begeistern: für Moskau ideale Kandidaten, um die britische Upperclass zu unterwandern (Kahnfahrt auf dem Cam)

Als ein Überläufer des KGB dem britischen Inlandsgeheimdienst offenbart, dass die Sowjetunion bereits Jahrzehnte zuvor fünf ehemalige Studenten der Eliteuniversität Cambridge als Agenten rekrutiert habe, beginnt 1963 eine wahnhafte Jagd auf vermeintliche Verräter im Machtapparat des Vereinigten Königreichs. Selbst der Premierminister wird schließlich der Spionage für Moskau verdächtigt

Von CAY RADEMACHER

Im März 1963 geht in einem britischen Hafen ein 36 Jahre alter Mann mit schwarzen Haaren und markanten Augenbrauen von Bord eines Oceanliners.

Niemand beachtet ihn – bis auf vielleicht zwei oder drei unauffällige Gestalten, die ihn vermutlich zu einem unauffälligen Auto geleiten. Dieser Wagen parkt nach längerer Fahrt schließlich vor einem unauffälligen Haus, irgendwo in London. Der dunkelhaarige Mann trägt einen Reisepass auf den Namen „John Stone" bei sich. Außer seinen Begleitern wissen wohl kaum ein Dutzend Menschen im Vereinigten Königreich, dass diese Identität falsch ist. Tatsächlich heißt der Neuankömmling Anatolij Golizyn, geboren 1926 im ukrainischen Pyrjatyn. Er ist ehemaliger Major des KGB.

Die Männer, die ihn in einem *safe house* verstecken, sind Offiziere des MI5, des Inlandsgeheimdienstes Ihrer Majestät. Denn Golizyn ist ein Überläufer.

Der KGB-Agent hat keine Baupläne in den Westen geschmuggelt, keine Fotos, keine Waffen. Er kommt mit leeren Händen – aber, so die Hoffnung der westlichen Geheimdienste, mit randvollem Gedächtnis, in dem Geheimnisse, Tarnnamen, Gerüchte, Verschwörungen gespeichert sind.

Zwei Tage vor Heiligabend 1961 ist der Major von seinem Posten in Helsinki zur US-Botschaft gegangen und hat sich Mitarbeitern der CIA anvertraut. Fast anderthalb Jahre hat er dem US-Geheimdienst fortan Informationen geliefert. Nun dürfen ihn die Briten haben. Gut vier Monate wird Golizyn bleiben, jeden Monat belohnt ihn der MI5 mit 10 000 Pfund, zehnmal so viel, wie ein junger Akademiker verdient, eingezahlt auf ein Bankkonto. Aber wer kann sagen, ob Golizyns Informationen auch nur einen Penny wert sind?

Mit zwei Enthüllungen erschreckt der Ukrainer in den folgenden Wochen seine Gastgeber – Anschuldigungen, für die er jedoch, außer seinem Wort, keinerlei Beweise liefert.

Die eine: Sowjetische Spione haben Aktionen des britischen Geheimdienstes an Moskau verraten.

Die andere: Ein KGB-Agent könnte zum nächsten Premierminister des Vereinigten Königreichs werden.

Zwei Geheimdienstler notieren nicht bloß Golizyns ungeheuerliche Geschichten, sondern saugen sie geradezu auf, machen sie zum Zentrum ihrer Tätigkeit, ja zum Lebensinhalt: James Jesus Angleton, der Leiter der Abteilung Gegenspionage der CIA. Und Peter Wright, sein britischer Freund im MI5.

Manchen Kollegen ist Golizyns Einfluss unheimlich. „Zwei Paranoiker, die Arm in Arm dem Sonnenuntergang entgegengehen", mokiert sich eine Mitarbeiterin über Golizyn und Angleton.

Doch er und Wright glauben unbeirrbar, dass Major Golizyn sie auf die Spur einer der raffiniertesten Spionageintrigen aller Zeiten gebracht hat. Dass sie, wenn sie bloß rücksichtslos genug Telefone abhören, Wohnungen aufbrechen und Verdächtige verfolgen, eine seit Jahrzehnten währende Verschwörung aufdecken werden.

Dass sie, zwei Männer gegen den KGB, die lautlose Schlacht im Kalten Krieg gewinnen werden.

Fast 13 Jahre lang werden sie wühlen, Dossiers anlegen, Intrigen planen, werden sie Minister und Geschäftsleute, Ehefrauen und Sekretärinnen, Alkoholiker und Nervenkranke verhören. Sie werden ihre Vorgesetzten verleumden.

Und versuchen, den Premierminister der Atommacht Großbritannien mit allen schmutzigen Tricks zu zerstören.

Juni 1947, 16 Jahre vor Golizyns Ankunft in London: „Die Regierung Seiner Majestät akzeptiert die Ansicht nicht, dass wir aufgehört haben, eine Großmacht zu sein", verkündet der britische Außenminister Ernest Bevin. Tatsächlich lebt die Elite der Nation einfach so weiter wie zur Zeit Queen Victorias, als noch weite Teile des Globus zum Empire gehörten.

Die Abkömmlinge zumeist nur sehr weniger Familien werden in Schulen wie Eton und Rugby, in den Universitäten Cambridge oder Oxford zu höflichen, disziplinierten, fleißigen und extrem selbstbewussten Gentlemen geformt.

Das Parkett dieser Politiker und Gouverneure, Offiziere und Spitzenbeamten sind die Flure der Ministerien im Regierungsviertel von Whitehall, sind Tennislawns, Polofelder, Yachthäfen, sind die Clubs in London, mit Messingschildern über diskreten Klingeln, mit Ledersesseln und lärmdämpfenden Türen.

Doch das Empire zerfließt diesen Männern zwischen den Fingern wie feiner Sand, weil die Untertanen in den Kolonien nach dem Zweiten Weltkrieg eigene Staaten gründen. „Ich bin fest davon überzeugt, dass die Eingeborenen Westafrikas vollkommen ungeeignet sind, sich selbst zu regieren. Man muss nur einmal versuchen, an einem heißen Nachmittag in der Hauptpost von Akkra ein paar Briefmarken für einen Schilling zu kaufen", schreibt der stellvertretende Generaldirektor des MI5 im Jahr 1950.

Zu diesem Zeitpunkt hat Großbritannien aber schon Indien verloren und

»UM VERRATEN ZU KÖNNEN, MUSS MAN ERST DAZUGEHÖREN. ICH HABE NIE DAZUGEHÖRT« *Kim Philby*

Kim Philby und seine Mitstreiter verraten ihr Land nicht aus Geldgier, sondern aus Überzeugung. Die Verachtung für das starre Klassensystem ihrer Heimat hat sie zu Kommunisten gemacht

sich schmählich aus Palästina zurückgezogen. In Britisch-Malaya und auf Zypern kämpfen in den folgenden Jahren britische Agenten gegen Untergrundgruppen, in Kenia bricht 1952 ein Aufstand los, in Britisch-Guayana im Nordosten Südamerikas wählt das Volk einen kommunistischen Politiker zum Regenten, im geschmähten Westafrika wird Ghana als erste Kolonie der Region 1957 unabhängig. Und im Jemen verteidigen Truppen bald den letzten Stützpunkt Aden gegen arabische Freischärler.

Aber nicht bloß in Übersee löst sich das Empire auf, auch im Mutterland verfällt ab 1950 eine Elite, die immerhin Napoleon und Hitler widerstand. Aufsteiger reißen Macht an sich – etwa die Führer der Gewerkschaften, die mit Streiks das Land lähmen.

In den Werften der einstigen Seemacht laufen immer weniger Schiffe vom Stapel. Auf den Bändern der Autofabriken werden schlecht verarbeitete und veraltete Wagen zusammengefügt. Die Luftfahrtindustrie, bis in die 1950er Jahre technisch führend, verliert den Wettlauf mit der US-Konkurrenz.

Die herrschende Klasse diskreditiert sich auf zuvor undenkbare Weise. So wird ein konservativer Lord, Staatssekretär für die Luftwaffe, Haschisch rauchend mit Prostituierten fotografiert. Die Boulevardpresse macht den Skandal publik. Auf die Frage eines Fernsehmoderators, warum er denn „zu Nutten" gehe, verteidigt sich der Lord: „Ich denke, dass Menschen manchmal Abwechslung möchten. Meinen Sie nicht?"

Überall Verfall, Niedergang, Dekadenz. Auch im Leconfield House in Mayfair, der Zentrale des MI5.

Drei Dienste arbeiten für das Königreich. Der „Secret Intelligence Service", auch MI6 genannt, spioniert im Ausland. Das GCHQ („Government Communications Headquarter") ist für die Entschlüsselung von Daten zuständig. Und der MI5, seit 1931 offiziell „Security Service", spürt im Mutterland und in den Kolonien Spione, Terroristen und Extremisten auf. Im unsichtbaren Krieg der Geheimdienste, im Ringen gegen den KGB und die Dienste seiner Verbündeten stellt also der MI5 die Armee, die innerhalb Großbritanniens kämpft.

Eine Armee allerdings, nicht zahlreicher als eine mittelgroße Zeitungsredaktion. Ein Direktor steht sechs Abteilungen mit 150 Offizieren vor (dagegen steuert allein der KGB in London wohl mehr als 100 Agenten, dazu stoßen die Mitarbeiter anderer Ostdienste).

Den MI5-Männern ist es verboten, jemanden zu verhaften, das ist Aufgabe der Polizei. Aber sie dürfen heimlich abhören und fotografieren, Wohnungen aufbrechen, durchsuchen, mit Wanzen

spicken; sie dürfen Informationen von Banken, Ärzten oder dem Finanzamt einholen; sie dürfen ihr Wissen an die Polizei oder auch an die Presse weitergeben.

Der Dienst untersteht dem Innenministerium, unterliegt jedoch keiner parlamentarischen Kontrolle. „Je weniger die Minister mit den komplexen nachrichtendienstlichen Angelegenheiten zu tun hatten, desto besser", notiert der stellvertretende Direktor des MI5 1950 in seinem Tagebuch. „Wenn sie eine Entscheidung fällen mussten, war es einigermaßen wahrscheinlich, dass sie falsch entschieden."

Akten über zwei Millionen „Verdächtige" sammelt der Dienst bis in die frühen 1960er Jahre. Dazu zählen sowjetische Diplomaten, aber auch Mitglieder der kommunistischen Partei, Gewerkschafter sowie Manager, die Geschäfte mit Osteuropa abschließen.

Und dazu zählen Politiker der sozialdemokratischen Labour Party.

Schon vor seinem Amtsantritt 1924 ist James Ramsay MacDonald, der erste Labour-Premier der britischen Geschichte, ins Visier der Agenten geraten, weil er im Ersten Weltkrieg „aufrührerische Reden" gehalten habe. Seither gilt Labour, zumindest deren linker Flügel, im Leconfield House als Feind, der heimlich überwacht werden muss.

Allerdings kann der Dienst in den 1950er und frühen 1960er Jahren nur einen Bruchteil seiner Energien gegen Labour richten. Denn ein demütigender Skandal zerrüttet den MI5.

Die Affäre reicht bis in eine Epoche zurück, in der das Empire schon einmal gewankt hat: nach dem New Yorker Börsencrash vom Oktober 1929. Damals gleitet die Weltwirtschaft in eine zuvor für unmöglich gehaltene Krise. Für Großbritannien, das Reich der Händler, eine Katastrophe: Im Frühjahr 1931 ist jeder Vierte ohne Stelle.

1931 muss die Regierung den sogenannten Goldstandard aufgeben: Das britische Pfund, Symbol des Weltreiches wie der Buckingham Palace, ist nicht länger an das Gold gekoppelt, sondern wird von den Kräften des Marktes in Wechselkursen gegenüber anderen Währungen auf- und abgewertet wie jedes andere Geld auch.

In den Augen unzähliger junger, bürgerlicher Studenten, die in den 1930er Jahren die Eliteuniversitäten besuchen, hat sich das kapitalistische System diskreditiert. Es ist allerdings vermutlich bloß ein Zufall, dass sich gerade an der Universität von Cambridge viele Studenten zusammentun, die im Sozialismus nach sowjetischem Muster die einzige Rettung aus sozialer Ungerechtigkeit und überkommener britischer Klassengesellschaft sehen.

Sie treffen sich, ganz offiziell, in der Cambridge University Socialist Society. Wenn es je ein ideales Reservoir für die Rekrutierung von Informanten durch sowjetische Geheimagenten gegeben hat, dann dieses: überzeugte linke Hochschulabsolventen, die jedoch, dank Herkunft und Universitätsbildung, keine Außenseiter der Gesellschaft sind, sondern zur künftigen Elite gehören.

Der Historiker Guy Burgess gibt sich äußerlich als Sympathisant des NS-Regimes, doch auch er spioniert für die Sowjetunion: Als Mitarbeiter des Außenministeriums gibt er Hunderte »Top secret«-Akten weiter

1934 gelingt es einem Sowjetagenten, den ehemaligen Schatzmeister der CUSS zu werben: Harold Adrian Russell Philby, von aller Welt bloß „Kim" gerufen. Er stammt, so schreibt der Agent, „aus einer sonderbaren Familie. Sein Vater ist ein ehrgeiziger Tyrann und wollte aus seinem Sohn einen bedeutenden Mann machen. Er hat alle seine Bedürf-

nisse unterdrückt. Deshalb ist Philby eine sehr schüchterne und unentschlossene Persönlichkeit".

Doch dieser „schüchterne und unentschlossene" Mann wandelt sich zum raffinierten, zynischen, rücksichtslosen Handlanger Moskaus (als seine Frau Aileen, mit der er fünf Kinder hat, Jahre später Verdacht schöpft, treibt er sie – laut Aussage ihres Psychiaters – in den Alkoholismus und damit in den Tod).

Philby, der im Vorjahr am Trinity College von Cambridge seinen Abschluss gemacht hat, empfiehlt weitere Gesinnungsgenossen als Spione: Donald Maclean (den Sohn eines ehemaligen liberalen Ministers) und Guy Burgess. Der vermittelt einige Jahre später den Kunsthistoriker Anthony Blunt und dieser den Sprachwissenschaftler John Cairncross. Alle sind Cambridge-Absolventen.

Keinen von ihnen treibt Geldgier, sondern alle die politische Überzeugung zum Verrat an ihrem Land: eine Ideologie, rein und unbeirrbar, weil sie aus dem Idealismus gespeist ist, nicht aus Erfahrung – Philby und die anderen vier der „Cambridge Five" haben nie in einer Fabrik gearbeitet, haben den sowjetischen Alltag unter Stalin nicht erlebt.

Die fünf jungen Männer sind Produkte der britischen Klassengesellschaft, und sie nutzen deren Schwäche genial aus. Da sie gute Abschlüsse vorweisen können und sich die Elite des Empire vor allem aus zwei Universitäten rekrutiert, gelingt allen fünf eine Karriere an Schaltstellen, von denen aus sie dem KGB wertvolle Informationen zusenden können.

Blunt arbeitet zunächst im MI5, entscheidet sich jedoch später für eine akademische Laufbahn als Kunsthistoriker, außerdem betreut er unter anderem die königliche Sammlung.

Cairncross sitzt im Schatzamt und hat dort Einsicht in das Verteidigungsbudget. Maclean und Burgess bekleiden hohe Posten im Außenministerium.

Und Philby, der Cleverste von allen, ist 1949 schließlich Verbindungsoffizier des MI6 bei der CIA in Washington – so kann er Informationen über Aktionen *sowohl* des britischen als auch des amerikanischen Dienstes nach Moskau weiterleiten.

Dass Mitglieder einer sozialistischen Studentengruppe so weit aufsteigen können, erklärt sich durch den Personalmangel des MI5 in den 1930er Jahren. Die Zentrale hat weder Geld noch Kapazitäten, um radikale Organisationen der Universitäten zu überwachen. Zudem gibt es in vielen Ministerien nicht einmal einen Sicherheitsbeauftragten.

Etwa 20 000 Seiten Geheimdokumente und Agentenberichte liefern die Cambridge Five zwischen 1935 und 1951 – so wird es ein KGB-Offizier später schätzen.

Maclean, Burgess und Cairncross schicken regelmäßig Kopien von Geheimunterlagen und Informationen nach Moskau. Blunt stellt auch als Kunstexperte seine Tätigkeit für den sowjetischen Geheimdienst nicht vollständig ein.

Philby meldet unter anderem, welche Sowjetagenten im Westen enttarnt zu werden drohen, sodass sie vorher abgezogen werden können. Und als zwischen 1950 und 1952 albanische Exilanten – von CIA und MI6 trainiert und ausgerüstet – als antikommunistische Kämpfer ins sozialistische Albanien eingeschleust werden, hat Philby den Plan bereits rechtzeitig weitergegeben, sodass die Ankömmlinge gefasst werden. Durch den Verrat werden wahrscheinlich Dutzende Exilalbaner in den Tod geschickt.

In London jedoch schöpft trotz einer schier endlosen Serie blutiger Desaster niemand Verdacht – auch das eine Konsequenz des unerschütterlichen Systems: Wer einmal zur Upperclass zählt, ist über jeden Zweifel erhaben.

Besonders viele linke Studenten sammeln sich am Trinity College der Universität Cambridge. Unten ein Lesesaal, in dem auch Philby und Burgess studierten

Es sind US-Experten, die 1951 endlich ein sowjetisches Geheimtelegramm von 1944 dechiffrieren können und so einen Agenten der Cambridge Five enttarnen.

Zu jener Zeit arbeiten Spezialisten des FBI und mehrerer Geheimdienste schon seit Jahren an der Entschlüsselung kodierter sowjetischer Telegramme. In einer streng geheimen Aktion gelingt es nach und nach, fast 3000 abgefangene Schriftstücke ganz oder teilweise zu dechiffrieren. Als das Material Hinweise darauf gibt, dass es in einer britischen Botschaft in den USA einen Verräter geben muss, weihen die US-Kryptoanalytiker Londons Geheimdienstler in das Programm ein.

Einer der Briten, die davon erfahren, ist Kim Philby.

Die Telegrammentschlüsselung von 1951 führt auf die Spur von Maclean und Burgess. Als die Aufdeckung Macleans bevorsteht, kann Philby, noch unverdächtigt, den KGB rechtzeitig warnen. Der MI5 observiert Maclean zwar bereits, allerdings so lückenhaft, dass er sich zusammen mit Burgess (der ihn auf Befehl Moskaus begleiten soll) in die UdSSR absetzen kann: Beide besteigen am 25. Mai 1951 um Mitternacht einen Ausflugsdampfer von Southampton nach Frankreich, gelangen über Paris

nach Zürich und fliegen von dort nach Prag weiter.

Nach dieser Flucht erst geraten weitere mögliche Agenten Moskaus ins Visier. In der Wohnung von Burgess etwa finden sich Notizen, die Cairncross belasten. Der streitet ab, von Burgess' Spionagetätigkeit gewusst zu haben, dennoch wird er zum Rücktritt aus dem Finanzministerium gedrängt. Blunt, als renommierter Kunsthistoriker in der Gunst des Königshauses stehend, wird zwar als ehemaliger Mitbewohner von Burgess ebenfalls verhört, aber nicht angeklagt, da er nichts gesteht.

Und Philby? Den halten viele im MI6 noch immer für einen ihrer besten Agenten. Erst auf Druck von CIA und FBI, die ihn als Sowjetagenten und „dritten Mann" verdächtigen, das allerdings nicht beweisen können, wird er aus Washington abberufen – und mit einer geringen Abfindung aus dem MI6 entlassen. Schon im Sommer 1956 aber wird er wieder in den Dienst aufgenommen, der ihn, als Journalist getarnt, nach Beirut schickt, offiziell noch immer unbelastet.

Längst aber frisst sich der Zweifel ins Leconfield House des MI5. Zwei Geheimnisträger haben jahrelang vertrauliche Informationen an den Feind verraten, das ist sicher: Maclean und Burgess.

Die dechiffrierten Sowjettelegramme nennen aber weitere Tarnnamen. „Homer", das wissen Briten und Amerikaner, ist Maclean, und „Hicks" ist Burgess, davon sind sie inzwischen überzeugt.

Aber ist Philby wirklich „Johnson"?

Die Geheimdienste können es nicht sicher zuordnen. Und verbergen sich hinter anderen Namen vielleicht Blunt und Cairncross? Die leugnen jedoch alles, und eindeutige Beweise gibt es nicht.

Wer zum Beispiel tarnt sich mit „Elli", wer ist „David", wer „Rosa"?

Noch 1962, elf Jahre nach der Flucht von Maclean und Burgess, 28 Jahre nach Anwerbung von Philby, weiß niemand im Leconfield House, wie viele Agenten der KGB in Großbritanniens Elite eingeschleust hat. Ob sie alle schon enttarnt oder zumindest verdächtigt worden sind. Oder ob sich nicht doch noch ein Spion irgendwo unentdeckt in höchster Position verbirgt.

Das Leconfield House ist ein Aquarium, die Offiziere sind Fische. Nur selten erleben einige von ihnen im Commonwealth (wo der MI5 auch zuständig ist) Abenteuer – die meisten leiten von ihren Büros aus mehrere Agenten. Sie vereinbaren Treffen mit Informanten, etwa Sekretärinnen in osteuropäischen Botschaften, stellen Fragen, geben Aufträge, verteilen Pfundnoten. Viele Mitarbeiter heiraten Kolleginnen oder Sekretärinnen, sodass selbst das Familienleben noch zum MI5 gehört.

»ES HAT MIR GROSSES VERGNÜGEN BEREITET, DEN NAMEN JEDES MI5-AGENTEN AN DIE RUSSEN ZU VERRATEN« *Anthony Blunt*

Seit 1956 leitet Roger Hollis den Dienst – ein Mann, der bei seinen Untergebenen nicht beliebt ist. Denn Hollis ist ungesellig und hat den Job beim MI5 vor zwei Jahrzehnten über einen Bekannten aus seinem Tennisclub bekommen. Nun ist er, aus Beharrlichkeit eher denn durch intellektuelle Qualitäten, bis ins Chefbüro gelangt.

Hollis hat im MI5 und in der Regierung so gut wie keine Verbündeten: Als „Nichtssagend" schmäht ihn ein konservativer Premierminister. Und seine Untergebenen kennen ihn kaum, ein Mitarbeiter fragt ihn im Fahrstuhl nach seinem Namen.

In dieser Welt des Geheimen behauptet sich noch ein anderer Außenseiter: Peter Wright. Dessen Vater hat als Ingenieur im Ersten Weltkrieg für den MI6 deutsche Funkübertragungen belauscht, doch in der Wirtschaftskrise 1931 seinen Job verloren und dann mit dem Trinken begonnen.

Der Sohn hat vom Vater die Begeisterung für Technik geerbt. Nach mehreren Jahren als unbezahlter Berater

In London freundet sich 1943 der spätere Chef der CIA-Gegenspionage James Jesus Angleton mit Kim Philby an. Dass er dabei auf einen Doppelagenten hereinfällt, wird für ihn zum Lebenstrauma

des MI5 bekommt Peter dort als *scientific officer* eine Festanstellung und ermöglicht die Produktion der ersten Abhörwanze des Dienstes.

Im Januar 1964 wird Wright Unterabteilungsleiter der Spionageabwehr. Er ist 47 Jahre alt. Er hat nie Informanten im Inland befragt, nie ein Verhör geleitet. Er gilt manchen als selbstherrlicher sozialer Krüppel – „an ignorant shit and quite impossible to work for", wird ein ehemaliger Mitarbeiter später sagen. Aber er hat einen mächtigen Freund.

Wright hat in den 1950er Jahren James Jesus Angleton kennengelernt. Der Amerikaner ist ein Bewunderer englischer Lebensart, ein erfahrener Geheimdienstler – und ein Besessener. Angleton ist in Großbritannien zur Schule gegangen, später besuchte er die Yale University. Kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs wurde er nach Italien versetzt, um dort Agenten zu führen. Seine Männer nannten den kettenrauchenden, hageren Kerl bloß „den Kadaver".

1949 trifft ein Freund von Angleton als britischer Verbindungsoffizier in Washington ein: Kim Philby, den er bereits während des Krieges in London kennenlernte. Die beiden verstehen sich ausgezeichnet, verabreden sich regelmäßig zum Lunch, innerhalb weniger Monate mehr als zwei Dutzend Mal.

1954 wird Angleton zum ersten Chef der neu gegründeten Abteilung Gegenspionage in der CIA. Da ist er 37 Jahre alt – und nimmt sich vor, das unsichtbare Netz Moskaus zu zerreißen.

Der renommierte Kunsthistoriker Anthony Blunt, ein entfernter Verwandter von Königin Elisabeth II., betreut deren Gemäldesammlung

Kim Philby wird acht Jahre später, 1962, nicht durch einen der Spezialisten des MI5 endgültig demaskiert, sondern durch eine empörte Managerin des Kaufhauses Marks & Spencer: Philby hatte wohl versucht, sie in den 1930er Jahren als Sowjetagentin anzuwerben. Sie lehnte ab und schwieg über den Vorfall. Doch seit Philby als Journalist in Beirut lebt, ist er zu einer öffentlichen Figur geworden. Er schreibt Artikel für den „Observer" und den „Economist", scharfe antiisraelische Beiträge. Die Managerin, eine Jüdin, ist darüber so empört, dass sie sich einem früheren MI5-Mitarbeiter offenbart und Philby als Agenten anzeigt.

Im Januar 1963 wird ein Offizier zu dem KGB-Spion nach Beirut geschickt, der – so Philby – sehr verständnisvoll ist: „Daher kann ich dir mein Wort geben, dass du volle Straffreiheit erhalten wirst; man wird dich begnadigen – aber nur, wenn du es selbst erzählst. Wir brauchen deine Mitarbeit, deine Hilfe."

Philby gesteht lediglich seine frühe Spionagetätigkeit ein, besteigt kurz darauf einen sowjetischen Frachter und setzt sich nach Moskau ab.

Als Major Anatolij Golizyn 1963 vom MI5 befragt wird, wissen weder führende Politiker noch die britische Öffentlichkeit von den Sowjetspionen in hohen Positionen: Denn für Hollis und seine Mitarbeiter ist der Verrat so vernichtend, dass sie alles vertuschen. Doch wuchern im Leconfield House Misstrauen und Selbstzweifel, Klassendünkel und Ehrgeiz, Rachsucht und Wahn.

Wright, der zum Team gehört, das Golizyn befragt, erkennt zwar, dass dessen Informationen „quälend unpräzise" sind. Aber vielleicht befeuert gerade das seinen Ehrgeiz. Denn der KGB-Major beschreibt, wie seine einstigen Kollegen einen „Ring der Fünf" als Spione ins britische Establishment eingeschleust hätten.

Golizyn hat zwar nie auch nur eine Akte zu den Topagenten in der Hand gehabt, denn selbst innerhalb des KGB waren diese Informanten so wichtig, dass nur wenige Mitarbeiter Details kannten. Aber er ist der Erste, der dem MI5 die Zahl der Verräter nennt: fünf. Und der Erste, der bestätigt, dass alle einst an derselben Universität studiert haben.

Nur: Seine Befrager verstehen ihn so, dass die fünf Verräter alle zur *gleichen* Zeit in Cambridge studiert haben. Das trifft auf Philby, Maclean und Burgess auch zu – nicht aber auf Blunt, der etwas früher, und Cairncross, der etwas später als Philby und die anderen dort seinen Abschluss machte.

Also: Sind die Cambridge Five nun alle enttarnt oder nicht? Fehlen nicht doch vielleicht noch Nummer vier und Nummer fünf? Schließlich gibt es da diese alten dechiffrierten Telegramme mit den Tarnnamen Elli, David, Rosa ...

Präziser ist der Überläufer mit einer anderen Geschichte: Hugh Gaitskell, der Führer von Labour, sei ein Opfer der

Der Diplomat Donald Maclean (r.) in der britischen Botschaft in Washington. Kurz darauf wird er durch die Entschlüsselung eines sowjetischen Telegramms enttarnt

„Abteilung 13" geworden, eines Killerkommandos des KGB.

Tatsächlich ist Gaitskell Anfang 1963 einen plötzlichen, rätselhaften Tod gestorben. Aber warum sollte der KGB Großbritanniens Oppositionsführer umbringen?

Golizyns Antwort: Moskau habe den Mord angeordnet, um so den Weg zur nächsten Premierministerwahl 1964 freizuräumen für Gaitskells Rivalen.

Für Harold Wilson.

Wilson gilt als sehr bedächtig – und ein wenig langweilig. Bekannt geworden in der britischen Politik ist er 1947, als Handelsminister. Damals hatte er mit Josef Stalin einen spektakulären Deal abgeschlossen: Großbritannien lieferte für fast 300 000 Pfund mehr als 50 hochmoderne Rolls-Royce-Kampfjettriebwerke an die UdSSR. Im beginnenden Kalten Krieg war das eine Provokation des amerikanischen Verbündeten, der eigenen Armee – und des Geheimdienstes.

Roger Hollis, damals Abteilungsleiter im MI5, gehörte zu jenen, die gegen diesen Handel protestierten. Am Ende war der Druck so groß, dass nach dieser Lieferung weitere Aufträge storniert wurden. Seither gilt Wilson im Leconfield House als dubios.

Und er machte sich weiter verdächtig: So trat Wilson 1951 von seinem Posten zurück, um damit gegen die britische Unterstützung der USA im Koreakrieg zu protestieren. Im Sommer 1961, wenige Wochen vor dem Bau der Mauer, riet er öffentlich, Westberlin nicht mehr als „Zentrum der Provokation im Kalten Krieg" und als „Zentrum für Spione" zu nutzen. In den 1950er Jahren reiste er zudem zwölfmal im Auftrag mehrerer Handelsfirmen nach Moskau.

1963 gilt Wilson deshalb als linker, antiamerikanischer Labour-Politiker, aber auch als farbloser Technokrat, der niemals die Parteispitze gegen den charismatischeren Gaitskell erobern könnte.

Bis durch dessen Tod die Karten neu gemischt werden. Peter Wright ist überzeugt: Irgendwie – vielleicht bei einem Besuch in Polen – haben KGB-Mörder Gaitskell einen kontaminierten Kaffee serviert. Und so eine extrem seltene, tödliche Tropenkrankheit ausgelöst.

Beweise? Golizyn liefert keine.

Und ein britischer Virusspezialist versichert, dass man auf die beschriebene Art eine solche Erkrankung niemals hervorrufen könne. (Gaitskells Obduktion ergibt, dass er tatsächlich nicht an der Tropenkrankheit, sondern an einem raschen Zusammenbruch seines Immunsystems gestorben ist.)

Allein: Wright glaubt dennoch, die finsterste Verschwörung aller Zeiten aufgedeckt zu haben. Für ihn verbinden sich die beiden Golizyn-Geschichten zu einer einzigen, in welcher der KGB mit unfassbarer Raffinesse und schier übermenschlicher Geduld seit den 1930er Jahren Agenten aussucht und sie auf den entscheidenden Positionen der britischen Gesellschaft platziert: in den Ministerien, im Geheimdienst – und warum nicht auch in Downing Street 10?

Aus zwei halbgaren Gerüchten, die ein sowjetischer Überläufer zum Besten gibt, fabriziert der Einzelgänger Wright eine Verschwörungstheorie, deren zentrale Figur Harold Wilson ist: ein möglicher Premier unter Kontrolle des KGB!

Nur in dem CIA-Mann Angleton, mit dem er in regelmäßigem Kontakt steht, findet er einen Gleichgesinnten. Wright beschließt, die gigantische Verschwörung eigenhändig aufzudecken – hinter dem Rücken seines Vorgesetzten. Und selbstverständlich ohne Wissen seiner Regierung.

Für Wright trifft es sich gut, dass sein Direktor selbst alles tut, um Skandale zu vertuschen. Denn als Labour im Herbst 1964 tatsächlich mit knapper Mehrheit die Wahl gewinnt und Harold Wilson Premier wird, denkt Hollis nicht eine Sekunde daran, dem Regierungschef aus der verachteten Labour-Partei all die großen und kleinen Pannen seines Dienstes zu offenbaren.

Als Wilson den MI5-Direktor im Oktober 1964 erstmals in Downing Street 10 empfängt, will der Regierungschef wissen: Werden Parlamentsabgeordnete vom MI5 als Agenten geführt?

Solche Aktivitäten würden eingestellt, antwortet Hollis. Und verschweigt, dass der Labour-Abgeordnete Tom Driberg jahrelang für den MI5 spionierte.

Werden Telefone von Parlamentsabgeordneten abgehört?

Hollis: Ja.

Wilson ordnet an – wie er später schreibt –, das zu beenden. Ausnahmen soll es nur noch geben, wenn der Premier persönlich sie genehmigt.

Kurz darauf ist das Treffen vorbei. Von den enttarnten oder verdächtigten Spionen hat Hollis nichts erwähnt. Und das, obwohl von den Cambridge Five inzwischen die Nummer vier gestanden hat: Anthony Blunt.

Ein Jahr zuvor hat sich dem MI5 ein Amerikaner offenbart, der in den 1930er Jahren in Cambridge studiert hat und dort von Blunt angeworben wurde. Bald darauf wird der MI5-Mitarbeiter Arthur Martin zu dem Kunsthistoriker geschickt.

„Blunts rechte Wange zuckte deutlich", berichtet Martin später. „Er setzte sich und sah mich eine Minute lang schweigend an. Ich sagte ihm, sein Schweigen habe mir bereits verraten, was ich hatte wissen wollen. Ob er seine Seele jetzt erleichtern wolle?"

Blunt gesteht daraufhin seine Spionage in den 1930er und 1940er Jahren – wobei der MI5 vermutlich mehr Angst vor den Folgen seines Geständnisses hat als er.

„In dieser Zeit war der MI5 noch reiner als weiß", wird Wright selbst später schreiben. „Wenn 1964 durchgesickert wäre, dass Blunt ein Spion gewesen war, wären die Folgen katastrophal gewesen für den Dienst." Hollis scheint alles tun zu wollen, um die Affäre zu vertuschen.

Und so macht der MI5-Offizier Blunt einen Vorschlag, den der kaum ablehnen kann: komplette Straffreiheit und weiterhin ein angenehmes akademisches Leben, wenn er für immer den Mund hält. (Auch Cairncross geht 1964 auf ein ähnliches Angebot ein und dient fortan als Mitarbeiter der Uno. Erst 1982 wird der MI5 ihn als den fünften Mann der Cambridge Five identifizieren.)

Immer wieder wird sich Wright in den folgenden Jahren mit Blunt treffen. Der Kunsthistoriker ist homosexuell (was strafbar ist und ihn deshalb erpressbar

Die Entdeckung der Verräter löst beim Inlandsgeheimdienst MI5 (oben das heutige Hauptquartier) Panik aus. An der Spionageabwehr beteiligt sich auch Scotland Yard (unten)

macht) und ein schwerer Trinker, er gibt für Schnaps im Monat über 100 Pfund aus, ein respektables Monatsgehalt.

„Peter und Blunt waren wie ein schwules Paar, in dem jeder um den anderen tänzelt und Witze erzählt", schmäht sie ein anderer Offizier. Doch Wright sieht in dem niedergeschlagenen, dem Alkohol verfallenen Mann viele Jahre lang den Schlüssel zur Affäre: Blunt soll ihm den Namen des nächsten der Cambridge Five verraten.

So geht Wright unter anderem davon aus, dass es auch in Oxford einen Agentenring gegeben habe: Ob Blunt jemanden kenne, der in den 1930er Jahren dort studiert habe und mit Kommunisten befreundet war?

Blunt, dem offenbar längst alles gleichgültig ist, nennt eine Mitarbeiterin seines Instituts. Die liegt allerdings mit schweren Depressionen im Krankenhaus und ist kaum ansprechbar. Dennoch setzen Wright und Blunt der Kranken zu, indem sie eine Bekannte an ihr Hospitalbett schicken.

Die gibt dann – ohne überhaupt zu wissen, worum es geht – drei Namen von Mitstudenten weiter, die die Kranke während der Besuche in ihren unzusammenhängenden Reden erwähnt hat. Einer der Genannten ist schon tot, die anderen beiden geraten allein aufgrund dieser „Aussage" vorübergehend unter Verdacht.

Vermutlich gehört Wright auch zu jenem Team, das im Büro von Graham Mitchell, dem Stellvertreter von Hollis, Mikrophone und eine Kamera hinter einem Spiegel versteckt.

Mitchell ist ebenfalls in Verdacht geraten (ohne dass ganz klar wird, warum). „Er war dabei gesehen worden, wie er im Park um die Toiletten herumwanderte", soll Hollis einem Politiker erzählt haben, „und Dinge austauschte, vermutlich Opium oder etwas anderes in der Art, er schien etwas verstört, arbeitete wahrscheinlich nicht für die Kommunisten."

Die Kamera zeichnet freilich bloß auf, dass der stellvertretende Direktor gelegentlich in seinen Zähnen stochert, wenn er allein am Schreibtisch sitzt. Einbestellte Männer des MI6 observieren ihn: Er fährt nach der Arbeit mit dem Zug nach Hause. Nichts, rein gar nichts deutet darauf hin, dass die Nummer zwei des MI5 für den KGB arbeitet. (Kurz darauf wird Mitchell in den Ruhestand entlassen.)

Nun gerät, in einer Art bizarrer Gerechtigkeit, Hollis selbst unter Verdacht von Wright. Hat der Direktor ihn nicht gewarnt, dass er es mit seinen KGB-Verschwörungstheorien übertreibe? Und: Könnte sich hinter dem Tarnnamen Elli nicht vielleicht Hollis verbergen?

Wright schart einige Gleichgesinnte im MI5 und MI6 um sich und leitet eine kleine Gruppe. Ihr Job unter anderem: Beweise dafür zu finden, dass Hollis ein KGB-Mann ist.

Öffentliche Andeutungen eines Kollegen in diese Richtung lassen Hollis schließlich explodieren: „Ich bin kein verdammter Sowjetagent, ich bin der Generaldirektor des MI5!"

Doch diese absurden Verdächtigungen – die in der Schattenwelt der Agenten und Doppelagenten freilich längst nicht so irrational erscheinen – kosten Wright nicht etwa die Karriere, vielmehr nimmt sich der MI5-Mann nun das nächste Ziel vor, das größte von allen: Harold Wilson.

Den Premier.

„Niemandem, der zwölf mal in Moskau war, sollte erlaubt werden, Premierminister zu werden", schimpft Wright später in einem Interview.

»ES IST WIE KLOSETTFRAU SEIN; ES STINKT, ABER EINER MUSS ES MACHEN« *Donald Maclean*

Bei seinen Reisen in den 1950er Jahren muss Wilson doch einmal vom KGB kontaktiert worden sein! Als britischer Besucher, Politiker und Handelsvertreter muss er doch in das Visier des Geheimdienstes geraten sein!

Zwar gibt es keinerlei Hinweise darauf, dass Wilson je vom KGB angesprochen worden ist – doch gerade das erscheint Wright verdächtig. So raffiniert kann nur der KGB sein: Gerade die Tatsache, dass nichts zu sehen ist, zeigt doch bloß, dass etwas da sein muss!

Sämtliche Unterlagen, die Wilson betreffen, werden in Aktenordnern gesammelt. Als Direktor Hollis 1965 in Rente geht, übernimmt sein Nachfolger Martin Furnival Jones – ein Geheimdienstveteran, der Harold Wilson seit dem Waffendeal von 1947 misstraut – die Akten. Auf vier Bände schwillt das Dossier schließlich an, das der Geheimdienst Ihrer Majestät über den Premierminister Ihrer Majestät anlegt.

Zwischen den Pappdeckeln werden Aussagen von Überläufern aus dem Ostblock abgelegt, die irgendwie den Premier belasten könnten. Und Informationen über verdächtige Freunde.

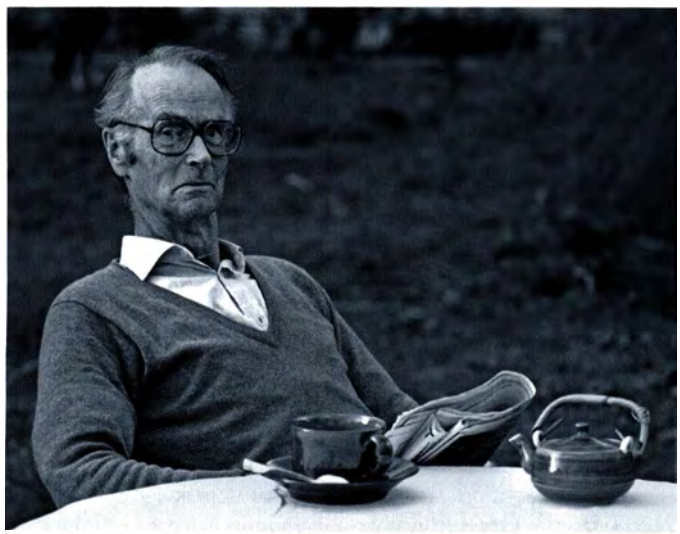
Einige Förderer Wilsons sind Geschäftsleute. Einer ist ein Jude aus Litauen, der dem Holocaust nur knapp entkommen ist und nach dem Einrücken der Roten Armee auf abenteuerlichen Wegen nach England fliehen konnte. Für Wright ist groteskerweise die „Leichtigkeit" dieser Flucht ein Indiz, dass Moskau dies arrangiert hätte.

Zudem baut dieser Mann in Großbritannien eine Fabrik für Regenmäntel auf – und sind Regenmantelfabriken nicht immer schon Tarnunternehmen für russische Agenten gewesen? Verdächtig! Später versehen MI5-Techniker die Londoner Wohnung des Unternehmers heimlich mit Abhörwanzen – die aber nie etwas Verdächtiges aufnehmen.

Als sich bei Recherchen über die früheren Reisen Wilsons in die Sowjetunion nicht mehr alle Tage im Detail rekonstruieren lassen, erklärt Wright diese Tage zu „missing weeks". Verdächtig! Da er zudem Informationen über

Labour-Politiker sammelt, die er für „sowjetische Spione“ oder „Sicherheitsrisiken“ hält, geraten nach und nach sechs Minister und drei Parlamentsabgeordnete in Verdacht, vom Leiter des Schatzamtes über den Gesundheits- und Transportminister bis hin zum Abgeordneten und Zeitungsverleger Robert Maxwell (der allerdings wohl tatsächlich mit einem Geheimdienst zusammengearbeitet hat, dem israelischen).

James Jesus Angleton schickt einen Bericht über Wilson nach London, der nicht viel hergibt, doch auch seine Seiten lassen die Akte über Wilson anschwellen.



Auch John Cairncross, der im Finanzministerium arbeitet, gerät 1951 ins Visier der Ermittler. Da Beweise fehlen, wird er nur suspendiert. Erst 13 Jahre später legt er ein Geständnis ab

Allein: „Missing weeks“ mögen für Wright Beweise genug sein, doch selbst er ahnt wohl, dass das längst nicht ausreicht, um einen Premierminister zu stürzen. Irgendwann kommt er zum Schluss, dass er nicht mehr nur sammeln, sondern auch zuschlagen muss. Zumal ihm nur noch wenig Zeit bleibt.

Von Moskau aus zündet Kim Philby derweil eine weitere Nebelbombe, die seine ehemaligen Geheimdienstkollegen in Konfusion versetzt: Er schreibt seine Memoiren. 1968 erscheint seine Lebensgeschichte, in der er nicht bloß den KGB als atemraubend raffinierte Organisation glorifiziert (was Wright und Angleton vermutlich wiederum in ihrem Wahn bestätigt), sondern auch mit perfider Eleganz neues Misstrauen sät.

Einmal nämlich würdigt er auch die Qualität des MI5 während des Krieges, die der britische Dienst „dem guten Fang von den Universitäten“ zu verdanken habe – und nennt dann, scheinbar lobend, einige Namen.

Mitten in jener Liste steht: Blunt, der enttarnte, aber nie verurteilte, noch immer öffentlich unbescholtene Verräter. Und die anderen MI5-Agenten, deren Namen Philby vor und hinter Blunt erwähnt? Auf die fällt plötzlich der Scheinwerfer des Verdachts, denn warum werden gerade sie aufgezählt?

Auf jeden Fall gerät nun, auch dank der sensationellen Memoiren, nach und nach die Geschichte des ungeheuerlichen Verrats der Cambridge Five an die Öffentlichkeit. Es wird bloß eine der vielen Demütigungen von Britanniens Stolz in den späten 1960er Jahren sein.

Denn im Verlauf seiner Amtszeit kapituliert Premierminister Wilson vor Aufständischen im Südjemen und räumt den Stützpunkt Aden. Er kauft keine US-Kampfjets (zur Empörung der Militärs), weil sie zu teuer sind. Und die Bank of England muss das Pfund abwerten, so sehr setzt die Wirtschaftskrise der einstigen Weltmacht zu.

Das Kabinett fühlt sich längst vom eigenen Geheimdienst belagert. Der Justizminister führt aus Angst vor dem Abhören vertrauliche Gespräche nur im Dienstwagen, und der Innenminister – immerhin nominell der Vorgesetzte des MI5-Direktors – erhält, wenn er denn einmal nach Vorgängen fragt, bloß immer nur die Kopie einer Seite aus einer Akte, nie das ganze Original.

„Wir alle hatten das Gefühl“, vertraut ein Kabinettsmitglied seinem Tagebuch an, „dass unsere Briefe geöffnet werden und unsere Telefone verwanzt sind; allerdings vermuteten wir, dass die Sicherheitsleute genauso inkompetent sind wie die anderen Regierungsabteilungen, denen wir vorstanden.“

Im Jahr 1968 beschließt Wilson den Abzug der MI5-Vertretungen aus den Commonwealth-Staaten. Offiziell aus Kostengründen, aber es ist wohl nicht falsch, zu vermuten, dass ihm andere Sparmaßnahmen mehr zu Herzen gehen.

Für Wright muss es sich so anfühlen, als zöge sich eine Schlinge zu – als würde der KGB gewinnen. Zumal selbst sein alter Verbündeter Angleton wankt: Philby hat den CIA-Mann in seinen Memoiren mit gönnerhaften Worten bedacht und enthüllt, dass er ihn oft in Washington getroffen habe. Längst ist diese frühere Freundschaft mit Philby für Angleton zum Trauma geworden, zum Lebensbruch: Er ist vom KGB hereingelegt worden. Er hat sich täuschen lassen. Er hat dem Falschen vertraut.

Der CIA-Mann ist vor aller Welt blamiert. Als Angleton dem MI5-Direktor neue „Beweise“ anbietet, dass Wilson

EINE ORGANISATION WIE KEINE ANDERE

Geschickt horcht der KGB den Westen aus, sendet Agenten und Todeskommandos in die Ferne. Doch die Geheimorganisation soll auch die eigenen Bürger überwachen

Der KGB ist völlig anders aufgebaut als westliche Geheimdienste. Denn er arbeitet auch gegen die eigene Bevölkerung: Er soll die Menschen mit aller Härte auf jenem ideologischen Kurs halten, den die KPdSU vorgibt.

Zu diesem Zweck entstehen schon die Vorläuferorganisationen des KGB, die ab 1917 tatsächliche und vermeintliche Gegner der Bolschewiki verfolgen. Unter dem Sowjetdiktator Stalin führen sie brutal dessen „Säuberungen" aus, bauen Konzentrationslager auf. Schon früh kommen Aufgaben im Ausland hinzu: Agenten werben Spione im Westen an und sorgen während des Zweiten Weltkriegs für einen dichten Strom an geheimen Nachrichten.

1954, nach Stalins Tod, schaffen die Staatsführer für Geheimdienstaufgaben eine neue Institution, das „Komitee für Staatssicherheit" (russisch abgekürzt: KGB). Es ist ein gewaltiges Gebilde von später bis zu 700 000 Mitarbeitern.

Die innere Struktur, über die Jahre immer wieder verändert, offenbart das enorme Spektrum der Aufgaben. Die „Zweite Hauptverwaltung" etwa fahndet nach verdächtigen Personen im Inneren, die „Fünfte HV" kontrolliert die politische Loyalität der Bürger und bekämpft Abweichler und Dissidenten, die „Dritte HV" ist für die Überwachung der sowjetischen Streitkräfte zuständig. Weitere Abteilungen kümmern sich um die Sicherung der Landesgrenzen und den Personenschutz von Polit-Funktionären. Die „Erste HV" schließlich übernimmt die Funktion des Auslandsgeheimdienstes.

Der erklärte äußere Hauptfeind des KGB ist der Westen. Um Informationen zu beschaffen, lassen die Verantwortlichen Spitzel in linken Regierungsparteien in Italien und Frankreich rekrutieren, nutzen Agenten, die als Diplomaten, Journalisten, Forscher oder Studenten getarnt sind, planen sogar, Spitzenpolitiker wie Willy Brandt als Informanten zu gewinnen.

Zwischenzeitlich sind KGB-Experten in der Lage, 152 Geheimcodes von 72 westlichen Ländern mitzulesen. Besonders wichtig ist die Technikspionage. Zu Beginn der 1980er Jahre beruhen schätzungsweise 70 Prozent aller Waffensysteme im Warschauer Pakt auf westlichem Wissen.

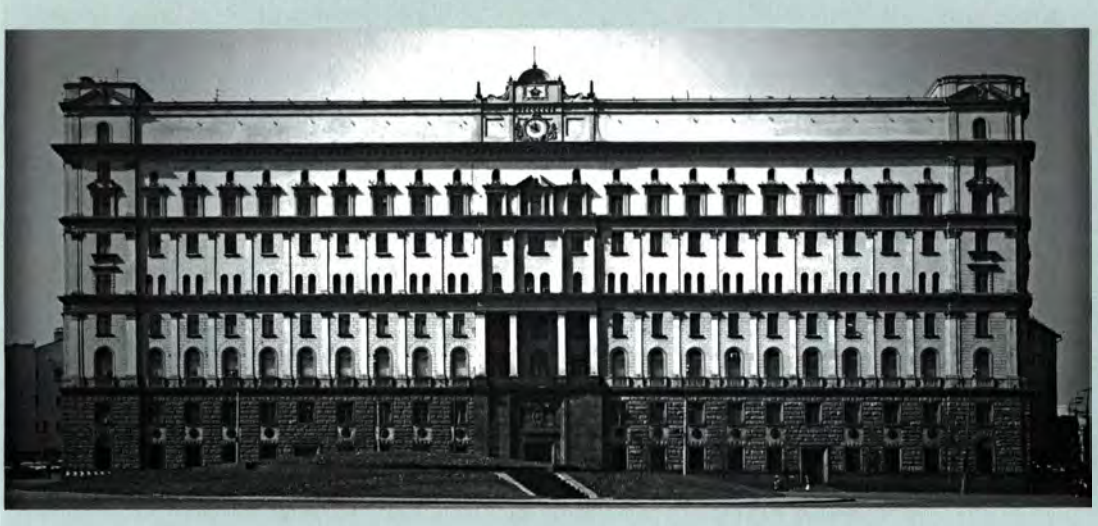
Zudem lancieren Agenten Falschinformationen, um andere Staaten zu diskreditieren und zu destabilisieren, etwa über den HI-Virus als angebliche biologische Waffe der USA. In Afrika und Lateinamerika unterstützt der KGB Aufstandsbewegungen mit Waffen und Know-how, so in Angola und Nicaragua, um den sowjetischen Einfluss zu vergrößern.

Ein wichtiges Machtinstrument ist der Geheimdienst auch im Ostblock: Über seine Agenten kontrolliert Moskau die Regime seiner kommunistischen Satellitenstaaten, hilft ihnen zugleich, jede Opposition zu unterdrücken.

Die Aktionen des KGB sind oft erbarmungslos: 1978 sind Agenten wahrscheinlich daran beteiligt, als der bulgarische Dissident Georgi Markow in London vergiftet wird; im Jahr darauf töten KGB-Einheiten den afghanischen Präsidenten Hafizullah Amin. Techniker des Dienstes entwickeln Spezialwaffen wie etwa eine als Lippenstift getarnte Mini-Pistole.

Als die KP-Führung das Land ab 1986 reformieren will, ist es der KGB, der sich dagegen aufbäumt. Führende Mitarbeiter sind 1991 an einem Staatsstreich beteiligt. Der Coup misslingt, der KGB wird aufgelöst.

Und doch bleibt er in vielem Vorbild: für SWR und FSB, Russlands neue Geheimdienste. *Jens-Rainer Berg*



Wie eine Trutzburg erhebt sich die Lubjanka, die Zentrale des KGB, in Moskau. Hier werden Befehle an das Netz von Tausenden Agenten ausgegeben – und lange Zeit auch »Staatsfeinde« gefoltert

ein Sowjetagent sei, aber seine „Quelle" nicht nennen will, winkt der ab: kein Interesse. (Auch innerhalb der CIA verliert Angleton so an Rückhalt, dass er Ende 1974 zum Rücktritt gezwungen wird.)

In den frühen 1970er Jahren muss sich der MI5 auf neue Gegner konzentrieren: In Europa schlagen immer wieder Terrorgruppen aus dem Nahen Osten zu, in Nordirland beginnt die IRA einen verheerenden Feldzug mit Bomben und Kugeln. Da wirkt jemand, der mit vergilbten Akten über die Flure des Leconfield House eilt und ständig erzählt, der Premierminister sei ein Sowjetagent, wie ein Dinosaurier, der sich den neuen Zeiten nicht anpassen kann.

Doch nun geschieht genau das, was Wright schon lange anstrebt: Es kommt zu Harold Wilsons Sturz.

Allerdings verliert der Premierminister seine Macht nicht durch die Machinationen des Geheimdienstes, sondern wird 1970 ganz einfach abgewählt.

Vielleicht wäre diese Geschichte damit zu Ende. Eine von vielen obskuren Geheimdienstaktionen, am Rande und jenseits von Legalität und Loyalität, ein geistiger Leerlauf, eine Verschwendung von Lebenszeit und Energie, eine letztlich folgenlose und für immer unter Verschluss gehaltene Kabale des MI5.

1974 wird Wilson aber wiedergewählt.

Wright ist nun entschlossen, den Premierminister auszuschalten – „das größte Ding meiner Karriere": Ein Mann von gestern mit Akten von vorgestern kämpft gegen seinen eigenen Regierungschef. Im Leconfield House verbreitet er – hier eine Andeutung, dort ein vertrauliches Gespräch – einen neuen Plan.

„Ich war entschlossen", wird er später zugeben, „die Akte aus dem Safe des Generaldirektors zu holen und sie Wilson zu zeigen. Ich dachte, Folgendes zu sagen: ‚Da gibt es unter uns einige, die Ihnen nicht trauen, und die Gründe dafür sind folgende …'" Doch als er davon einigen Kollegen erzählt, winken die ab.

Dann eben allein!

1974 werden dem Satiremagazin „Private Eye", das auf Nachrichten und aktuelle Affären spezialisiert ist, angeblich geheime Dossiers zugespielt, die Wilson als sowjetischen Spion brandmarken und an den vor 27 Jahren genehmigten Triebwerksverkauf an die UdSSR erinnern. Dieser uralte, längst vergessene Handel wird darin als Verrat dargestellt.

Das Material, so ein Mitarbeiter der Redaktion später, stamme vom MI5. Das aber ist natürlich kein Beweis, dass es so ist. Oder dass Wright derjenige ist, der die Dokumente hinausgeschmuggelt hat.

Aber es sieht so perfekt aus wie die Blaupause all seiner Verdächtigungen, dass man in Wright vermutlich den Tippgeber sehen darf. So wird, groteskerweise, Wright wohl schließlich selbst zum Verräter, nur dass er Interna des MI5 nicht nach Moskau schleust, sondern in eine der wichtigsten Zeitungen des Königreichs.

Die Redaktion erhält auch eine Weihnachtspostkarte, die ein hoher sowjetischer Politiker Wilson zugesandt hatte – 1961! (Wie diese Karte in die Hände der Redaktion gelangen konnte, ist ebenfalls ungeklärt. Aber man kann sich denken, dass sie zuvor in Wilsons Akte verwahrt worden ist.)

In „Private Eye" nennt einige Ausgaben später der Autor Auberon Waugh Wilson einen „russischen Agenten" und prophezeit: „Er wird den Herbst seiner Tage in elender Einsamkeit in einer Regierungswohnung am Puschkinplatz in Moskau verbringen."

Im Special Forces Club in Knightsbridge, wo sich ehemalige und aktive Spezialsoldaten, Agenten und Polizisten treffen, verkehrt ein Colonel, der behauptet, Wilson sei mit 100 000 Pfund vom KGB bestochen worden. Anderen Gerüchten zufolge soll er 8000 Pfund von einem jüdischen Geschäftsmann mit guten Verbindungen nach Ostdeutschland und über diesen weitere 60 000 Pfund von der DDR erhalten haben.

Konsternierte Manager der Reederei Cunard erinnern sich später, dass im Sommer 1975 „drei Armee- und Secret-Service-Männer" bei ihnen vorgesprochen und diskret gefragt hätten, ob ihr Luxusliner „Queen Elizabeth 2" demnächst als Gefangenenschiff zur Verfügung stehen könnte – die Manager gewinnen den Eindruck, dass ein Putsch gegen Labour bevorstehe.

Auf einer Party haben MI5-Leute im Jahr zuvor Gerüchte über eine „kommunistische Zelle" in Downing Street in Umlauf gebracht, sodass Wilson schließlich beim Lunch von einem Freund, dem renommierten Verleger George Weidenfeld, gewarnt wird, ganz London spreche davon.

Daraufhin holt der wütende Premier am 7. August 1975 den Chef des Auslandsgeheimdienstes MI6 zu sich. Einzelheiten dieses Treffens sind nicht hundertprozentig klar, doch offenbar fragt der Premierminister, ob die Offiziere des MI5 eine „Verschwörung" gegen ihn schmiedeten. Der Chef vom MI6 gesteht, dass es dort in der Tat „unzuverlässige" Leute gebe, nennt jedoch wohl keine Namen.

Nun wird auch der Direktor des MI5 in die Downing Street zitiert. Er sei über „unzuverlässige" Elemente im MI5 informiert worden, erklärt Wilson erbost.

„It is unfortunately true", soll der Direktor zugegeben haben. Er habe Probleme mit „einer Handvoll Offizieren", habe aber jetzt „damit aufgeräumt". Ein schwacher Trost.

Und dann erzählt er dem fassungslosen Wilson auch noch, dass einer der früheren MI5-Direktoren (gemeint ist

»JE BESSER DIE INFORMATION EINES ÜBERLÄUFERS, DESTO MEHR SOLLTEST DU IHM MISSTRAUEN« *James J. Angleton*

Im Frühjahr 1963 lenkt ein sowjetischer Überläufer den Verdacht auf den britischen Premierminister Harold Wilson (hier, mit Pfeife, zwischen dem sowjetischen Außenminister Gromyko, links, und Ministerpräsident Kossygin, rechts)

Hollis, doch dessen Name wird nicht genannt) selbst verdächtigt worden sei.

Wilson weiß nichts von Wright, weiß nichts von der Akte über sich, weiß nicht, in welchem Ausmaß all die Dossiers seit rund 30 Jahren gesammelt werden. Doch er ahnt etwas, sorgt sich, dass sogar in sein Privathaus eingebrochen werden könnte und sein Büro verwanzt sei, dass jedes Wort, das er dort sagt, irgendwo aufgezeichnet werde.

Wie groß seine Befürchtung ist, verrät Wilsons Anfrage an den neuen CIA-Chef George H. W. Bush (den späteren US-Präsidenten): Ob denn auch der US-Geheimdienst sein Büro abhöre? Bush ist allein über die Tatsache, dass Wilson diese Frage stellt, schockiert. Er fliegt nach London, um dem Premier persönlich zu versichern, dass er nicht belauscht werde. Zumindest nicht von der CIA.

Am 16. März 1976 tritt Harold Wilson, 60 Jahre alt, seit 1945 Parlamentsmitglied, insgesamt acht Jahre lang Premierminister, von seinem Amt zurück. Seine Erklärung kommt für viele Beobachter überraschend. Bis heute ist nicht ganz klar, was ihn treibt.

Wilson hat immense politische und wirtschaftliche Probleme im Land. (Drei Jahre darauf wird Margaret Thatcher Labour beerben und radikal mit fast allem Hergebrachten brechen.)

Möglicherweise ist er amtsmüde, hat zudem seiner Frau schon lange versprochen, ein weniger forderndes Leben zu führen. Und er leidet vermutlich schon an Symptomen von Alzheimer und Darmkrebs – Krankheiten, die sein restliches Leben bis zum Tod 1995 verdüstern werden.

Aber es ist nicht auszuschließen, dass ihn auch das Gefühl zermürbt hat, ständig bespitzelt und aus dem Hinterhalt verleumdet zu werden. Dass das Wissen, unsichtbare, unangreifbare Gegner in den eigenen Reihen zu haben, ihn zu viel Kraft gekostet hat.

Peter Wright geht fast zeitgleich mit Wilson in den Ruhestand. Er versucht sich als Farmer in Tasmanien, einmal mehr erfolglos. 1987, acht Jahre vor seinem Tod, veröffentlicht er schließlich ein Buch über seine Verdächtigungen gegen Wilson, gegen Hollis, gegen all die vermeintlichen KGB-Agenten im Establishment.

Es wird ein Bestseller, ein Erfolg, der vielleicht einzige in seinem Leben.

Ist Harold Wilson je ein KGB-Agent gewesen? Nach dem Fall der Sowjetunion versorgen viele Ex-KGBler den Westen mit Informationen aus der Zeit des Kalten Krieges. Nichts deutet darauf hin, dass der frühere britische Premier je für den sowjetischen Geheimdienst gearbeitet hat oder von ihm erpresst worden ist.

Keiner der Minister oder Abgeordneten, die von Wright ins Visier genommen wurden, hat je für Moskau spioniert, ebenso wenig irgendeiner der Geschäftsleute, die Wilson einst förderten. Und auch MI5-Chef Roger Hollis und sein Stellvertreter nicht.

Der Agent mit dem Tarnnamen Elli war in Wahrheit ein unbedeutender Mann, der im Zweiten Weltkrieg kurz-

zeitig für Anthony Blunt von den Cambridge Five gearbeitet hatte – das wird 1981 ein KGB-Überläufer enthüllen. Die Spione David und Rosa sind bis heute nicht öffentlich identifiziert worden.

Ein offenes Ende, das Wright gefallen hätte: Der verschrobene Tüftler, der Abhörwanzen baut, ist sicherlich ein Paranoiker gewesen – gefangen in Wahnvorstellungen von einem unsichtbaren, schurkischen, allgegenwärtigen Bösen in der Welt.

Wie ein Geisteskranker unterteilte er die Welt a priori: Er glaubte an ein System und sah dann alles, aber auch wirklich alles als Teil ebenjenes Systems.

Unschuld gab es nicht, Zufall gab es nicht. Noch das harmloseste Wort, die beiläufigste Geste, das lächerlichste Detail *musste* einen Zweck, eine tiefere Bedeutung haben. Mit anderen Worten: Wright war der perfekte Geheimdienstler.

Denn Nachrichtenbehörden sind Bürokratien, und jede Bürokratie hat, einmal in die Welt gesetzt, das erste Ziel, niemals mehr zu verschwinden. Da Geheimdienste Lüge und Verrat, Spionage und Sabotage bekämpfen sollen, arbeiten sie selbst mit Lüge und Verrat, Spionage und Sabotage. Und da sie selbst pausenlos damit umgehen, unterstellen sie der ganzen Welt wiederum Lüge und Verrat, Spionage und Sabotage.

Ein perfekter Zyklus des Wahns, ohne jeden Kontakt zur realen Welt. Und mit einer besonderen Pointe: In 20 Jahren beim MI5 hat Peter Wright nicht einen einzigen echten Spion enttarnt. ●

Cay Rademacher, *48, Autor im Team von* GEO*EPOCHE, schreibt hin und wieder auch Krimis. Aber derartige Paranoiker wie Peter Wright würden vermutlich kaum zum Helden eines Romans taugen.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Christopher Andrew, *„MI5. Die wahre Geschichte des britischen Geheimdienstes"*, List: umfassendes und hochaktuelles Buch zum MI5, in dem der Cambridge-Historiker auch die Jagd auf die berühmten fünf Spione beschreibt. David Leigh, *„The Wilson plot"*, Heinemann: detaillierte Beschreibung der Spionagehysterie der 1960er Jahre in England.

GEO EPOCHE
Das Magazin für Geschichte

Gruner + Jahr AG & Co KG,
Druck- und Verlagshaus, Sitz von Verlag und Redaktion:
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion: Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon 040 / 37 03-0, Telefax 040 / 37 03 56 48,
E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de;
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR: Dr. Frank Otto
KONZEPT DIESER AUSGABE: Insa Bethke
ART DIRECTION: Tatjana Lorenz
TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg, Dr. Anja Fries, Gesa Gottschalk, Johannes Schneider, Joachim Telgenbüscher
Autoren: Jörg-Uwe Albig, Cay Rademacher
BILDREDAKTION: Christian Gargerle, Roman Rahmacher, Katrin Trautner
Freie Mitarbeit: Katrin Kaldenberg, Edith Wagner
VERIFIKATION: Lenka Brandt, Olaf Mischer, Alice Passfeld, Andreas Sedlmair.
Freie Mitarbeit: Dr. Henning Albrecht, Katrin Diederichs, Tobias Hamelmann, Dr. Dirk Hempel, Carsten Juwig, Fabian Klabunde, Svenja Muche
LAYOUT: Timo Zett
Freie Mitarbeit: Chris Campe, Eva Mitschke
WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Eva Jobs
KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters, Thomas Wachter
SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer
CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste
AUTOREN: Freie Mitarbeit: Jürgen Bischoff, Louisa Theresa Braun, Rainer Busch, Dr. Marion Hombach, Reymer Klüver, Dr. Christoph Kucklick, Dr. Marita Liebermann, Dr. Mathias Mesenhöller, Jochen Pioch, Stefan Sedlmair, Johannes Strempel, Susanne Utzt, Silke Weber, Nina Witwicki
ILLUSTRATION: Tim Wehrmann
HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENZ: Angelika Fuchs, Annette Riestenpatt. Freie Mitarbeit: Isabelle Berens, Anette Brandt
VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN INHALT: Michael Schaper

HERAUSGEBER: Peter-Matthias Gaede
VERLAGSGESCHÄFTSFÜHRER: Dr. Frank Stahmer
PUBLISHER: Alexander Schwerin
DIGITAL BUSINESS DIRECTOR: Daniela von Heyl
DIRECTOR BRAND SOLUTIONS: Heiko Hager / G+J Media Sales
VERTRIEBSLEITUNG: Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb
MARKETING: Simon Hansen
HERSTELLUNG: G+J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG
Anzeigenverkauf
G+J Media Sales / Direct Sales: Sabine Plath,
Tel. 040 / 37 03 38 89, Fax: 040 / 37 03 53 02
Anzeigendisposition: Kathrin Thoben,
Tel. 040 / 37 03 23 07, Fax: 040 / 37 03 58 87
Es gilt die jeweils gültige Preisliste.
Infos hierzu unter www.gujmedia.de

Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)
ISBN: 978-3-652-00344-5;
978-3-652-00338-4 (Heft mit DVD)
ISSN-Nr. 1861-6097

© 2014 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
Konto: 032280000, BLZ: 200 700 00
IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00
BIC: DEUTDEHH
Litho: 4mat Media, Hamburg
Druck: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh
Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion
Telefon: 01805 / 37 03 20 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48
E-Mail: briefe@geo-epoche.de
Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf www.geo-epoche.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG
Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg
persönlich erreichbar: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr
E-Mail: geoepoche-service@guj.de
Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90
Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90
Telefax: +49 / 1805 / 861 80 02*

GEO-KUNDENSERVICE: www.GEO.de/Kundenservice

Preis Jahresabo: 54,00 € (D), 60,90 € (A), 99,00 sfr (CH)
Abo mit DVD: 94,50 € (D), 105,90 € (A), 174,60 sfr (CH)
Studentenabo: 32,40 €, (mit DVD: 56,70 €)
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.
Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufelden
Telefon: +49/40/42236427 **Telefax:** +49/40/42236427
E-Mail: guj@sigloch.de
* 14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz; Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

TITEL: Corbis: 1 **EDITORIAL:** Benne Ochs für GEO*EPOCHE*: 3 o.; Edith Wagner für GEO*EPOCHE*: 3 u. **INHALT:** Nachweise bei den jeweiligen Artikeln **DIE MACHT IM DUNKELN:** SZ Photo: 6/7; AP Photo/dpa Picture-Alliance: 8/9; US-Department of Energy/Atomcentral.com/VCE, Inc.: 10/11; Bettmann/Corbis: 12/13, 16/17; NASA: 14/15; Holloman Air Development Center/Holloman AFB, NM/United States Air Force Public Affairs: 18/19; action press: 20/21 **MISSION INS REICH DES GROSSKHANS:** Oronoz/Album/akg-images: 22/23; Staatsbibliothek zu Berlin/bpk: 25, 26; M.C.Esteban/Iberfoto/ullstein bild: 28; akg-images: 29; Kharbine-Tapabor/Coll. Jean Vigne/The Art Archive: 31; Bibliothèque nationale de France: 32 **IM AUFTRAG IHRER MAJESTÄT:** National Portrait Gallery, London: 34, 40 o.; National Archives: 35; United Archives/ddp images: 37; Bridgeman Art Library: 39, 41; 47; Antique Maps & Prints, UK: 40 u.; Christie's Images/Bridgeman Art Library: 42; Mary Evans/National Archives/Interfoto: 43; Hulton Archive/Getty Images: 44; Ann Ronan Pictures/Heritage Images/ullstein bild: 46; akg-images: 48 **KABINETT DER SPIONE:** Sammlung Rauch/Interfoto: 51 **DAS WEISSE GOLD:** akg-images: 52/53, 57; bpk: 55; The Granger Collection/ullstein bild: 58 o.; Science Photo Library/Agentur Focus: 58 m.; United Archives/Mauritius Images: 58 u.; Staatliche Kunstsammlungen Dresden/bpk: 61 **IM SOLD DES ZAREN:** akg-images: 63; Scherl/SZ Photo/laif: 65; Stauda/ÖNB: 66; Fenichel/ÖNB: 69 o.; ÖNB: 69 u., 70; Scherl/SZ Photo/ullstein bild: 72/73, dpa Picture-Alliance: 74 o., u. **TRIUMPH DER CODEBRECHER:** Sammlung Rauch/Interfoto: 76; Everett Collection/action press: 77; The Granger Collection/ullstein bild: 78; TopFoto/United Archives: 79 **LENINS GEHEIME KRIEGER:** Rue des Archives/SZ Photo: 80; Duke University Libraries, North Carolina: 81; culture-images: 82, 85; RIA Nowosti/akg-images: 83; The British Library/Getty Images: 86; Bridgeman Art Library: 87; mauritius images: 89; Archiv Gerstenberg/ullstein bild: 90; Fine Art Images/Heritage Images/Getty Images: 91; Photo12/UIG/Getty Images: 93 **DIE MASCHINE UND DAS RÄTSEL:** Brian Negus: 94/95; Francis Fritls/Mary Evans Picture Library/Interfoto: 96; Bletchley Park Trust/Interfoto: 97, 103; NMSI/Science Museum/ullstein bild: 98; SSPL/Science Museum/ullstein bild: 99 o.; Science Photo Library/Agentur Focus: 99 u.; bpk: 100; Scherl/SZ Photo: 101; Stanislaw Strumph Wojtkiewicz, Sekret Enigmy: 102; Dirk Rijmenants: 104; The Art Archive: 106; Rex Features/action press: 107 **MOSKAUS MANN IN TOKYO:** dpa Picture-Alliance: 109; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 110 o.; Archiv Friedrich/Interfoto: 110 u.; Foto Wilhelm/Interfoto: 111; SZ Photo: 112; Europäische Verlagsanstalt/Rotbuch Verlag, Hamburg: 113 o., u., 114, 116 u., 121; Südwest Verlag GmbH & Co. KG, München: 115; awkz/Interfoto: 116 o.; ullstein bild: 117; bpk: 118/119 **DIENER ZWEIER HERREN:** Archiv Heinrich Hoffmann/Bayerische Staatsbibliothek/bpk: 122; Bundesarchiv: 123; Vic Socotra: 124; obs/dpa Picture-Alliance: 125 **WÄCHTER EINES BEDROHTEN VOLKES:** Cezaro de Luca/EPA/dpa Picture-Alliance: 127; Government Press Office, Israel: 128; Hulton Archive/Getty Images: 129; NordicPhotos/akg-images: 130 o.; Gjon Mili/Time & Life Pictures/Getty Images: 130 u.; United Archives/dpa Picture-Alliance: 131; Jack Simon/AP Photo/dpa Picture-Alliance: 132; AGIP/Rue des Archives/SZ Photo: 133 o.; dapd/AP Photo/ddp images: 133 m., u.; Sipa Press/ddp images: 134 o., u.; Micha Bar-Am/Magnum Photos/Agentur Focus: 136; GNTV/Sipa Press/ddp images: 138 o; Handout/Dubai Police/Reuters: 138 m., u.; action press: 139 **DIE SUCHE NACH »DEN CAMBRIDGE FIVE«:** United Archives/ddp images: 140/141; Rolls Press/Popperfoto/Getty Images: 143; Tallandier/Rue des Archives/SZ Photo: 144; Daily Mail/Solo Syndication: 145 o.; Associated Newspapers /Rex Features: 145 u.; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 146 o.,149 u.; Bettmann/Corbis: 146 u.; PA Archive/Press Association Images: 147; Topical Press Agency/Hulton Archive/Getty Images: 148; David Bebber/Reuters/Corbis: 149 o.; Pascal Parrot/Sygma/Corbis: 151; Victor Korchenko/All Canada Photos/Getty Images: 152; Terry Fincher/Hulton Archive/Getty Images: 154 **BLICK AUS DEM WELTRAUM:** U.S. Air Force: 157 **CIA:** Larry C. Price/The Denver Post/Getty Images: 162/163; James Whitmore/Time Life Pictures/Getty Images: 164; Carl Mydans/Time Life Pictures/Getty Images: 165 l.; AFP/Getty Images: 165 r., 167 r.; Topham Picturepoint/United Archives: 166. Bettmann/Corbis: 167 l., 171; AP Photo/dpa Picture-Alliance: 168; Lynn Pelham/Time Life Pictures/Getty Images: 169 l.; dpa Picture-Alliance: 169 r.; Robert W. Kelley/Time Life Pictures/Getty Images: 170; Horst Fass/AP Photo/dpa Picture-Alliance: 172; National Archives of the US: 173; Philip Jones Griffiths/Magnum Photos/Agentur Focus: 174; AP Photo/dpa Picture-Alliance: 175; The New York Times Photo Archives/Redux/laif: 176; IAM/akg-images: 177; Rex Features/action press: 178; Wally Santana/Getty Images: 179; P. Wolmuth/REA/laif: 180; Roger Ressmeyer/Corbis: 181 **DIE GESCHICHTE DER SPIONAGE:** Sammlung Rauch/Interfoto: 183; North Wind Picture Archives/akg-images: 184; Underwood & Underwood/Corbis: 185; www.pilecki.ipn.gov.pl: 186; Privatbesitz: 187; Bluebird/Interfoto: 188; dpa Picture-Alliance: 189; Steve Pyke/Getty Images: 190; ullstein bild: 191 **VORSCHAU:** William H. Jackson/akg-images: 196; H. Aschehoug & Co, Oslo. 197 **KARTE:** Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*. 33

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung. © GEO 2014 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

BLICK AUS DEM WELTRAUM

1960 starten die ersten US-Spionagesatelliten in den Weltraum, die Filmkapseln ihrer Kameras schweben an Fallschirmen Richtung Erde. Als 1971 eine im Pazifik versinkt, beginnt die bis dahin aufwendigste Bergungsaktion in der Geschichte der US-Geheimdienste —— Von SILKE WEBER

Nie zuvor ist versucht worden, einen Gegenstand aus solcher Meerestiefe zu bergen. Wochenlang haben es US-Spezialisten getestet. Getrieben von der Furcht, der KGB könnte ihnen zuvorkommen und die Filmspule mit den ungemein wertvollen Fotos stehlen, auf denen vermutlich sowjetische Militäranlagen zu sehen sind.

Die Aufnahmen haben Kameras des Spionagesatelliten „Big Bird" aus gut 180 Kilometer Höhe gemacht. Anschließend hat der Satellit die Kapsel mit den 16484 Metern Fotomaterial ausgeklinkt; von einem Fallschirm abgebremst, sollte der Behälter langsam Richtung Erde schweben und von einem Flugzeug mit einer Spezialvorrichtung in der Luft aufgefangen werden – so wie es schon seit mehr als zehn Jahren geschieht.

Doch wegen einer technischen Panne ist die Kapsel fast ungebremst in den Pazifik vor Hawaii gestürzt. Dort ist der Ozean etwa 5000 Meter tief. Nur ein Tiefsee-U-Boot kann in solche Abgründe vordringen, kann den dortigen Wasserdruck überstehen. Theoretisch. Denn tatsächlich ist das dazu vorgesehene U-Boot, die „Trieste II", noch nie tiefer als 3962 Meter getaucht.

Zudem weiß niemand, wo der Behälter genau liegt. Zwar haben Experten das Suchgebiet anhand der Flugbahn des Satelliten und der am Absturztag herrschenden Windrichtung auf eine gut 30 Quadratkilometer große Meeresfläche 560 Kilometer nördlich von Hawaii eingrenzt, die Kapsel mithilfe einer ferngesteuerten Unterwasserkamera sogar geortet. Doch die Bergung hat sich immer wieder verzögert – und inzwischen funkt der Sender nicht mehr.

Am 25. April 1972 geht das U-Boot mit drei Mann Besatzung auf Tauchfahrt. Die „Trieste II" sinkt bis auf 5000 Meter. In der Finsternis der Tiefsee schaltet die Crew das Sonargerät ein, bewegt das Tauchfahrzeug Meter um Meter über den Meeresboden, folgt den Signalen vorher ausgelegter Ortungsgeräte und findet nach Stunden endlich ein tellerförmiges Objekt von einem halben Meter Durchmesser: die Filmrolle.

Mit einem Greifer bergen die Männer die Spule. Doch der Film ist zu stark beschädigt: Auf dem Weg nach oben beginnt der Negativstreifen zu zerfallen und löst sich kurz vor der Wasseroberfläche bis auf wenige Fetzen in braunen Staub auf. Der wiedergefundene Datenschatz aus dem All ist endgültig verloren.

Das ist ein schwerer Schlag für jene US-Strategen, die schon 1947 begonnen haben, militärische Anlagen der UdSSR aus der Luft abzulichten. Anfangs überqueren umgerüstete Patrouillenflugzeuge und Bomber die Sowjetunion, ab 1956 setzt der Auslandsgeheimdienst CIA ein eigens für die Spionage entwickeltes Flugzeug ein: die U-2. Der 21000 Meter hoch fliegende Fernaufklärer ist für die gegnerische Luftabwehr lange Zeit unerreichbar und liefert Bilder versteckter Militäreinrichtungen.

Parallel arbeiten US-Ingenieure an der Entwicklung von Satelliten. So würde der Gegner nicht einmal ahnen, dass er beobachtet wird. Zudem gilt das Überfliegen fremden Territoriums nicht als illegal, wenn es im All geschieht.

Doch am 4. Oktober 1957 schickt die Sowjetunion als erster Staat einen Satelliten in den Orbit – mit einem Raketensystem, das Atomsprengköpfe bis in die USA transportieren könnte. Der „Sputnik-Schock" schürt die Furcht vor einem Angriff aus dem Osten. Und befeuert die Arbeit an dem Forschungsprogramm von CIA und Air Force.

Im Mai 1960 gelingt den Russen ein weiterer Coup: Am Ural schießen sie überraschend eine U-2 ab und nehmen den Piloten, der sich per Fallschirm retten kann, mitsamt dem Fotomaterial gefangen. Eine peinliche Situation für US-Präsident Dwight D. Eisenhower, der eine Bespitzelung aus der Luft gegenüber dem sowjetischen Staats-

chef Nikita Chruschtschow bis dahin stets geleugnet hatte. Um kein weiteres Risiko einzugehen, verbietet Eisenhower die U-2-Flüge über der Sowjetunion und setzt nun ganz auf die Satellitentechnik.

Allerdings haben die Experten noch keinen Weg gefunden, um Bilder aus dem All in großer Menge und hoher Auflösung per Funk zu übertragen. Weil die Zeit drängt, entwickeln sie ein System, bei dem belichtete Filmstreifen in Kapseln zurückgelangen: Die Behälter werden vom Satelliten abgeschossen, zunächst durch eine eigene kleine Rakete auf Kurs gebracht und später durch eine Bremsrakete verlangsamt. Dann schweben sie, nach dem Eintritt in die Atmosphäre, an Fallschirmen langsam zur Erde. Militärflugzeuge sollen das Material noch in der Luft abfangen.

Nach dem Eintreten in die Atmosphäre wird die Kapsel mit dem Film einer US-Satellitenkamera von einem Fallschirm abgebremst. Damit sie nicht in falsche Hände gerät, wird sie noch in der Luft von einem Flugzeug abgefangen

Im August 1960 ist das System so weit ausgereift, dass die USA ihren ersten reinen Aufklärungssatelliten starten. Das erste Spionagebild aus dem All, zwei weiße Schrammen vor grauem Hintergrund, ist nur schwer als sowjetischer Militärflugplatz zu erkennen. Doch es belegt, dass die neue Technik grundsätzlich funktioniert. Eisenhower gründet einen eigenen Geheimdienst für den Betrieb von Spionagesatelliten: das „National Reconnaissance Office", das so geheim ist, dass von seiner Existenz bis 1992 außer den anfangs rund 50 Mitarbeitern kaum jemand etwas erfährt.

Innerhalb weniger Jahre sind die USA in der Lage, sämtliche Großstädte, Militärflughäfen, Raketen- und Marinestützpunkte der UdSSR zu erfassen. Außerdem können sie nun die Staaten des Warschauer Pakts, das kommunistische China und den größten Teil der restlichen Welt ausspähen. Noch aber sind die Fotos unscharf. Und häufig scheitert eine Mission, weil der Satellit die Umlaufbahn nicht erreicht oder die Kamera versagt.

Im Juni 1971 bringt das NRO den bis dahin komplexesten Satelliten ins All: Der mit vier Rückholkapseln ausgestattete „Big Bird" umkreist binnen 90 Minuten die Erde. Zwei gewaltige, per Schaltuhr gesteuerte Kameras erfassen pro Bild Geländestreifen von jeweils 685 Kilometer Länge mit einer so hohen Auflösung, dass Objekte ab 60 Zentimeter Größe scharf erkennbar sind.

Nach wenigen Tagen schickt „Big Bird" die ersten beiden Filmkapseln zur Erde – mit Aufnahmen von zwei Dritteln aller bekannten sowjetischen Raketenbasen. Euphorisch erwarten die Geheimdienstler den Wiedereintritt des dritten Behälters. Bei dem aber reißt ein Fallschirm ab, und er stürzt nahe Hawaii in den Pazifik.

Trotz des Verlustes der Kapsel feiern die Amerikaner die Mission als Erfolg – denn immerhin haben die ersten beiden Filme gezeigt, dass der neue Satellit besseres Material liefert als jeder andere zuvor. Der Geheimdienst NRO lässt lediglich stärkere Fallschirme für die Rückholkapseln herstellen.

In den folgenden Jahren schicken die Amerikaner 18 weitere „Big Birds" ins All. Und ab 1976 zudem Satelliten, die digitale Bilder in Echtzeit zur Erde funken, die Objekte schon bald auch bei Nacht, unter dichten Wolken und unter der Erdoberfläche finden und abbilden – und die sogar, ausgestattet mit gewaltigen Parabolantennen, über Funk geführte Gespräche abhören.

Nur dank dieser Daten aus dem All ist die Supermacht USA während des Kalten Krieges imstande, die militärische Stärke des Ostblocks einzuschätzen. Später wird das US-Militär in den Konflikten, die Amerikaner nach dem Fall des Eisernen Vorhangs im Nahen und Mittleren Osten ausfechten, Satelliteninformationen auch im Kampf einsetzen: Dann werden Befehlshaber mithilfe direkt in die Gefechtsstände gelieferter Aufnahmen aus dem All Truppenbewegungen und verdächtige Fahrzeuge verfolgen, werden US-Computer aus den Daten vernetzter Raumflugkörper 3-D-Ansichten von Terroristencamps erstellen. Werden auf niedrigen Flugbahnen kreisende Spionagesatelliten selbst wenige Zentimeter große Objekte auf die Bildschirme der Geheimdienste zaubern.

All dies aber können Experten nur mutmaßen, denn Militär und Nachrichtendienste in aller Welt geben die Fähigkeiten ihrer Satelliten nicht preis: Kaum ein Bereich geheimdienstlicher Arbeit ist strenger geschützt als die Spionage aus dem Weltraum – die schnellste und unauffälligste Art, seinen Feind zu durchschauen. ●

Morgen ist heute schon gestern.

Lesen oder verschenken Sie 6 x GEO EPOCHE frei Haus – inklusive Geschenk.

GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

Herzlichst Ihr

Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE

IHRE Abovorteile

1 **Nach-Hause-Service**
Garantiert keine Ausgabe verpassen.

2 **Dauerhafte Ersparnis**
6 x im Jahr 10 % sparen und portofreie Lieferung.

3 **Ohne Risiko**
Nach einem Jahr jederzeit kündbar.

4 **Dankeschön gratis**
Geschenk nach Wahl zur Begrüßung.

5 **Wahlweise mit DVD**
Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.

Verlag: Gruner + Jahr AG & Co. KG, Alexander Schwerin, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg. AG Hamburg, HRA 102 257.
Vertrieb: Belieferung, Betreuung und Inkasso erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH, Nils Oberschelp (Vorsitz), Heino Dührkop, Dr. Michael Rathje, Düsternstraße 1–3, 20355 Hamburg, als leistender Unternehmer. AG Hamburg, HRB 96752.

GEO EPOCHE bestellen

Per Post:

Karte abschicken

Per Telefon: (bitte die Bestell-Nr. – siehe Karte – angeben)

+49 (0)40/5555 89 90

1. GEO EPOCHE-Heftpaket
Historisches Wissen erleben:
- „Piraten" – Freibeuter, Abenteurer, Menschenhändler: 2000 Jahre Seeräuberei
- „Die Zeit der Kreuzritter" – 1096-1291

GRATIS zur Wahl

2.

3.

2.+3. PHILIPS Kopfhörer „SHL 3000"
Macht Musik zum Hörerlebnis:
- mit verstellbaren Ohrmuscheln
- 1,2-m-Kabel; 32-mm-Lautsprechertreiber
- wahlweise in Weiß (2.) oder Blau (3.)

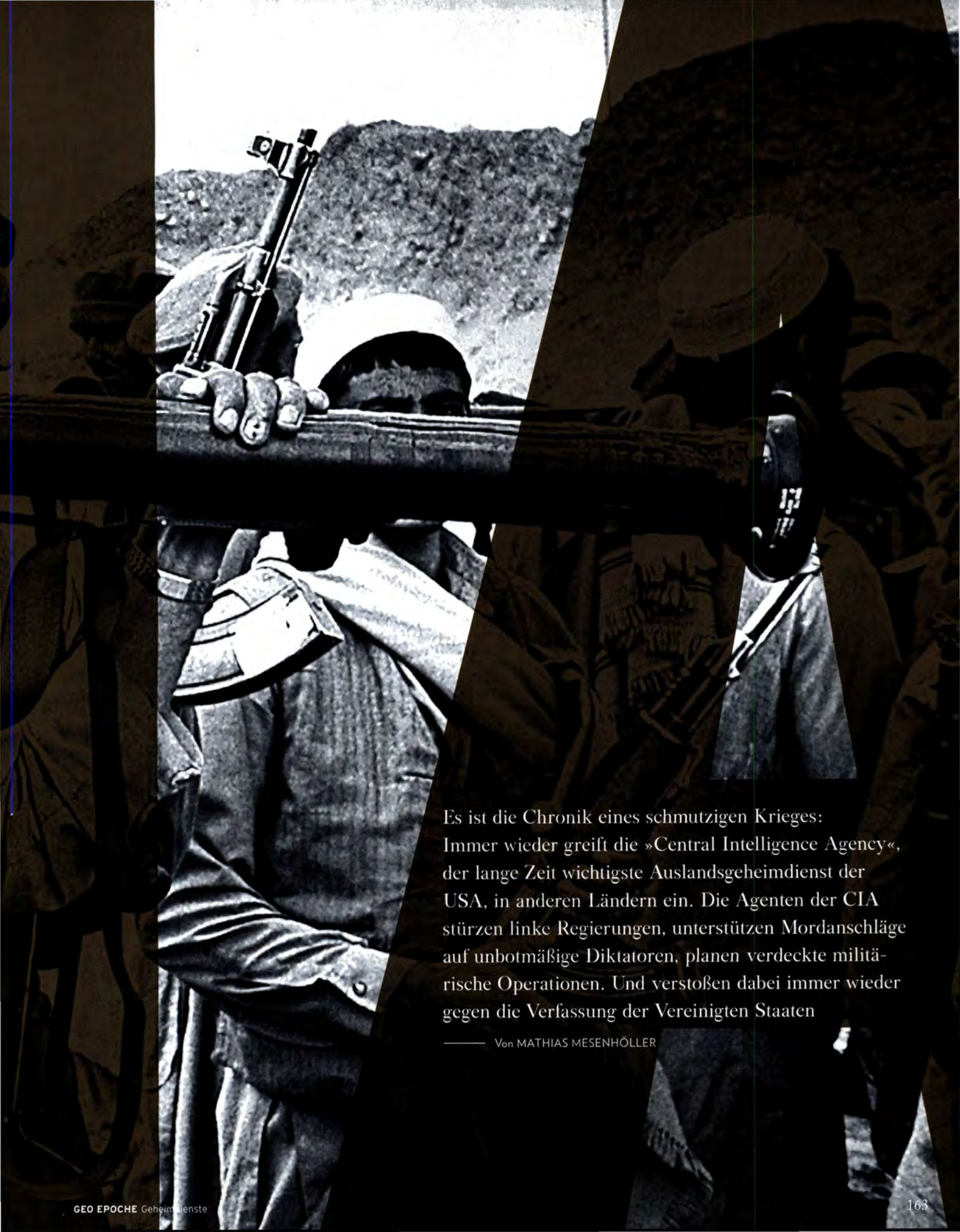
4. HÄUSSER-Uhr „Discovery"
Immer die Zeit im Blick:
- mit Leuchtzeigern und -ziffern, Datumsanzeige und Textilarmband
- Gehäuse-Ø: ca. 40 mm

Online mit größerer Geschenkauswahl:

www.geo-epoche.de/abo

Oder einfach QR-Code mit dem Smartphone einscannen und bestellen:

In ihrem geheimen Krieg gegen den internationalen Kommunismus soll die CIA jeden Widerstand gegen die UdSSR fördern – welche Ziele die Rebellen sonst verfolgen, interessiert die Regierung nicht. So liefert die Agency mobile Stinger-Raketen (Foto) an die Mudschaheddin, die gegen die sowjetischen Besatzer in Afghanistan kämpfen. Doch als sich die Rote Armee bis 1989 aus dem Land zurückzieht, bleiben Tausende der hocheffektiven Luftabwehrwaffen in den Händen der islamistischen Krieger



Es ist die Chronik eines schmutzigen Krieges: Immer wieder greift die »Central Intelligence Agency«, der lange Zeit wichtigste Auslandsgeheimdienst der USA, in anderen Ländern ein. Die Agenten der CIA stürzen linke Regierungen, unterstützen Mordanschläge auf unbotmäßige Diktatoren, planen verdeckte militärische Operationen. Und verstoßen dabei immer wieder gegen die Verfassung der Vereinigten Staaten

Von MATHIAS MESENHÖLLER

Aus großer Höhe betrachtet, erinnert die Adresse 1000 Colonial Farm Road, McLean, Virginia 22101, an eine Nervenzelle. Von einem unregelmäßigen Körper scheinen dünne Fortsätze auszugehen, an deren Enden Synapsen liegen. Nähert man sich von oben, erweisen sich die tentakelähnlichen Leitungen als Straßen, gesäumt von Bäumen und Strommasten. Riesige Parkplätze werden erkennbar. Noch näher zeigt die Anlage zwei rechtwinklige Bürokomplexe mit begrünten Höfen, die wie ein Universitätscampus wirken. Ein Kraftwerk zur Stromerzeugung, einen Wasserturm. Das ist keine Nervenzelle. Sondern ein ganzes Gehirn – das geheime Gehirn der USA.

Langley.

Dieser Ortsteil von McLean, Virginia, ein paar Kilometer nordwestlich von Washington D. C., beherbergt einen Mythos. Das Hauptquartier der vielleicht berühmtesten und berüchtigtsten Institution der Vereinigten Staaten. Der „Central Intelligence Agency".

Für ihre Verteidiger ist die CIA die Beschützerin der freien Welt, Siegerin des Kalten Krieges. Für Skeptiker ist sie eine zwielichtige Behörde, die unkontrollierte Privatarmee des Präsidenten.

Vor allem ihre Gegner trauen ihr alles zu: gewählte Regierungen zu stürzen und Diktatoren den Steigbügel zu halten (stimmt); die Ausspähung amerikanischer Journalisten (stimmt); die Ghettos von Los Angeles mit Crack verseucht und John F. Kennedy ermordet zu haben (stimmt nicht); Entführung und Folter (stimmt); Kooperation mit der Mafia (stimmt), den HI-Virus in Umlauf gebracht zu haben (stimmt nicht).

Bereits um 1948 nimmt die CIA Einfluss auf die Wahlen in Italien. 1953 organisiert die Agency den Sturz der iranischen Regierung, 1954 unterstützt sie einen Putsch in Guatemala und beginnt Sabotageoperationen in Nordvietnam.

1961 orchestriert sie eine Invasion von kubanischen Exilanten auf ihrer Heimatinsel, spinnt immer wieder Mordkomplotte gegen den dortigen Regierungschef Fidel Castro.

1973 ist die CIA in den chilenischen Militärputsch verwickelt, ab 1975 versorgt sie eine Partei im angolanischen Bürgerkrieg mit Waffen und Söldnern. Nach dem sowjetischen Einmarsch in Afghanistan 1979 rüstet der Geheimdienst den muslimischen Widerstand dort mit Waffen aus – und versucht mehr als 20 Jahre später zu verhindern, dass die gegen US-Truppen eingesetzt werden.

In den 1980er Jahren unterstützt die Agency die „Contra"-Rebellen im nicaraguanischen Bürgerkrieg sowie den Krieg des irakischen Diktators Saddam Hussein gegen den Iran. In den 1990er Jahren führt sie die nordirakischen Kurden in einen Aufstand – und lässt sie dann fallen, Tausende sterben.

Könnte man die Gebäude in Langley und anderer CIA-Quartiere von innen betrachten, würde man vor allem Männer und Frauen an Schreibtischen sehen. Sie studieren Zeitungen und Websites auf Englisch, Deutsch, Russisch, Kurdisch, Farsi, Arabisch, Paschtu, Chinesisch: die „offenen Quellen".

Immer wieder verhilft die CIA antikommunistischen Diktatoren zur Macht: Nach einem anglo-amerikanischen Putsch im Iran, den der Monarch Schah Resa Pahlewi unterstützt hat, wird er zum De-facto-Alleinherrscher gemacht

Andere Mitarbeiter werten Satellitenbilder aus oder entschlüsseln geheime Informationen, die Agenten in Übersee erbeutet haben. Bibliothekare halten eine Fachbücherei mit 125000 Bänden auf dem neuesten Stand, in Labors und Werkstätten untersuchen Physiker, Chemiker und Ingenieure fremde Spionagetechnik, experimentieren mit eigener.

Politikwissenschaftler, Völkerkundler, Ökonomen, Psychologen versuchen die Erkenntnisse zu deuten, schreiben Einschätzungen und Empfehlungen.

Redakteure bereiten das „Produkt" mit Hilfe von Grafikern für die „Klienten" auf: CIA-Jargon für Entscheidungsträger in Politik und Militär, die von der CIA beraten werden. Derweil planen und überwachen Mitarbeiter Operationen rund um den Globus, von denen die Mehrheit nie bekannt werden wird.

Eine große Staatsbehörde, die Informationen sammelt, forscht, warnt – und lügt, stiehlt und tötet. Mit einem Budget von knapp 15 Milliarden Dollar und mehr als 20000 Angestellten, darunter ebenso viele Frauen wie Männer.*

Auch das unterscheidet die große CIA 2014 von der kleinen Behörde in ihrem Gründungsjahr 1947. Geblieben aber ist der Auftrag: Informationen über Amerikas Feinde zu sammeln und Gegner abzuwehren. Und das Motiv, aus dem die Agency einst entstanden ist, das ihre Geschichte bestimmt hat und das sich auffällig vom amerikanischen Selbstverständnis unterscheidet, vom Geist der ältesten konstitutionellen Republik der Welt.

Das Motiv heißt: Angst.

Die Anfänge

Als 1945 der Zweite Weltkrieg endet, sind die USA der große Gewinner. Reicher, mächtiger als jeder Konkurrent, allein im Besitz der Atombombe.

Und dennoch belastet ein Trauma die Sieger: der japanische Überraschungsangriff auf Hawaii, bei dem 1941 ein großer Teil der in Pearl Harbor liegenden Flotte zerstört wurde – unter anderem, weil die USA über keinen effektiven Spionageapparat verfügten.

Zwar hat Washington seither einen schlagkräftigen Geheimdienst aufgebaut, das „Office of Strategic Services". Nun aber ist der Krieg vorbei, und so greift zunächst die amerikanische Skepsis gegen eine Spionageorganisation: Noch 1945 wird das OSS aufgelöst.

Bereits im Jahr darauf legt eine Untersuchungskommission zu Pearl Harbor ihren Abschlussbericht vor, der die Schwächen der US-Feindaufklärung offenlegt. Gleichzeitig fordern OSS-Veteranen, auch in Friedenszeiten einen Auslandsnachrichtendienst zu unterhalten, wie jede andere Großmacht.

Für viele Amerikaner ist das ein hässlicher Gedanke. Immerhin ist die Nation einst als Gegenmodell zu den Staaten der Alten Welt entstanden, zu deren geheimen Machtzentren und undemokratischen Gewalten. Doch schon bald nach Kriegsende zerfällt das Bündnis mit der UdSSR. Der stärkste Alliierte im Kampf gegen das NS-Regime wandelt sich nun zum Gegner.

Am 26. Juli 1947 unterschreibt Präsident Truman ein zuvor vom Kongress bewilligtes Gesetz, das die Einrichtung einer Central Intelligence Agency ermöglicht, beaufsichtigt von einem „Nationalen Sicherheitsrat". Sie soll vor allem Informationen aus den Aufklärungsabteilungen der Teilstreitkräfte und des Außenministeriums bündeln, mit eigenen Erkenntnissen verknüpfen und auswerten.

Iran, 1953

Der erste Schlag im globalen Untergrundkrieg der CIA trifft Persien: Aus Furcht vor der Hinwendung des Landes zur UdSSR, aber auch, um die Interessen einer Ölfirma zu schützen, organisiert die Agency gemeinsam mit dem britischen MI6 die Beseitigung des iranischen Premiers Mossadegh

Die Panzer der von der CIA zum Aufstand angestifteten Militärs beherrschen rasch die Straßen der Hauptstadt

Der schwerkranke Premier Mossadegh, 71 Jahre alt, wird abgesetzt und vor ein Militärtribunal gestellt

* Sämtliche Angaben über Personalstärke und Budget der US-Geheimdienste beruhen auf Schätzungen und punktuellen Veröffentlichungen; die genauen Daten sind streng geheim.

Ein Satz des Statuts wird gewaltige Folgen für die CIA haben, die USA, die Welt: die Erlaubnis, „solche weiteren Funktionen zu erfüllen", wie sie der Sicherheitsrat „zu Zeiten anordnen wird".

Weder Präsident Truman noch die Abgeordneten und Senatoren, das Militär und schon gar nicht die Öffentlichkeit ahnen, welchem Monstrum diese Formulierung den Weg bereitet. Sie wird es dem Weißen Haus ermöglichen, mit Hilfe der CIA Propaganda zu lancieren, ohne ihren Inhalt verantworten zu müssen; politischen Druck auszuüben, ohne Diplomaten zu verwickeln; militärisch einzugreifen, ohne offiziell Streitkräfte zu entsenden. Und oft genug darüber die zuständigen Kontrollorgane nicht zu informieren.

Es wird zu Manipulationen, Rechtsbrüchen und Gewalttaten kommen – ein fortgesetzter Verrat an den Idealen, auf denen die USA gegründet sind.

Genau so empfinden es anfangs auch viele, die ihn begehen. Doch sind da auch die Worte des ersten US-Präsidenten, George Washington, der einst mit Hilfe von Agenten den Unabhängigkeitskrieg gegen die Briten gewann: „Um die Pläne eines sich rüstenden Feindes zu durchkreuzen, ist nichts notwendiger als geheimes Wissen. Und nichts ist schwerer zu erlangen." In der Tat wähnen sich die USA einem Feind gegenüber, dessen Ressourcen, Streben nach Weltherrschaft und dämonisches Geschick große Zurückhaltung verbieten: dem vordringenden Kommunismus.

Bis 1949 etabliert Sowjetdiktator Stalin im Osten Mitteleuropas Marionettenregimes, riegelt Westberlin ab, bedroht den Iran, Griechenland, die Türkei. Im selben Jahr siegen Mao Zedongs Truppen im chinesischen Bürgerkrieg, zündet die Sowjetunion eine eigene Atombombe. 1950 überfällt der kommunistische Norden Südkorea. Ein Angriff auf Westeuropa scheint nur eine Frage der Zeit. Der dritte Weltkrieg hat längst begonnen. Sein Verlierer, das gilt als ausgemacht, wird untergehen.

Indes wissen die USA fast nichts über den Gegner. Denn Stalins Reich ist schwer zugänglich. Die CIA soll diesen Schutzwall überwinden – und den Westen um jeden Preis vor einem zweiten, riesenhaften Pearl Harbor bewahren.

Ihr provisorisches Hauptquartier befindet sich anfangs größtenteils in einem brüchigen Komplex im Washingtoner Stadtteil Foggy Bottom. Die Männer und wenigen Frauen, die hier zusammengezogen werden, sind überwiegend jung, haben unterschiedliche Hintergründe. Veteranen des OSS, Sprösslinge der Ostküstenaristokratie, Emigranten aus dem verheerten Europa, Collegedozenten; der Missionarssohn arbeitet neben dem arabischstämmigen Juristen, dem Ex-Polizisten aus dem Mittleren Westen. Etwa 100 Mitarbeiter, fast alle sind mehrsprachig. Viele haben Kriegserfahrung.

In der Nacht des 5. September 1949 beginnt ihr Gegenangriff.

Von Westdeutschland über Polen dringt ein Transportflugzeug vom Typ Douglas C-47 in den sowjetischen Luftraum ein. Es trägt keine Hoheitszeichen; Pilot und Kopilot sind Tschechen. Im Rumpf hocken zwei Männer mit Rucksackfallschirmen, jeweils einen kleinen Koffer um die Hüfte geschnallt.

Als moskauhörig schmähen diese Söldner Präsident Jacobo Árbenz Guzmán, dessen Foto sie auf eine Puppe geklebt haben. Die vermeintlichen Freiheitskämpfer wurden von der CIA angeheuert

Guatemala, 1954

Vor allem auf dem amerikanischen Kontinent bekämpft die CIA linke Politiker mit allen Mitteln. So stürzt sie den Präsidenten von Guatemala, weil der Ländereien des US-Konzerns United Fruit Company enteignet und an arme Bauern verteilt hat

Ihre Kleidung stammt aus sowjetischer Fertigung, in den Taschen stecken Pässe der UdSSR, Arbeitsbücher: Es sind Blankofälschungen aus Wehrmachtsbeständen, in die CIA-Spezialisten Daten, Stempel und Unterschriften eingefügt haben – nach gründlicher Analyse echter Dokumente, Interviews mit Flüchtlingen aus dem Osten.

Die Namen und Orte führen zurück zu zerstörten Fabriken, ausgelöschten militärischen Einheiten, verbrannten Archiven, sodass sie nicht zu überprüfen sind. Die Lebensgeschichten zu den Papieren haben die beiden Männer auswendig gelernt, sich Funksignale und Flugzeugtypen eingeprägt, präzises Beobachten geübt. Fast ein Jahr haben Training und Vorbereitungen gedauert, seit die beiden heimlich die Ukraine verlassen haben: als Abgesandte einer nationalen Widerstandsgruppe. Nun kehren sie im Auftrag der Agency zurück.

Als die Maschine die östlichen Karpaten erreicht, geht der Pilot auf 200 Meter hinunter. Der Kopilot klettert nach hinten und gibt das Zeichen. Laut singen die beiden Ukrainer gegen den Motorenlärm an, ein Partisanenlied. Dann springen sie ab.

Vier Tage später trifft in einer CIA-Station in Deutschland ein Funkspruch aus einem der Geräte ein, die in den umgeschnallten Koffern verborgen waren. Der neue Dienst hat seine ersten Späher im Inneren der UdSSR untergebracht.

Über die Westukraine und das Baltikum schleust die CIA in den folgenden Jahren ähnlich ausgebildete Agenten ein. Sie beobachten Flugplätze, Armeebasen, suchen Atomanlagen. Vor allem sollen sie den Westen rechtzeitig vor einem beginnenden Angriff warnen.

Aufwand und Verluste sind enorm. Und so läuft das Programm aus, als nach Stalins Tod 1953 die akute Kriegsfurcht abschwillt, die Sowjetunion sich gegenüber Diplomaten, Journalisten, Reisenden offener zeigt und es möglich wird, den Gegner auf konventionellem Weg auszuforschen.

Zugleich verschärft sich der verdeckte Weltkrieg an anderen Fronten: in den unruhigen Kolonien der „Dritten Welt" zwischen westlichem und östlichem Lager sowie in aufstrebenden Nationen im Mittleren und Fernen Osten.

Der Sündenfall

Der Vormittag des 25. Juni 1953 ist schwül, später regnerisch. Durch das Büro von US-Außenminister John Foster Dulles zieht schwerer Zigarrenrauch. Dulles blättert in einem 22 Seiten langen Dossier. „Operation Ajax". Rechts und links von ihm sitzen sein Bruder Allen Dulles, Direktor der CIA, und dessen Chefplaner für Operationen im Mittleren Osten, Kermit Roosevelt. Zudem am Besprechungstisch: sechs hochrangige Diplomaten und Beamte, dazu der Verteidigungsminister, ein Adjutant.

Roosevelt ist nervös. Operation Ajax ist sein Projekt. Die anderen zehn Männer im Raum sollen es diskutieren.

Doch dazu kommt es nicht. Nach kurzer Einführung bittet der Außenminister Roosevelt, die Operation vorzustellen, erkundigt sich nach einem Detail, dann fragt er die Meinung der Anwesenden ab. Doch da Dulles offensichtlich bereits entschieden hat, wagt niemand einen Widerspruch. Ohne Debatte wird der Plan genehmigt: Die CIA soll „den Irren" in Teheran aus dem Weg räumen.

Der „Irre" ist Irans Premierminister Mohammad Mossadegh, ein 71-jähriger exzentrischer Aristokrat und glühender Patriot. Ihm ist es gelungen, das zwischen radikalen Fundamentalisten und Liberalen, Kommunisten und Monarchisten, zwischen Arm und Reich zerrissene Land in einem Anliegen zu einen: der Verstaatlichung der Ölindustrie.

Kongo, 1960

Mit Billigung von Präsident Eisenhower plant die CIA, Patrice Lumumba zu ermorden, den unbotmäßigen Premier des Kongo. Doch Offiziere der ehemaligen Kolonialmacht Belgien kommen den Amerikanern zuvor und lassen Lumumba erschießen

Lumumba nach seiner Verhaftung durch Putschisten. Kurz darauf lassen ihn seine Gegner ermorden

Den Befehl zum Mord an Lumumba gibt Joseph Mobuto; der Armeechef steht auf der Gehaltsliste der CIA

Seit Anfang des Jahrhunderts wird ein Großteil von Irans Ölvorkommen von einem britischen Unternehmen gefördert. Zuletzt führte es eine feste Summe pro Fass sowie 20 Prozent seiner Profite ab – während westliche Öl-Firmen in Venezuela oder Saudi-Arabien bereits einen „Fifty-fifty"-Standard etabliert haben, Ölnation und Förderer den Gewinn also gleichberechtigt teilen.

Im Iran wollen die Briten davon lange nichts wissen. Und so kann sich Mossadegh mit einem radikalen Programm durchsetzen: Am 1. Mai 1951 wird die Ölfirma per Gesetz enteignet.

ten unterwanderten Iran. Doch Mossadegh bleibt hart: Die britische Ölfirma soll aus dem Land verschwinden.

1952 gehen dem Iran die Devisen aus. Der Wert des Geldes verfällt, Not breitet sich aus, Chaos, der Teheraner Polizeichef wird ermordet.

Mossadegh regiert mit Ausnahmevollmachten und Kriegsrecht, nähert sich scheinbar den iranischen Kommunisten an. Die Briten sehen darin einen Bluff. Gleichwohl bestärken sie die US-Regierung in der Furcht, der Westen könnte das Land an Moskau verlieren – und schlagen vor, Mossadegh mit Hilfe ihrer

terem Haar. Noch am selben Tag erreicht er Teheran und kontaktiert einen CIA-Agenten. Dessen abgeschirmtes, komfortables Haus in den Bergen vor der Stadt wird Roosevelts Quartier.

Amerikaner wie Briten verfügen im Iran über Agenten und politische Kontakte. Bereits seit dem Frühjahr bereiten diese Männer einen Staatsstreich vor, bestechen Parlamentsmitglieder, religiöse Führer, Militärs. Und sie bezahlen Zeitungen, damit sie politische und persönliche Verleumdungen drucken; Flugblätter mit Karikaturen werden verteilt, deren Entwürfe Washington liefert.

Die US-Regierung unterstützt die Invasion auf der Karibikinsel unter anderem dadurch, dass sie den Anti-Castro-Truppen 1961 alte Kampfflugzeuge überlässt (abgeschossener Bomber auf Kuba)

Kuba, 1961

Kubas Diktator Fidel Castro ist der Erzfeind der CIA: Mindestens achtmal versucht der Dienst, ihn umzubringen. Zudem bildet er jene Kämpfer aus, die im April 1961 auf der Karibikinsel landen, um das linksgerichtete Regime Castro zu stürzen

Das kann London nicht hinnehmen – das halbstaatliche Unternehmen ist die größte britische Kapitalanlage in Übersee. Seine Einnahmen stützen die lahmende Nachkriegswirtschaft im Vereinigten Königreich, die Steuern darauf den Staatshaushalt. Großbritannien erlässt ein Handelsembargo, droht den Reedern von Tankern mit Anzeigen, sollten sie iranisches Öl transportieren.

Schon früh suchen US-Unterhändler nach einem Kompromiss zwischen ihrem engsten Verbündeten und dem unruhigen, vermeintlich von Kommunis-

Geheimdienste zu stürzen, ein autoritäres Regime zu etablieren, das der Schah Mohammad Resa Pahlewi führen soll, Irans königliches Staatsoberhaupt.

Die USA stehen vor der Wahl zwischen ihren Ängsten und eigenem wirtschaftlichen Machtstreben auf der einen Seite und ihrer Rolle als Vorkämpfer der Freiheit auf der anderen.

Sie wählen die Angst.

Am 19. Juli 1953 überquert Kermit Roosevelt unter einem Decknamen die irakisch-iranische Grenze: ein 37-jähriger, jungenhafter Brillenträger mit schüt-

In der Nacht auf den 2. August hält eine schwarze Limousine vor dem Haus in den Bergen. Roosevelt steigt in den Fond. Kurz vor seinem Ziel, dem königlichen Palast, rutscht er vom Sitz, verbirgt sich unter einer Decke. Erst als der Wagen hinter dem Tor zum Stehen kommt, setzt der CIA-Mann sich wieder auf. Der Fahrer steigt aus. Vom Palast her nähert sich eine schlanke Gestalt, öffnet den Schlag und steigt ein.

„Guten Abend, Mr. Roosevelt."

„Guten Abend, Eure Majestät."

Den ursprünglichen Umsturzplan haben die Briten entworfen. Kermit Roosevelt hat ihn umgeschrieben, mehr operative Freiheit eingefügt. Die entscheidende Größe aber ist geblieben: der Schah. Roosevelt kennt ihn seit 1947.

Doch obwohl Mohammad Resa Pahlewi von Mossadegh wiederholt ge-

demütigt worden ist, zögert er, einem Putsch zuzustimmen. Mehrere nächtliche Treffen folgen.

Schon vorher haben mit der CIA verschworene iranische Konservative den Monarchen gedrängt, Mossadegh zu entlassen und durch einen loyalen General zu ersetzen, Fazlollah Zahedi. Roosevelt wiederum bürgt nun für die Unterstützung der USA und Großbritanniens. Schließlich willigt der Schah ein.

In der Nacht auf den 16. August 1953 lässt er die ihm ergebene Palastgarde ausrücken. Sie soll die wichtigsten Getreuen Mossadeghs verhaften, vor allem den Armeechef. Doch die Einheit trifft ihn nicht an – sondern stößt vor Mossadeghs Residenz auf seine Truppen: Offensichtlich hat sie jemand verraten.

Am nächsten Tag beherrscht regierungstreues Militär die Straßen, das Radio spricht von einem Putschversuch. Der Schah flieht ins Ausland, Zahedi taucht unter.

Nachmittags mündet eine Siegeskundgebung in Ekstase, wenig später stürzen Mossadeghs Anhänger Pahlewi-Statuen von ihren Sockeln.

Der Coup scheint gescheitert.

Roosevelt aber sieht noch eine Chance. Er hat Kopien jener Dekrete, in denen der Schah Mossadegh absetzt und Zahedi zum Premier beruft. Bis zum Abend vervielfältigen CIA-Männer in einem Versteck die Kopien. Am folgenden Morgen brechen Vertrauensleute in Provinzstädte auf, um Armeekommandeuren die Dekrete zu zeigen, sie zum Marsch auf Teheran zu bewegen.

Zugleich bringen die Amerikaner Zahedi in einer konspirativen Wohnung unter. Sie versorgen die internationale Presse mit teils falschen Nachrichten; ihre Mittelsmänner nehmen jeden in die Pflicht, der ihnen einen Gefallen schuldet, um Flugblätter und die Dekrete in Umlauf zu bringen sowie Gerüchte, Mossadegh wolle das Land den Kommunisten ausliefern, die Monarchie beseitigen – und mit ihr den Islam.

Aufrührer stacheln die erregten Menschen zu Plünderungen und Ausschreitungen an. Sicherheitskräfte, die Mossadegh schickt, prügeln auf die Demonstranten ein.

Doch dann empfiehlt das US-Außenministerium Roosevelt, sich abzusetzen, wohl um die Beteiligung der CIA an dem scheinbaren Fiasko zu verschleiern. Entweder erhält Roosevelt den Funkspruch nicht, oder er ignoriert ihn.

Für den folgenden Tag hat er die Entscheidungsschlacht angesetzt. Früh am Morgen sammeln sich beim Basar im Süden des Stadtzentrums mehrere Hundert Männer mit Knüppeln, Messern und Bildern Mohammad Resa Pahlewis.

Es sind Schläger, Gefolgsleute der CIA-Kollaborateure, überzeugte Monarchisten. In mehreren Gruppen ziehen sie nach Norden durch das Zentrum.

Sie fallen über Partei- und Regierungsgebäude her, Zeitungsredaktionen. Passanten schließen sich ihnen an, Soldaten, Palastgardisten. Aus dem Umland kommen Unterstützer in Autos, hupend, mit Bildern des Monarchen hinter den Scheibenwischern. Die Wühlarbeit der CIA hat sich ausgezahlt.

Erst gegen Mittag setzt Mossadegh seine Truppen in Marsch. Doch in den folgenden Stunden wechseln immer mehr Soldaten und Polizeibeamte die Seiten, Offiziere ziehen ihre Mannschaften zurück oder verhalten sich neutral. Es spricht sich herum, dass königstreue Einheiten aus der Provinz heraneilen.

In Guatemala und Florida betreibt die CIA geheime Ausbildungscamps für die rund 1500 Exilkubaner, die ihre alte Heimat von den Kommunisten zurückerobern sollen

Mehr als 1000 Invasoren werden nach dem gescheiterten Angriff gefangen genommen, die CIA ist blamiert, Präsident Kennedy denkt über eine Zerschlagung des Dienstes nach

Gewehrfeuer ist zu hören, Mörserabschüsse hallen durch die Stadt.

Am Nachmittag besetzen Aufrührer das Rundfunkgebäude und verbreiten die Meldung, die Regierung sei gestürzt, der Schah auf dem Heimweg. Roosevelt holt Zahedi aus dessen Versteck.

Inzwischen belagern die Regierungsgegner Mossadeghs Residenz. Kugeln, Panzergranaten schlagen ein. Schließlich meldet der Kommandant der Wache, er könne das Gebäude nicht mehr halten. Daraufhin flieht der alte Premier mit seinen engsten Gefährten über die Gartenmauer und versteckt sich auf einem Nachbargrundstück. Hunderte Tote säumen inzwischen die Straßen.

Drei Tage nach dem Umsturz landet der Schah in Teheran. Säuberungen beginnen, der Aufbau einer Diktatur – deren berüchtigte Geheimpolizei „Savak" auch von der CIA ausgebildet wird.

Mohammad Mossadegh wird am Tag nach seiner Flucht gefasst und später zu drei Jahren Einzelhaft verurteilt, anschließend steht er bis zu seinem Tod unter Hausarrest. Die britische Ölfirma kehrt zurück – als Teil eines internationalen Konsortiums und unter deutlich verbesserten Konditionen für den Iran.

Kermit Roosevelts Erfahrungen gehen in die Lehrbücher der Agency ein.

Und John Foster Dulles meint, endlich ein Mittel gegen den vordringenden Kommunismus gefunden zu haben.

Die CIA.

Hybris

In den 1950er Jahren mehren sich die verdeckten CIA-Operationen insbesondere in Lateinamerika und Asien. *Covert action* erscheint als Allheilmittel, als dritte Option zwischen offenem Krieg und diplomatischer Hilflosigkeit. Erfolge wie der Regimewechsel im Iran und ein Coup 1954 in Guatemala machen die Verantwortlichen blind für Misserfolge – bis die CIA-Aktionen in einem Desaster gipfeln. In einer Operation, die so arrogant und unüberlegt ist, zudem öffentlich scheitert, dass erstmals laute Zweifel an der Professionalität der CIA aufkommen, ihrer Legitimität, ihren Methoden.

Am 19. Januar 1961 bespricht sich der neu gewählte US-Präsident John F. Kennedy mit seinem Vorgänger Eisenhower im Weißen Haus. Schon die zweite Frage Kennedys betrifft Kuba.

Dort haben gut zwei Jahre zuvor linksgerichtete Rebellen unter Fidel Castro einen von den USA alimentierten Diktator gestürzt. Auf einer Insel, die nur rund 150 Kilometer vor der Küste Floridas liegt. Und abermals sind Wirtschaftsinteressen im Spiel – bei einer Bodenreform sind unter anderem auch US-Agrarkonzerne enteignet worden.

Eisenhowers Rat ist nachdrücklich: Die Regierung muss beseitigt werden. Pläne der CIA für eine geheime Invasion gibt es bereits.

»Er ist ein Hurensohn, aber er ist unser Hurensohn«, bemerkt US-Außenminister Cordell Hull über Trujillo

Auch Kennedy ist ein entschiedener Gegner der Kommunisten. Doch setzt er nicht nur auf schiere Machtdemonstration, sondern ebenso auf die Kraft der Entwicklungshilfe: Er hat erkannt, dass die USA zunehmend als globaler Rowdy wahrgenommen werden.

Allerdings will der junge, smarte, sonnengebräunte Präsident nicht als Schwächling dastehen. Und die Presse berichtet bereits, dass die USA Exilkubaner rekrutieren, sie in Guatemala ausbilden. Allgemein wird ein baldiger Angriff auf die Insel erwartet.

Der kaum noch geheime Plan sieht die Landung einer Brigade von Exilanten im Süden Kubas vor, die einen Volksaufstand auslösen soll. Einige Berater des Präsidenten sprechen sich gegen die Operation aus; einer bemerkt, man brauche keinen Experten, um herauszufinden, dass 1500 kubanische Exilanten weniger stark seien als Castros 25 000 Kämpfer.

Kennedy stimmt der Invasion dennoch zu, stellt aber zwei Bedingungen: Der Angriff soll „stiller" stattfinden als zunächst geplant, an einem weiter abgelegenen Ort – und ein Eingreifen regulärer amerikanischer Truppen komme nicht infrage: Die Rolle der USA müsse jederzeit „plausibel dementierbar" sein. Innerhalb von vier Tagen schreibt die CIA den Plan entsprechend um. Zu dem Preis, dass die Erfolgsaussichten sinken.

Dennoch versichern CIA-Chef Allen Dulles und der Leiter der Planungsabteilung, Richard Bissell, ein Gelingen sei noch wahrscheinlicher als bei früheren geglückten Unternehmen. Dass selbst Mitarbeiter der Agency dem Vorhaben keine Chance mehr geben, einen Aufstand gegen den populären Castro auszuschließen – das verschweigen sie.

Vermutlich aus Kalkül. Kennedy hat zwar eine offene Intervention der USA mehrfach ausgeschlossen. Wenn die Operation aber erst einmal angelaufen ist und zu scheitern droht, so glauben die beiden CIA-Männer, wird er schon Flugzeuge entsenden.

Dominikanische Republik, 1961

Lange lassen die USA ihren Alliierten Rafael Trujillo gewähren. Doch als der Diktator des Karibikstaates sich international zunehmend isoliert, liefert die CIA die Waffen für seine Ermordung

Die Agency schickt sich an, die Außenpolitik der USA nicht länger zu unterstützen, sondern: sie selbst zu machen.

Am Morgen des 15. April 1961 attackieren Exilanten in B-26-Bombern, wie sie auch Castro besitzt, dessen kleine Luftwaffe. Eine eigens mit kubanischen Hoheitszeichen präparierte Maschine fliegt nach Miami; der Pilot gibt sich als Deserteur aus und erklärt, den Angriff mit Gleichgesinnten geflogen zu haben. Er überzeugt kaum jemanden.

Knapp 48 Stunden später landet die Rebellen-Brigade in der Bahía de Cochinos, der „Schweinebucht" an der Südküste Kubas, angeführt von einem CIA-Mitarbeiter – der gar nicht an Land gehen sollte. Doch Grayston Lynch hat für die Befehle seiner Vorgesetzten so viel Respekt wie für die Vorgaben des Präsidenten.

18. April, Abend. Berater rufen Kennedy diskret aus einem Empfang im Weißen Haus. In der Schweinebucht läuft schief, was nur irgend schiefgehen kann: Der Landeplatz war nicht, wie eigentlich erwartet, nahezu menschenleer, Castros Militär auch dank einer übersehenen Funkstation rasch zur Stelle. Kubas Luftwaffe ist nicht zerstört, sondern bombardiert die Angreifer. Bei der Planung nicht erkannte Riffe haben verhindert, dass die Ausrüstung der Exilkubaner vollständig an Land gelangt; ein Fallschirmspringer hat sein Ziel verfehlt.

Nun fordern Bissell und andere, der Präsident solle den Kampfpiloten auf einem in der Nähe liegenden US-Flugzeugträger den Einsatz befehlen.

Keine offizielle Verstrickung, wiederholt Kennedy.

„Verdammt", antwortet ein Admiral: „Wir sind verstrickt!"

Später in der Nacht genehmigt das Weiße Haus zwar begrenzten Geleitschutz für eine weitere Angriffswelle der B-26-Bomber. Doch das ist zu wenig und zu spät. Am 19. geben die letzten Angreifer auf.

Die USA sind spektakulär gescheitert: an schlampiger Planung und unzulänglicher Aufklärung, an Hybris, Unentschlossenheit, unklaren Zielen.

Kennedy tobt. „In tausend Stücke schlagen" will er die Agency. Dulles muss bald darauf gehen, Bissell verlässt den Dienst ein paar Monate später.

Der Präsident aber besinnt sich. Das Instrument CIA ist einfach zu wertvoll. Es muss nur koordinierter arbeiten.

Zunächst bedeutet das freilich, dass Kennedy nun ältere Pläne für einen gezielten Anschlag auf Castro wieder aufgreift. Allerdings bleiben einige besonders skurrile Vorschläge der CIA-Techniker wie ein vergifteter Taucheranzug oder ein als Muschel getarnter Unterwassersprengsatz genau das: abenteuerliche Ideen.

Weil er ein Bollwerk gegen den Kommunismus ist, stützen die USA Trujillo. Schließlich aber billigt Präsident Kennedy den Mordanschlag auf den extrem brutalen Diktator. Also stellt die CIA die Gewehre bereit, lässt aber dominikanische Oppositionelle am 31. Mai 1961 auf den Chevrolet des Despoten feuern

Für konventionellere Attentatsversuche lässt sich die Agency sogar mit der Mafia ein, treibt auch noch in den Jahren nach Kennedys Tod 1963 ihre Mordpläne voran. Es werden Waffen auf die Insel geschmuggelt, Agenten eingeschleust, die Sabotageakte, Kommandoangriffe, Terroranschläge verüben, um das Regime zu destabilisieren.

Langley ein gigantischer Bürokomplex entstanden. Eine mehrflügelige, elegant moderne Anlage mit 130 000 Quadratmeter Fläche.

Das neue Hauptquartier soll die Atmosphäre auf einem College-Campus vermitteln: kreativ, kollegial, eine Gemeinschaft der „best and brightest", der besten und hellsten Köpfe des Landes.

nikation, insbesondere zwischen den beiden Hauptabteilungen: dem Direktorat für verdeckte Operationen und dem für Auswertung und Analyse.

Die zwei CIA-Bereiche, zuvor in verschiedenen Dienstsitzen untergebracht, ohne abhörsichere Telefonverbindung, arbeiten selten gemeinsam. Und spotten übereinander: Analytiker halten

Ngo Dinh Diem, hier bei einem Truppenbesuch am 8. Juli 1963, ist extrem korrupt, lässt Tausende vermeintliche politische Gegner umbringen, darunter selbst buddhistische Mönche – wird als Antikommunist aber von den Amerikanern mit großzügigen Subventionen finanziert. Bis Washington den Schützling fallen lässt

Große paramilitärische Operationen indes vermeidet die CIA nach dem Schweinebucht-Debakel – mit einer Ausnahme: In Indochina, vor allem in Laos und Südvietnam, trainiert die Agency Truppen, wächst ihre Präsenz.

Denn hier dämmert ein Krieg herauf, der vielen in Washington als Entscheidungsschlacht um Südostasien gilt.

Papier

Ende 1961 zieht die CIA um. Außerhalb Washingtons, knapp elf Kilometer Luftlinie vom Weißen Haus entfernt, ist in

Nicht jeder ist damit glücklich. Der Bau, ätzt ein CIA-Mann, mache „aus der verruchten Lady eine ehrbare Frau. Keine Spucknäpfe mehr, haltet die Schonbezüge sauber. Wir sollten aber lieber in dreckigen alten Löchern lauern, wo der Putz runterfällt und die Klos verstopfen. Da ist etwas in der Luft dieses Gebäudes, das in zu vielen Memos, zu vielen Meetings, nicht genug Drecksarbeit mündet."

Genau das aber ist John McCones Absicht, der als neuer Direktor eine Bürosuite im 7. Stock bezieht: mehr Memos, weniger Dreck. Mehr Kommu-

die Operations-Leute für primitive Draufgänger; die wiederum lachen über die zaudernden „Professoren". McCone sieht in dem neuen Gebäude nun eine Chance, die Fraktionen einander anzunähern, die Kommunikation der Agency zu verbessern, sie effizienter zu machen.

Vor allem räumt er der ursprünglichen Aufgabe der CIA höchste Priorität ein: die Regierung mit sicherheitspolitischen Einschätzungen zu versorgen.

Auswertung und Analyse ist ein zähes, nüchternes Geschäft. Vielleicht ein Prozent aller relevanten Informatio-

nen stammt aus geheimen Agentenberichten. Mehr als 90 Prozent der Einsichten, die etwa für die politische Analyse einer legalen kommunistischen Partei in einem westlichen Land benötigt werden, lassen sich aus öffentlichen Quellen gewinnen.

Daher hören Regionalspezialisten ausländische Radiosendungen mit, lesen Zeitungen und Propagandamaterial, Botschafterberichte, ökonomische Statistiken und Ernteprognosen, landeskundliche und Fachliteratur.

Und sie erstellen Sammlungen mit Tausenden von Informationen: Wer ist wer in einem Land? Wo gibt es Unzufriedenheit, Konflikte, die sich ausnutzen lassen? Geht aus einer Bodenuntersuchung zu einem bestimmten Wüstenstrich bei Teheran hervor, ob die Dichte des Sandes hinreicht, einen landenden Hubschrauber zu tragen?

Um an öffentlich nicht zugängliche Daten zu gelangen, fangen Aufklärer Funk- und Radarsignale ab, zapfen Telefone an, öffnen heimlich Briefe aus der UdSSR. Die Techniker entwickeln Hightech-Systeme, darunter Spionageflugzeuge, die mit ihren hochauflösenden Kameras oberhalb der Reichweite von Boden-Luft-Raketen dahinschießen, aber auch romanhafte Erfindungen wie Minimikrophon-Implantate in der Brust von Tauben, die trainiert sind, sich auf den Fenstersimsen von Botschaftsgebäuden niederzulassen.

Und natürlich liefern Spione Material, darunter zuweilen das „Goldnugget", das auf einen Schlag enthüllt, was die Ergebnisse der mühseligen Puzzle-Arbeit eigentlich bedeuten.

Denn Flugzeugkameras können fotografieren, was der Gegner hat – aber selten, was er vorhat. Sie zeigen nicht, ob eine Ansammlung von Fässern Nervengas enthält oder Öl. Oder ob die Behälter leer sind. Und vor allem: ob ihr Besitzer das mögliche Gift einsetzen wird.

Nichts deckt menschliche Pläne so effizient auf wie ein Mensch. Also lenkt das CIA-Führungspersonal seine Quellen nach psychologischer Einschätzung: den politischen Intriganten anders als den enttäuschten Idealisten, den Freiheitssuchenden oder den Geldgierigen, den abenteuerlustigen Spinner.

All diese Erkenntnisse, Daten, Hinweise, Protokolle füllen die Schreibtische in Langley und seinen Außenposten.

Die Kunst der Analytiker besteht darin, das Wichtige von Unwichtigem zu scheiden, Wahres von Falschem – die Bilder, Texte, Kolportagen zu deuten, aus rohen Fakten und in Lügen verpackter Wahrheit Schlüsse zu ziehen.

Am Ende bleibt es dennoch oft ein Ratespiel. Ein mit Fleiß, Logik und Erfahrung durch das Material gebahnter Pfad hin zu Dossiers, die die Zahl der sowjetischen Interkontinentalraketen abschätzen, den Stand der Dinge in Laos oder Deutschland, die Optionen der USA im Tschad, in Argentinien.

Ab 1964 erhält jeder US-Präsident täglich ein Resümee der Erkenntnisse der CIA. Ein Kondensat dessen, was das Gehirn in Langley aufgenommen und verarbeitet hat. Andere Überblicks- und Spezialanalysen haben weitere, nach abnehmenden Geheimhaltungsstufen immer weniger eingeschränkte Verteiler. In späteren Jahren wird aus diesen „Produkten" eine geheime Papierflut: ein Rauschen der Angst in den Ohren von Ministern, Generälen, dem Präsidenten.

Die CIA wird effizienter, intelligenter – und hält doch an verdeckten Aktionen fest. Zu verführerisch ist für das Weiße Haus die scheinbar einfache Lösung eines Agentenangriffs. Ohne lästige Abstimmung mit dem US-Kongress.

Gegen Ende der 1960er Jahre arbeiten immer noch mehr als die Hälfte aller CIA-Leute für die operative Abteilung: knapp 6000 Mann, davon Hunderte im Ausland. Etwa in Vietnam.

Schmutz

Saigon, Oktober 1968: Von der gelassenen Anmut, die Besucher der südvietnamesischen Hauptstadt noch wenige Jahre zuvor bezaubert hat, von der Schönheit der Blumenmärkte, den verträumten Alleen, dem Flair exotischer Kräuteraromen ist wenig geblieben.

Militärtransporter mit verdreckten GIs, Jeeps und Motorräder verstopfen die Straßen. Aus den Bars, die nun den von Uniformierten bevölkerten zentralen Boulevard säumen, dröhnt Rock-Musik; abgezehrte, harte Mädchen locken Freier. Massagesalons, Klimbimläden, Bettler. Schwarzhändler suchen Devisen, bieten Drogen; Opiumdunst mischt sich mit dem Abgasgeruch des Krieges.

Eines verlorenen Krieges.

Mitte der 1950er Jahre sind aus der französischen Kolonie in Indochina die unabhängigen Staaten Laos und Kambodscha entstanden sowie das vorläufig geteilte Vietnam: Der Norden ist kom-

Vietnam, 1963

Unter Kennedy entsenden die USA immer mehr Militär nach Südvietnam. Doch dessen Präsident Ngo Dinh Diem – in der Bevölkerung zutiefst verhasst – wird zu einem Sicherheitsrisiko. Also finanziert die CIA mit Rückendeckung des Weißen Hauses einen Umsturz

Die Putschisten ermorden Diem und behaupten, er habe sich selbst erschossen – mit gefesselten Händen

munistisch; im Süden herrscht ein von den USA unterstütztes autoritäres Regime. Um es zu stabilisieren, schickt Washington Geld, Waffen und „Berater". Darunter CIA-Teams, die eine Geheimpolizei ausbilden sowie Propaganda betreiben, Sabotagetrupps in den Norden senden, politische Morde begehen.

Denn die US-Regierung glaubt an die „Dominotheorie": Fällt ein Land an die Kommunisten, reißt es wenig später das nächste mit – und immer so weiter. Dieser Theorie zufolge würde eine Aufgabe Südvietnams den Verlust ganz Südostasiens nach sich ziehen.

Vietnam, 1968

Immer tiefer verstricken sich die USA – und die CIA – in den Vietnamkonflikt zwischen Kommunisten und ihren Gegnern. Der Geheimdienst betreibt Folterzentren, duldet Opiumschmuggel einheimischer Mitarbeiter und lässt Nachbarländer bombardieren

Mit der »Operation Phoenix« führt die CIA ihren eigenen Krieg in Vietnam: Um an Informationen über die Vietcong zu gelangen und den Gegner zu schwächen, werden Gefangene zu Tode gefoltert und Verdächtige erschossen (Fernmeldesoldat, 1968)

Als immer mehr Menschen gegen die Machthaber in Saigon aufbegehren und Nordvietnam diese Unruhen entschlossen fördert, steigert Washington die Zahl der Militärberater, Agenten und Spezialeinheiten der US-Armee. Bald kommt es zu Gefechten mit der „Nationalen Front für die Befreiung Südvietnams", jener kommunistischen Guerilla, die die Amerikaner „Vietcong" nennen.

Ab Beginn der 1960er Jahre fliegen US-Piloten Angriffe auf den Norden, und schließlich landen im März 1965 Marineinfanteristen, um wichtige Militärstützpunkte des Südens zu verteidigen. Ihnen folgt nach und nach eine Armee von rund einer halben Million Mann.

Damit steht die militärische Glaubwürdigkeit der USA auf dem Spiel, ihr Drohpotenzial in der gesamten Dritten Welt: „An einem Ort zu kapitulieren riskiert Niederlagen allerorten", meint US-Präsident Lyndon B. Johnson.

Anfang 1968 beginnen die Rebellen eine Großoffensive. Zwar können südvietnamesische und US-Truppen sie zurückschlagen. Doch der unerwartet massive Angriff, die fortgesetzten Verluste, die anschwellenden Proteste in den USA selbst überzeugen immer mehr Politiker, dass kein Sieg absehbar ist. Fieberhaft sucht Washington einen Ausweg. Auch mit Hilfe der CIA.

Längst ist der Dienst in Indochina so aktiv wie nirgendwo sonst auf der Welt (außer in Langley). Hunderte Mitarbeiter beschäftigen Übersetzer, führen Hilfskräfte, Söldner; sie lancieren Propaganda, trainieren Polizisten und politische Kader, manche kämpfen selbst. Und sie operieren nicht nur in Vietnam.

Gemeinsam mit US-Spezialeinheiten führen sie einen geheimen Krieg im benachbarten Laos, durch das Truppen und Nachschub aus Nordvietnam in den Süden gelangen.

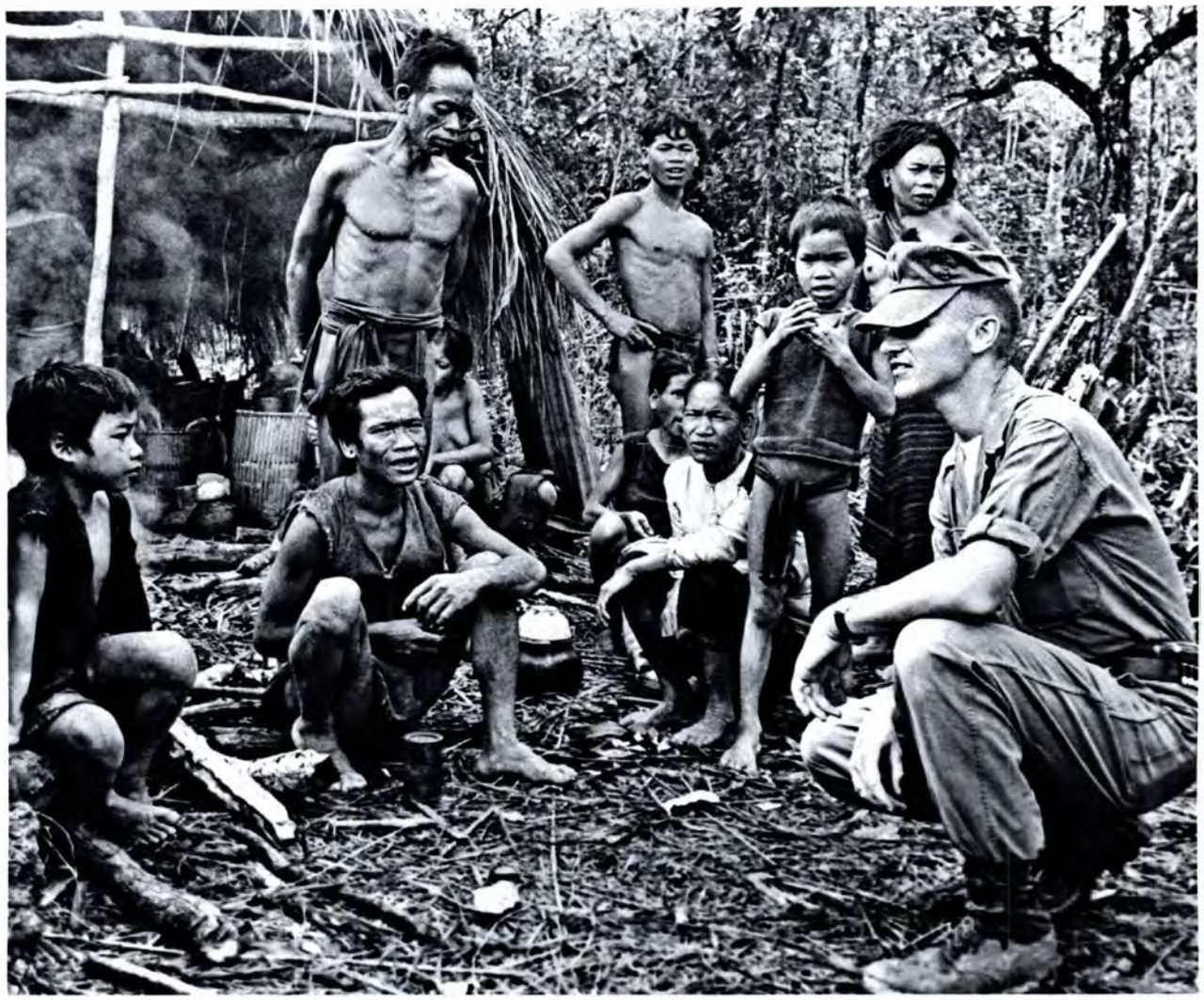
Um diesen Versorgungsweg abzuschneiden, nutzen CIA-Instrukteure einen alten ethnischen Gegensatz aus und haben unter den Bergstämmen der Hmong eine Gegen-Guerilla von mehr als 40 000 Mann aufgebaut, die nordvietnamesische und Vietcong-Kämpfer sowie laotische Kommunisten attackiert.

Ein Agent zahlt sogar umgerechnet einen Dollar an jeden aus, der als Beweis für einen getöteten Rebellen dessen abgeschnittenes Ohr vorweist; ein abgetrennter Kopf mit zugehöriger Uniformmütze bringt zehn Dollar.

Air America, die Luftflotte der CIA, setzt auf improvisierten Landepisten monatlich Tausende Tonnen Munition, Reis, Konsumgüter für die Verbündeten ab; die US Air Force fliegt verdeckte Unterstützungsangriffe.

Nichts davon ist der Öffentlichkeit bekannt. Auch nicht, dass die Agency in Laos eine Industrie schützt und womöglich fördert, die schon bald die Innenstädte Asiens, Europas und Amerikas verseuchen wird.

Denn die Stämme, mit denen sie im Kampf gegen die Vietcong kooperiert, bauen Mohn an. Auch die Betreiber der Raffinerien, die es zu Opium und Heroin weiterverarbeiten, sind oft Verbündete im Krieg gegen die Kommunisten, finanzieren aus den Drogeneinnahmen



Unter den Bergstämmen Südostasiens werben CIA-Agenten rund 40 000 Guerilleros für ihren geheimen – und illegalen – Krieg im neutralen Laos an. Denn durch das Nachbarland Vietnams verläuft der »Ho-Chi-Minh-Pfad«, der wichtigste Nachschubweg der Vietcong; und den sollen die einheimischen Kämpfer zerstören

wohl Söldnertruppen. Der Dienst lässt die Geschäfte daher unbehelligt laufen – und ist in Einzelfällen selbst darin verstrickt: Manche Mitarbeiter der Agency bereichern sich durch den Schmuggel von Opium, und es kommt vor, dass Air-America-Piloten in ihren Maschinen Drogen befördern (wenn auch womöglich ohne ihr Wissen).

In Südvietnam selbst hat die CIA zusammen mit der Regierung derweil die „Operation Phoenix" gestartet. Sie nimmt die zivile Infrastruktur der Vietcong-Untergrundkämpfer ins Visier: örtliche Helfer und Kader, Propagandisten, Geldeintreiber. Von der CIA ausgebildete Spezialeinheiten werben Informanten in den Dörfern an, oft für Geld, manchmal wenden sie sich auch an Opfer der Guerilleros. Enttarnte Vietcong-Funktionäre werden erpresst oder bestochen, um sie als Spione zu rekrutieren.

Manche Hinweise kommen von Gefangenen, die in einem CIA-„Verhörzentrum" festgehalten werden.

In jeder der 44 Provinzen Südvietnams haben die Agency und eine Spezialeinheit der südvietnamesischen Polizei eine solche Station errichtet, einheimisches Personal ausgebildet, das von den Amerikanern finanziert wird.

Die standardisierten Komplexe bestehen aus einstöckigen Betonbauten um einen Innenhof mit kombiniertem Wach- und Wasserturm, eigenem Stromgenerator. Sie enthalten Büros, eine Küche, mehrere Vernehmungsräume und bis zu 60 winzige Isolierzellen mit einem Loch als Toilette.

Es sind Orte des Grauens.

Gefangene werden geschlagen und ausgehungert. Die Vernehmer treiben

Salvador Allende (mit Helm) lehnt die Kapitulation vor den Putschisten ab, will sich mit seinen Leibwächtern im Regierungspalast verschanzen. Doch die Truppen der Junta sind überlegen und nehmen das Gebäude am 11. September 1973 ein. Allende begeht Suizid

ihnen Nadeln unter die Fingernägel, drücken ihre Köpfe in Kloschüsseln voller Fäkalien, fesseln ihre Arme hinter dem Rücken und hängen sie daran auf.

Sie befestigen Elektrokabel an den Genitalien von Männern wie Frauen und jagen Stromstöße hindurch. Sie führen lange Zylinderstifte in die Gehörgange eines Opfers und treiben sie dann langsam ins Gehirn.

Sie lassen Häftlinge von Hunden zerfleischen, und sie vergewaltigen, einzeln, zu mehreren, mit Eisenstangen. Nach Aussage eines früheren CIA-Mitarbeiters überleben nur wenige Verdächtige: Ihre Peiniger halten sie für Kommunisten, die nur noch nicht gestanden haben, manche Geständige werden ermordet oder in der Hoffnung auf mehr Information verhört, bis sie sterben. Als Spion gewonnen wird praktisch keiner.

Meist überlassen die Amerikaner die Gewalt den Vietnamesen, führen allenfalls Aufsicht – und lehren Techniken.

Manchmal lädt eine Spezialeinheit der US Navy jeweils drei Festgenommene in einen Hubschrauber und verhört sie in der Luft. Unzufrieden mit dem Ergebnis, werfen die Vernehmer den Ersten hinaus, dann den Zweiten, der Dritte beginnt um sein Leben zu reden. Und rettet es selten – oft wird am Ende auch er in den Abgrund gestoßen.

Die ersten beiden waren von vornherein nur an Bord, um zu sterben und so die eigentliche Zielperson in Todesangst zu versetzen.

All das ist offiziell verboten. Erfahrene Agenten wissen, dass Folter selten brauchbare Aussagen liefert, ein Gepeinigter oft jede beliebige Lüge herausschreit, um die Qual abzukürzen. Dass

Brutalität den Widerstand nur kurzfristig bricht, auf Dauer verhärtet. Doch viele CIA-Handlanger in Vietnam sind jung oder gleichgültig. Und fürchten nichts so wie die Niederlage.

Liegen Name und Aufenthaltsort eines möglichen Vietcong-Helfers vor, rücken „Aufklärungseinheiten" aus, gewöhnlich bei Nacht, um ihn zu fassen – oder zu töten. Manchmal werden dabei ganze Familien ausgelöscht. Mindestens 20 000 Menschen, vermutlich erheblich mehr, werden von den CIA-geführten Schwadronen ermordet oder im Kampf erschossen. Terror gegen Zivilisten.

Chile, 1973

Ein Militärputsch entmachtet den sozialistischen Präsidenten Allende, eine Junta lässt Tausende Gegner verschwinden. Unterstützt werden die Todesschwadronen der Generäle von der CIA – die Amerikaner liefern die Listen mit Verdächtigen

Manche der zumeist aus Söldnern bestehenden Einheiten plündern auf eigene Rechnung oder verkommen zu Erpresserbanden, die von Verdächtigen Schutzgeld eintreiben, dafür Unschuldige auf bloße Gerüchte hin umbringen.

Andere werden bewusst als Vietcong-Partisanen getarnt, morden und vergewaltigen in den Dörfern, um die kommunistischen Rebellen zu diskreditieren und ihren Rückhalt in der südvietnamesischen Bevölkerung zu zerstören.

Umgekehrt bringen verhörte Gefangene die Phoenix-Teams mit falschen Denunziationen dazu, überzeugte Vietcong-Gegner als kommunistische Rebellen zu verhaften. Was bleibt, sind Statistiken „neutralisierter" Feinde – während kaum ein hoher Kader gefasst wird.

1969 leitet US-Präsident Richard Nixon eine „Vietnamisierung" des Krieges ein: Die USA reduzieren ihre Bodentruppen, einheimische Einheiten sollen sie ersetzen, wenn auch massiv unterstützt mit Material und Luftangriffen.

In der CIA ist vielen rasch klar, dass dies der Anfang vom Ende ist – zumal einige Mitarbeiter in Vietnam, die die CIA angeheuert hat, längst in illegale Geschäfte mit Informationen und Waffen verwickelt sind, in Unterschlagung, Prostitution, Glücksspiel.

Und in Deals mit Drogen. Denn viele GIs sind demoralisiert, glauben an gar nichts mehr und entdecken einen neuen Trip aus dem Elend: Heroin.

Panzer in den Straßen der Hauptstadt. Anführer der Putschisten ist der Oberbefehlshaber der Armee

Um 1970 verbreitet es sich in der Truppe wie eine Epidemie. Heimkehrende Soldaten schleppen die Sucht in die USA ein. Kaum jemand ahnt, dass die Produzenten und Schmuggler dieser Drogen von der Agency geduldet werden, weil sie Kriegsverbündete sind.

Dass die größten Dealer in Vietnam hohe Offiziere sind, Waffenbrüder.

Dass Amerika sich selbst vergiftet.

Im Januar 1973 beenden die USA offiziell ihr Engagement in Vietnam. Mehrere Hundert CIA-Agenten jedoch bleiben zurück, setzen die Verhöre und die Repression fort. Erst als 1975 nordvietnamesische Truppen das Land überrennen, setzen sie sich ab: In Hubschraubern fliegen sie die letzten Amerikaner, Kollaborateure, eigene Geliebte aus. Etliche einheimische Phoenix-Mitarbeiter aber bleiben der Rache der Sieger überlassen.

Die CIA steht vor einem Scherbenhaufen. Sie hat ein imperiales Abenteuer unterstützt, sich dabei korrumpiert, beschmutzt, mit Kriminellen gemein und gleich gemacht. Hat dennoch verloren. Und ist endgültig angreifbar geworden.

Bereits Ende 1974 hat die „New York Times" Auszüge aus dem Sündenregister des Dienstes veröffentlicht. Das Weiße Haus rückt von Langley ab. Der Senat richtet einen Untersuchungsausschuss ein.

Für die CIA beginnt ein Jahr der Demütigungen. Ihr Direktor muss etliche Geheimnisse preisgeben: Attentatsversuche auf ausländische Staatsführer, gezielte Morde in Vietnam, Experimente mit bewusstseinsverändernden Drogen an Menschen, Infiltration von Friedensgruppen.

Bald scheint jedes noch so absurde Gerücht glaubhaft. Abends kommen die CIA-Angestellten nach Hause und müssen sich von Frauen und Kindern im College-Alter fragen lassen, wie sie für diese Verbrecherbande arbeiten können.

Dabei rufen die Nachrichten von den Morden in Vietnam zwar Empörung hervor, doch gelten solche Aktionen letztlich als gedeckt durch die verhängnisvolle Klausel aus dem Gesetz von 1947. Anders steht es mit zahlreichen Aktionen der CIA auf dem Gebiet der USA, etwa das Abhören von Journalisten, die Postüberwachung: All dies wird nun als Verstoß gegen die US-Verfassung angeprangert.

Nach 1975, nach Vietnam, ist die CIA eine gebrochene Behörde. Eine der wenigen Anschuldigungen, die sie glaubhaft zurückweisen kann, lautet: Air-America-Piloten hätten je wissentlich Drogen geflogen.

Niedergang

Die zweite Hälfte der 1970er sind bleierne Jahre in Langley. Das Budget wird gekürzt, Personal entlassen. US-Präsident

Gerald Ford verbietet gezielte Tötungen. Im Kongress richten Senat und Repräsentantenhaus ein ständiges Aufsichtsgremium ein sowie bürokratische Genehmigungsprozeduren für Operationen.

Gleichzeitig dauern die außenpolitischen Rückschläge an und gipfeln im Katastrophenjahr 1979: Iranische Revolutionäre stürzen Schah Resa Pahlewi, ihr Führer Ajatollah Chomeini ruft eine „Islamische Republik" aus und erklärt die USA zum „Großen Satan". In Nicaragua übernehmen sozialistische Rebellen die Macht und fördern linksgerichtete Bewegungen im übrigen Mittelamerika. Und in Afghanistan marschiert die Rote Armee ein.

Über die USA legt sich ein diffuses Gefühl von Lähmung und Niedergang.

In diesem Klima macht der republikanische Präsidentschaftskandidat Ronald Reagan mit dem Versprechen Wahlkampf, „die CIA von der Kette zu lassen". Am 20. Januar 1981 wird er als 40. Präsident der Vereinigten Staaten vereidigt.

Reagan hält sich an sein Versprechen. Schon bald schmuggelt die Agency Spezialminen und Panzerabwehrraketen nach Afghanistan, wo muslimische Widerstandskämpfer sie gegen die Sowjettruppen einsetzen. Iraks Diktator Saddam Hussein, der 1980 den Iran angegriffen hat, erhält unter der Hand Rüstungselektronik und Zugang zu geheimen Daten der amerikanischen Radar- und Satellitenaufklärung. In Camps entlang der Grenze zu Honduras bewaffnet und trainiert die CIA nicaraguanische Gegenrevolutionäre, die „Contras".

Doch anders als in früheren Jahrzehnten braucht der US-Präsident für seine Einsatzbefehle nun die Zustimmung der Aufseher im Kongress. Und dort lehnt die Mehrheit ein erneutes paramilitärisches Abenteuer in Lateinamerika ab – zumal bekannt wird, dass die Contras systematisch foltern, Zivilisten terrorisieren, Regierungsvertreter ermorden. Das Programm soll auslaufen.

Dennoch vermint der Dienst Anfang 1984 Nicaraguas Seehäfen. Als die Operation ans Licht kommt, schreibt der konservative Senator Barry Goldwater an CIA-Chef William Casey, er sei „angepisst". Casey leistet vor einem Komitee des Senats Abbitte.

Insgeheim aber sind er, Präsident Reagan und wichtige Regierungsmitglieder nicht bereit, den verdeckten Krieg aufzugeben. Denn sonst, meinen sie, drohe ein zweites Kuba. Sie unterstützen die Contras weiterhin, aber nun heimlich und indirekt, und es beginnt eine Intrige, die schließlich Mittelamerika und den Mittleren Osten mit einer Kokainepidemie in den USA verknüpfen wird.

Die Hauptrolle spielt Oberstleutnant Oliver North, Mitarbeiter des Nationalen Sicherheitsrats, dessen Funktion unter anderem darin besteht, den Präsidenten in der Außenpolitik zu beraten. North ist Marineinfanterist; er stellt keine Fragen, sondern liefert Ergebnisse.

Die »Contras«, von der CIA finanzierte und gedrillte Paramilitärs, verüben zahlreiche Terroranschläge in Nicaragua, um das neue linke Regime zu destabilisieren (Contra-Trainingscamp in Honduras)

Nicaragua, 1981

Um das linksgerichtete Sandinisten-Regime zu stürzen, das enge Kontakte zu Kuba und der UdSSR hat, rüstet die CIA Paramilitärs aus. Deren Kampf finanzieren die Amerikaner teilweise durch Waffengeschäfte ausgerechnet mit dem Iran – dem seit 1979 verhassten Feind der USA

Auf Caseys Vorschlag und mit Unterstützung Reagans beginnt North, unter konservativen Amerikanern heimlich Spenden für die Contras zu sammeln – aber auch bei fremden Regierungen, etwa in Saudi-Arabien, Brunei oder Taiwan, die sich davon politische Gegenleistungen versprechen. Viele Millionen Dollar kommen zusammen. North nutzt sie, um Waffen zu kaufen und auf verdeckten Wegen nach Zentralamerika zu schaffen.

Dann kommt es zu einer Reihe dramatischer Ereignisse, in die die CIA direkt oder indirekt verwickelt ist.

Beirut, 16. März 1984: Der Chef der CIA-Mission im Libanon wird von islamistischen Terroristen entführt.

Bereits im Vorjahr hat die Agency bei einem Bombenanschlag auf die Beiruter US-Botschaft mehrere Männer verloren, sind 241 GIs einem Selbstmord-

attentäter zum Opfer gefallen. Da die USA annehmen, dass Teheran hinter der Kampagne steht, haben sie den Iran als Förderer des Terrorismus gebrandmarkt und ein Waffenembargo verhängt.

Die Entführer in Beirut aber nehmen noch weitere US-Bürger als Geiseln und fordern die Freilassung inhaftierter Gesinnungsgenossen.

Costa Rica, Juli 1984: Über dem Dschungel surrt eine Cessna 402-B heran, geht tiefer und setzt auf einem gerodeten Streifen auf. Männer eilen zu der Maschine und tragen Munition, Waffen, Ausrüstung heraus – Nachschub für die Contras. Dann wuchten sie Säcke und Kisten in den Laderaum. Binnen Minuten ist die Cessna wieder in der Luft. Ein paar Stunden später landet sie in Lakeland, Florida. Die Säcke und Kisten enthalten kolumbianisches Kokain.

Das Waldstück mit der Landepiste gehört einem Kontaktmann der CIA, der im Schatten des von Washington geschürten Guerillakampfes Drogen- und Waffenschmuggel, illegalen Krieg und verbotenes Geschäft miteinander verbindet – wie viele andere auch: Contra-Führer handeln mit Kokain, um auf eigene Faust Waffen kaufen zu können; nordamerikanische Piloten fliegen für Geld mal Gewehre, mal Kokain; honduranische Generäle unterstützen den Kampf gegen die Sandinisten und verdienen zugleich am Durchgangshandel der kolumbianischen Kartelle mit.

So schwillt der Kokain-Konsum in den USA zwischen 1979 und 1985 von 28 auf 72 Tonnen an. Die CIA ist selten unmittelbar beteiligt. Aber sie schützt ihre Helfer vor der US-Drogenfahndung, schafft rechtsfreie Räume und unkontrollierte Flugrouten – sie sieht weg.

Weißes Haus, 3. Juli 1985: Ein Mitarbeiter des israelischen Außenministeriums berichtet Sicherheitsberater Robert McFarlane von Kontakten zu gemäßigten Kräften in Teheran. Über sie bestehe die Möglichkeit, die US-Geiseln freizubekommen. Zehn Tage später nennen die Iraner ihren Preis: Die USA sollen Teheran Waffen verkaufen.

Entgegen ihrer öffentlich harten Linie lässt Reagans Regierung sich auf den Handel ein. Allerdings sollen zur Vertuschung die geforderten Raketen aus israelischen Beständen kommen, die Israelis dann Ersatz aus den USA beziehen. An der Abwicklung sind mehrere Mitarbeiter aus dem Umfeld des Nationalen Sicherheitsrates beteiligt, eine führende Rolle übernimmt: Oliver North.

Tel Aviv, 24. November 1985: Eine Boeing 707 der CIA hebt ab und nimmt Kurs auf Zypern, um ihren Ausgangspunkt zu verschleiern. Von dort startet sie erneut und nimmt Kurs auf den Iran.

Während des Überflugs über die Türkei fragt Ankaras Außenministerium in Langley nach der Fracht der 707. Ausrüstung für Ölfelder, lautet die Antwort.

Eine Lüge. Die Boeing liefert Boden-Luft-Raketen an Teheran.

Insgesamt bringen dieser und weitere Transporte mehr als 2000 Panzer- und 18 Luftabwehrraketen in iranischen Besitz. Zu überhöhten Preisen: North erlöst rund 30 Millionen Dollar – der

Afghanistan, 2001

Nur rund zwei Wochen nach den Anschlägen vom 11. September landet ein CIA-Team in Afghanistan, weil die Attentäter von den dortigen Taliban unterstützt wurden. Die Agenten suchen nach Terroristen und schmieden eine Allianz mit Taliban-feindlichen Warlords

CIA-Truppen bekämpfen im Verbund mit Spezialeinheiten der Armee (Foto) die radikalislamistischen Taliban, jagen und töten Al-Qaida-Männer und erkunden vor Ort Ziele für Luftschläge

DIE AUGEN UND OHREN EINER SUPERMACHT

Die NSA ist unter den amerikanischen Geheimdiensten für das Sammeln und Auswerten digitaler Daten zuständig. Methoden und Umfang der Überwachung lösen 2013 einen weltweiten Skandal aus

Neben der CIA gibt es in den USA noch 16 weitere nachrichtendienstliche Behörden, darunter das für die Satellitenaufklärung zuständige „National Reconnaissance Office" und die Bundespolizei „Federal Bureau of Investigation" (FBI). Sie unterstehen den Ministerien für Außenpolitik, Finanzen, Energie sowie für Verteidigung, das allein über acht Organisationen gebietet, darunter die „National Security Agency", die über ein Budget von jährlich mehr als zehn Milliarden Dollar verfügt und mit etwa 30000 Beschäftigten weitaus größer ist als die CIA.

Als während des Koreakrieges der dringende Bedarf der Amerikaner an der Entschlüsselung gegnerischer Funksprüche offenkundig wurde, ließ Präsident Harry S. Truman 1952 die NSA gründen. Ihre Aufgaben waren das Dechiffrieren von Codes, das Abfangen sowjetischer Kommunikation sowie die Abwehr feindlicher Abhörversuche. Dazu kamen später das Sammeln, Entschlüsseln und Auswerten ausländischer digitaler Daten sowie der Kampf gegen Cyberterrorismus.

Durch die zunehmende Bedeutung der Telekommunikation ist die NSA inzwischen zum mächtigsten US-Geheimdienst aufgestiegen, spezialisiert auf die technische Überwachung von Kommunikation via Telefon und Internet. Dafür haben Mathematiker, Informatiker, Linguisten und Ingenieure in ihren Diensten Software entwickelt, die den globalen Datenverkehr in Echtzeit unter anderem nach Schlagwörtern durchsucht, ihn analysiert und speichert. Die IT-Fachleute der NSA arbeiten an der Entwicklung moderner Ver- und Entschlüsselungs- sowie Ortungstechnologien, sie zapfen Seekabel und die bedeutendsten Internetknotenpunkte an.

Bereits in den 1960er Jahren begann die NSA, auch US-Bürger abzuhören, obwohl dies gegen die Verfassung verstieß. So belauschte sie die Auslandstelefonate prominenter Vietnamkriegsgegner wie Martin Luther King. Nach den Anschlägen des 11. September 2001 weitete die NSA auf Anweisung des Präsidenten George W. Bush die Überwachung extrem aus: Telefongesellschaften und Internetprovider wurden angewiesen, die Daten ihrer Kunden herauszugeben.

2007 startete die NSA das Programm „Prism" zur massenhaften Überwachung und Speicherung elektronischer Daten von Privatpersonen und Firmen. Seither verletzt sie mit diesem Programm systematisch Persönlichkeitsrechte sowie den Datenschutz und bricht auch US-Recht.

Nach Informationen des früheren NSA-Auftragnehmers Edward Snowden (der im Mai 2013 mit gestohlenen Daten über die Arbeit der NSA im geschätzten Umfang von 1,7 Millionen Dokumenten nach Hongkong floh) ist die NSA in der Lage, riesige Datenmengen zu erfassen und zu analysieren: Allein innerhalb eines Monats zeichneten ihre Rechner 2013 weltweit 124,8 Milliarden Telefondaten und -gespräche auf.

Die NSA beansprucht für sich, durch systematische Telefon- und Internetkontrolle mindestens 54 Anschlagspläne (davon 13 in den USA) vereitelt zu haben. Andererseits erleben Millionen Bürger die Durchleuchtung ihrer Privatsphäre – und damit die Verletzung eines Grundrechts.

Die in jüngster Zeit in etlichen Staaten (etwa Deutschland) eingerichteten oder geforderten Untersuchungsausschüsse zeigen den großen Bedarf an Aufklärung und Sanktionen. Doch die US-Regierung blockiert bislang alle Einschränkungen der NSA-Aktivitäten im Ausland. *Eva Jobs*

Die Luftwaffenbasis Menwith Hill in England ist Teil des Abhörnetzes der NSA, das die ganze Welt umspannt

Einkaufspreis waren nur zwölf Millionen Dollar. Die Differenz lagert North auf Schweizer Konten.

Im Gegenzug entlassen die Terroristen nacheinander drei Geiseln. Der Beiruter CIA-Chef ist nicht darunter.

Washington, 4. Dezember 1985: Sicherheitsberater Robert McFarlane tritt aus persönlichen Gründen zurück; sein Nachfolger wird John Poindexter. Die Koordination der Iran- und Nicaragua-Programme kommt jetzt ganz in die Hand von Oliver North. Kurz darauf schlägt North Poindexter vor, einen Teil der Überschüsse aus dem Irangeschäft in den Bürgerkrieg der Contras zu speisen.

Wie weit CIA-Chef William Casey in die Verknüpfung beider Operationen eingeweiht ist, was Reagan weiß, ist unklar. Das Netz aus Regierungsinsidern, Tarnfirmen, Söldnern, Kriminellen und CIA-Kontakten schickt sich jedenfalls jetzt an, eine unkontrollierte Schattenmacht der US-Außenpolitik zu werden.

Da wird am 5. Oktober 1986 über Nicaragua ein Transportflugzeug abgeschossen. Papiere und ein Überlebender belasten die CIA. Einen Monat später reicht ein Iraner Informationen über den Tausch von Raketen gegen Geiseln an die Presse weiter.

Die hintergangenen US-Politiker im Kongress schäumen; North wird zum Sündenbock gemacht. An Reagan aber, der behauptet, darüber nicht informiert worden zu sein, perlen alle Verdächtigungen ab; er kommt ungeschoren davon.

Drei Jahre später bricht das sowjetische Imperium zusammen, ohne dass die US-Regierung von der CIA rechtzeitig auf dessen inneren Zerfall hingewiesen worden wäre. In den USA werden Stimmen laut, ob man die anscheinend inkompetente Behörde noch brauche. Der Kalte Krieg ist vorbei, die Angst verflogen. Das Monster scheint nutzlos.

Bis genau das eintritt, was die CIA einst um jeden Preis verhindern sollte: Pearl Harbor wiederholt sich.

Aus der Asche

Die Zahl der Opfer der Terrorangriffe auf die USA vom 11. September 2001 übertrifft mit knapp 3000 die des Überfalls auf Hawaii 60 Jahre zuvor. Langley hatte den Feind zuvor sogar im Visier – die Erkenntnisse aber nicht mit anderen Diensten abgestimmt. Das Versagen wird der Politik zugeschrieben, die Personal und Mittel gestrichen habe. Nun werden die Kürzungen rückgängig gemacht.

Das Hauptquartier der CIA in Langley, Virginia. Hier, im Nervenzentrum der Supermacht USA, arbeitet ein Großteil der mehr als 20 000 Angestellten des Dienstes: Informatiker, Sprachexperten, Politikwissenschaftler, Ökonomen

Dafür wächst die Bereitschaft, Analysen an vorgefasste Meinungen der Auftraggeber anzupassen. Und so liefert die CIA, wenn auch zögernd, Präsident George W. Bush bald die nächste fatale Fehleinschätzung: „Beweise", dass Iraks Diktator Saddam Hussein über Massenvernichtungswaffen und enge Verbindungen zu al-Qaida verfüge. Die Begründung für einen Einmarsch in den Irak.

Die Vorbereitung dafür läuft längst. Am 10. Juli 2002 queren acht Männer in Jeeps, vollgepackt mit Munition, Sprengstoff, Elektronik, eine Betonbrücke, die von der Türkei in den Irak führt. Sie beherrschen Handfeuerwaffen jeglichen Typs, Nahkampftechniken, sprechen Kurdisch oder Arabisch. Antiterrorspezialisten. CIA-Agenten, wohl besser ausgebildet als jede Generation zuvor.

Sie sind Kämpfer in einem langen, zähen Ringen, das bis heute währt. In dem die CIA weltweit foltern und morden wird, Verdächtige kidnappt, Geheimgefängnisse errichtet, Recht bricht, Öffentlichkeit und Parlament belügt und abermals Reputation verspielt. Aus der Angst vor dem nächsten Pearl Harbor ist die Angst vor dem nächsten 11. September geworden.

2009 beendet Präsident Barack Obama (zumindest offiziell) die Folterpraxis. Als habe er sich für einen Augenblick an seinen Amtsvorgänger Franklin Delano Roosevelt erinnert, der einst den Vorläufer der CIA schuf – und der seinen Landsleuten in einer anderen Krise Mut machte mit dem Ausruf: „Das Einzige, was wir zu fürchten haben, ist die Furcht selbst!"

Und doch bleibt die Angst.

Das Lebenselixier der CIA. ●

Dr. Mathias Mesenhöller, *44, ist Historiker und Journalist in Berlin. Bemerkenswerter noch als die Rechtsbrüche der CIA scheint ihm, wie viel davon bekannt ist - dank einer trotz allem funktionierenden Demokratie.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: John Prados, *„Safe for Democracy: The Secret Wars of the CIA"*, Dee: beschreibt sachlich die verdeckten Operationen der Agency. William M. Leary (Hg.), *„The Central Intelligence Agency: History and Documents"*, University of Alabama Press: ältere, aber noch immer essenzielle Darstellung der CIA-Geschichte bis zum Enthüllungsskandal 1974/75.

Die Geschichte der Spionage

Jahrtausendelang spähen Machthaber ihre Nachbarn und Feinde mithilfe von Soldaten, Mönchen oder Kaufleuten aus. Erst in der Neuzeit entstehen Überwachungsinstitutionen mit professionellen Agenten, deren verborgenes Wirken in den globalen Konflikten des 20. Jahrhunderts eine nie da gewesene Bedeutung erlangt

Von STEFAN SEDLMAIR

Um 3500 v. Chr.

Kämpfer, die vermutlich aus Südmesopotamien kommen, greifen die Stadt Hamoukar im Norden des Zweistromlandes an, erobern und zerstören sie. Es ist die früheste bekannte planvoll durchgeführte Militäraktion im großen Stil. So alt wie der Krieg ist vermutlich auch die Feindaufklärung – das gezielte Sammeln von Informationen über den Gegner, seine Stärke, seine Position und seine Verteidigungsanlagen sowie über die geographischen Gegebenheiten. Zwar verrät keine Quelle, wann für das militärische Nachrichtenwesen erstmals auch List, Täuschung, das Vorspiegeln falscher Identitäten und geheime Absprachen genutzt werden, doch vermutlich kommen Methoden der Spionage bereits in früher Zeit zum Einsatz.

um 3400 v. Chr.

In Oberägypten kann sich ein Königreich etablieren, das seine Macht bis etwa 2700 v. Chr. auch auf Unterägypten ausdehnt. Das Reich der Pharaonen, das erste große Staatsgebilde der Menschheit, zeichnet sich durch eine hoch entwickelte Schriftkultur und einen ausgeprägten Beamtenapparat aus. Historiker gehen davon aus, dass die ägyptischen Herrscher ein Netz von Informanten unterhalten, um ihre Untertanen zu kontrollieren. Ähnliche Spähdienste werden vermutlich auch in jenen vorderasiatischen Großreichen eingesetzt, die im 2. Jahrtausend etwa bei den Babyloniern, Assyrern und Hethitern entstehen.

um 550 v. Chr.

Unter Kyros dem Großen steigt das Perserreich zur führenden Macht des Nahen und Mittleren Ostens auf. Kyros und seine Nachfolger bauen eine Art Nachrichtendienst auf, dessen Effizienz noch von späteren griechischen Chronisten gepriesen wird: Der König habe viele „Augen und Ohren", die er durch Geschenke und Gefälligkeiten anwerbe. Mit der Eroberung durch Alexander den Großen im 4. Jahrhundert v. Chr. übernehmen auch das Großreich des Makedonen sowie dessen Nachfolgestaaten Elemente des persischen Informationswesens.

um 400 v. Chr.

In seiner Schrift „Die Kunst des Krieges", einem Standardwerk zur militärischen Strategie, widmet der Autor (wahrscheinlich der Chinese Sunzi) ein ganzes Kapitel der Spionage. Nur das „Vorherwissen" über die Pläne des Feindes ermögliche einem General den Sieg – zu erlangen einzig durch den Einsatz von Spionen. Präzise schildert der Autor verschiedene Typen von geheimen Kundschaftern, darunter Doppelagenten, und wie sie für die eigenen Dienste gewonnen werden können. Sunzis Darstellung sowie frühere Chroniken belegen, dass die Spionage im China dieser Epoche bereits voll entwickelt ist. Ein systematisch organisierter staatlicher Geheimdienst ist allerdings erst viele Jahrhunderte später nachgewiesen.

um 320 v. Chr.

Chandragupta Maurya begründet ein Großreich auf dem indischen Subkontinent. Einer seiner Berater ist vermutlich der Autor des „Arthashastra", eines in Sanskrit verfassten Lehrwerks der Staatsführung. Es porträtiert einen idealen König, der zur Erhaltung seiner Macht auf Spitzel zurückgreift: Im Tagesablauf des Herrschers sind gleich mehrfach Besprechungen mit Spionen vorgesehen, die ihm Informationen über innere und äußere Feinde und selbst über die eigenen Minister zutragen.

218 v. Chr.

Der karthagische Feldherr Hannibal bricht von der Iberischen Halbinsel aus zu einem Feldzug gegen Rom auf. Mit seinem Heer zieht er durch Südfrankreich, überquert die Alpen und dringt immer weiter nach Italien ein, schließlich kann er im August 216 v. Chr. bei Cannae in Apulien eine große römische Armee schlagen. Eine Grundlage für Hannibals Erfolg sind die genauen Kenntnisse, die seine Kundschafter über Marschwege, Versorgungsmöglichkeiten und Alpenpässe zusammentragen. Zudem ist er durch Geheimagenten bestens informiert über die militärische Stärke der Römer sowie über die Stimmungslage unter deren Bundesgenossen und unter den Kelten, die in Oberitalien siedeln und von Roms Expansionspolitik bedroht sind. Das effiziente Nachrichtenwesen ermöglicht Hannibal immer wieder überraschende Kriegsmanöver und zudem die Anwerbung eigener Verbündeter unter den Völkerschaften Italiens.

117 n. Chr.

Hadrian wird zum Kaiser des Römischen Reiches erhoben. Vermutlich in seiner Regierungszeit werden die *frumentarii* – ursprünglich wohl Soldaten, die für die Versorgung der Legionen mit Lebensmitteln zuständig waren – zu einer Art Geheimpolizei umfunktioniert. Sie dienen als Spitzel, womöglich aber auch bei der Beseitigung unliebsamer Personen oder bei Christenverfolgungen. In früherer Zeit (etwa bei Caesar, um 50 v. Chr.) finden ähnliche Sondereinheiten unter der Bezeichnung *speculatores* Erwähnung, später erscheinen die *agentes in rebus*

(„Beauftragte in besonderer Mission“) in den Quellen (ab etwa 235 n. Chr.). Gleichwohl scheint es in Roms Geschichte nie einen eigenständigen, wohlorganisierten Geheimdienst gegeben zu haben.

636

Muslimische Araber erobern Syrien, bis dahin Teil des Oströmischen Reichs. Es ist der Beginn einer massiven Expansion des islamischen Herrschaftsbereiches, der sich bis nach Spanien ausdehnen wird. Zu den militärischen Erfolgen trägt wohl bei, dass die muslimischen Herrscher und Truppenführer stärker als etwa ihre christlichen Gegner die Informationen von Kundschaftern und Spionen nutzen.

1245

Mit einer Botschaft des Papstes bricht der Franziskanermönch Giovanni da Pian del Carpine zu den Mongolen auf, die in den Jahren zuvor große Teile Europas verheert haben, und erreicht 1246 das Lager des Großkhans in Asien. Während seines Aufenthaltes sammelt er umfangreiche Informationen über das Reitervolk. Die Niederschrift seiner Beobachtungen ist nicht nur ein Reisebericht – sondern auch nachrichtendienstlicher Rapport.

1295

Der englische Ritter Thomas de Turberville zieht für seinen König in den Krieg und wird in Frankreich gefangen genommen. Doch wenige Monate später ist er bereits zurück in England – und sammelt heimlich Informationen für die Franzosen: Seine Söhne werden in Paris als Geiseln gehalten, zudem soll Thomas eine große Menge Land als Preis für seinen Verrat erhalten. Der aber wird schnell aufgedeckt, der Ritter stirbt am Galgen. Während sich im christlichen Europa des Mittelalters sonst nur wenige Hinweise auf Spionage finden, sind im Zuge der langen Auseinandersetzungen zwischen den Königen von England und Frankreich – die im „Hundertjährigen Krieg“ von 1337 bis 1453 gipfeln – etliche geheime Spähaktionen belegt.

1467

In Japan beginnt das „Zeitalter der streitenden Reiche“, eine rund 100 Jahre andauernde Phase fortwährender Kämpfe zwischen mächtigen Kriegsherren. Es ist auch die Hochzeit der *shinobi* oder *ninja* genannten Geheimbünde von Söldnern. Anders als die an einen militärischen Ehrenkodex gebundenen Samurai sind die Shinobi auf verdeckte Aktionen spezialisiert. Sie entwickeln eigene Waffen und Kampftechniken, verüben Sabotage und gezielte Mordanschläge, vor allem aber dienen sie als Kundschafter. Zeitgenössische Autoren preisen ihre Fähigkeiten, unbemerkt in Burgen und Feldlager einzudringen, um den Feind auszuspionieren. Als sich um 1600 in Japan erneut eine starke Zentralmacht etablieren kann, werden viele Ninja-Clans zerschlagen.

1558

Elisabeth I. wird Königin von England. Zu einem ihrer wichtigsten Berater steigt Francis Walsingham auf. Er knüpft ein weitreichendes Spitzelnetz, um seine Monarchin und den Protestantismus auf der Insel vor den Angriffen katholischer Gegner zu schützen. Seine Informanten sind im eigenen Land und auf dem Kontinent unterwegs, unterstützt werden sie von Spezialisten für das Entziffern verschlüsselter Briefe oder das Aufbrechen von Siegeln. 1586 gelingt es Walsinghams Geheimdienst, der erste der Geschichte, die Machenschaften von Anthony Babington und dessen Komplizen aufzudecken: Elisabeth sollte getötet werden und die Katholikin Maria Stuart an ihre Stelle treten. Walsinghams Ermittlungen führen nicht nur zur Hinrichtung der Verschwörer, sondern auch zur Enthauptung der einstigen Königin von Schottland, die nach ihrer Absetzung fast 19 Jahre lang in England unter Hausarrest gestanden hatte.

1586

Der französische Ex-Diplomat Blaise de Vigenère veröffentlicht ein „Traktat über die Chiffren oder Geheime Weisen des Schreibens“. Frühe Ansätze der Kryptographie sind schon im Altertum belegt, doch erst im Italien der Renaissance entwickeln Gelehrte Verfahren zur Verschlüsselung von Texten, die eine ernsthafte Geheimhaltung ermöglichen. Bis heute sind Kryptographie und Kryptoanalyse (das „Brechen“ von Verschlüsselungstechniken) wichtige Hilfsmittel jeder geheimdienstlichen Tätigkeit, wobei an die Stelle von Tabellen und Chiffrierscheiben später immer aufwendigere Maschinen und schließlich hochkomplexe Computer-Algorithmen treten.

PÈRE JOSEPH (1577–1638)

1611 trifft der Kapuzinermönch François-Joseph Le Clerq du Tremblay erstmals jenen Mann, zu dessen Geheimdienstchef er aufsteigen wird: Armand-Jean du Plessis, später bekannt als Kardinal Richelieu und ab 1624 Erster Minister des französischen Königs Ludwig XIII. Bis zu seinem Tod 1638 bleibt Tremblay, genannt „Père Joseph“, einer der wichtigsten Helfer Richelieus. Seine Spezialität ist das Ausspionieren von Geheimnissen im In- und Ausland. Dabei stützt sich der Mönch nicht nur auf ein Netz von bezahlten Informanten: Wichtige Dienste leisten ihm wohl vor allem seine Ordensbrüder, die als Missionare selbst in fernen Teilen der Welt anzutreffen sind.

1710

Kurfürst August der Starke gründet in Meißen eine Porzellan-Manufaktur. Bei strenger Geheimhaltung produzieren hier Spezialisten unter Leitung von Johann Friedrich Böttger die in Europa einmalige Edelkeramik. Doch auch andere Herrscher wollen an das Wissen um ihre Herstellung gelangen. Ihr Versuch, durch Spitzel und die Abwerbung eingeweihter Handwerker an die nötigen Informationen zu kommen, ist ein frühes Beispiel für Wirtschaftsspionage.

um 1716

In Wien wird das „Ziffernsekretariat“ (später „Geheime Ziffernkanzlei“) gegründet: Speziell ausgebildete Beamte öffnen hier die Briefe von Diplomaten und hochgestellten Personen, entschlüsseln die Texte und verschließen die Briefe wieder. Das erste derartige „Schwarze Kabinett“ („Cabinet Noir“) ist in Frankreich wohl schon 1628 entstanden, auf Anweisung Kardinal Richelieus, des damaligen Ersten Ministers. Die Wiener Ziffernkanzlei (abgeleitet vom Begriff „Chiffre“) gilt unter den zahlreichen Einrichtungen, die im 18. Jahrhundert an nahezu allen europäischen Höfen die Post kontrollieren, als die beste.

1743

Ludwig XV., König von Frankreich, übernimmt nach dem Tod seines Ersten Ministers selber die Regierungsgeschäfte. In der Folge lässt er das

„Secret du Roi" aufbauen, ein heimliches Netz von Agenten, um an der offiziellen Außenpolitik vorbei Geheimdiplomatie zu betreiben. Zudem dient es der Kontrolle der eigenen Gesandten an fremden Höfen sowie der Sammlung von Informationen über Feinde und Verbündete.

1775

Die 13 britischen Kolonien in Nordamerika erheben sich gegen das Mutterland, der Amerikanische Unabhängigkeitskrieg bricht aus. Das Kommando über die Armee der Aufständischen führt General George Washington. Der spätere erste Präsident der Vereinigten Staaten weiß um den schlechten Stand seiner bunt zusammengewürfelten Truppen: Die meisten Soldaten sind kaum ausgebildet, die Ausstattung der Einheiten ist miserabel. Daher setzt Washington auf geheime Aufklärung: Nur wenn die Rebellen durch Spione bestens über die Absichten der Briten informiert sind, haben sie überhaupt eine Chance.

NATHAN HALE (1755–1776)

Der 20-jährige Lehrer meldet sich im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg zum Kampf gegen die Briten und übernimmt im September 1776 einen Auftrag für George Washington, den Kommandeur der Amerikaner. Der entsendet Hale hinter die feindlichen Linien auf Long Island. Er soll auskundschaften, wie die Briten Manhattan angreifen wollen, das von Washington gehalten wird. Doch schon wenige Tage später verlieren die Amerikaner die Schlacht um Manhattan. Der unerfahrene und schlecht vorbereitete Hale wird enttarnt – und gehängt.

1776

Geheime Vereinbarungen zwischen Vertretern der nordamerikanischen Kolonien, die sich mittlerweile für unabhängig erklärt haben, und französischen Unterhändlern führen zur Gründung der Reederei Hortalez et Cie. Unter dem Deckmantel dieses Scheinunternehmens liefert Frankreich den amerikanischen Revolutionären heimlich Waffen und Ausrüstung, um den gemeinsamen Hauptgegner Großbritannien zu schädigen. Die Geheimoperation endet, als die Franzosen 1778 offen in den Konflikt eingreifen – und gilt als eine der erfolgreichsten verdeckten Aktionen in der Geschichte.

1804

Napoleon Bonaparte krönt sich selbst zum Kaiser von Frankreich. Der begabte Feldherr ist aus der letzten Phase der Französischen Revolution als Alleinherrscher hervorgegangen, seine militärischen Erfolge lassen ihn für einige Jahre über halb Europa gebieten. Um auf dem Schlachtfeld zu siegen, bedient sich Napoleon auch geheimdienstlicher Methoden. Der wohl bedeutendste Agent in seinen Diensten ist der aus dem Elsass stammende Karl Schulmeister, der dem Franzosen unter anderem durch die gezielte Desinformation der gegnerischen Befehlshaber einen Sieg über russisch-österreichische Truppen ermöglicht.

1839

Britische und indische Truppen fallen in Afghanistan ein. Der Erste Anglo-Afghanische Krieg, der 1842 mit dem Rückzug der Aggressoren endet, ist Teil des „Great Game", des fast ein Jahrhundert währenden Kampfes zwischen Großbritannien und Russland um die Vorherrschaft in Zentralasien. Wichtiger als militärische Vorstöße sind in diesem Konflikt Spionage, Geheimdiplomatie und verdeckte Operationen. Dabei müssen selbst wissenschaftliche Organisationen den Wunsch der Kontrahenten nach geheimen Informationen bedienen. So setzt London die Royal Geographical Society ebenso zu Aufklärungszwecken ein wie Sankt Petersburg die Kaiserliche Russische Geographische Gesellschaft.

1850

In Wien nimmt das „Evidenzbureau" seine Arbeit auf, der erste Militärgeheimdienst der Habsburgermonarchie.

1861

Der Amerikanische Bürgerkrieg bricht aus – und führt nicht nur durch den Einsatz technischer Innovationen wie Aufklärungsballons und Morse-Telegraphen zur Ausweitung nachrichtendienstlicher Methoden. Vor allem der Süden setzt Spione ein, um seine deutliche Unterlegenheit an Soldaten, Ausrüstung und Waffen auszugleichen. Zur Koordinierung dieser Tätigkeit gründen die Konföderierten ein Jahr nach Kriegsbeginn das „Secret Service Bureau", im darauffolgenden Jahr entsteht im Norden das „Bureau of Military Information".

1871

In Frankreich wird das „Deuxième Bureau" gegründet, der erste echte Militärgeheimdienst des Landes. Nach der demütigenden Niederlage im Krieg gegen Preußen und andere deutsche Staaten in den Jahren 1870/71 hat sich in der französischen Armeeführung die Einsicht durchgesetzt, verstärkt auf Spionage und geheime Aufklärung zu setzen. Auch bei den anderen Großmächten entstehen in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts etliche Militärgeheimdienste: So wird beispielsweise 1867 in Deutschland das Nachrichtenbüro des Großen Generalstabs der preußischen Armee (ab 1889 „Sektion IIIb") gegründet. 1882 bilden sich die Marinenachrichtendienste von Großbritannien und den USA.

1894

Ein französisches Militärgericht erhebt Anklage wegen Landesverrats gegen den Hauptmann im Generalstab Alfred Dreyfus. Der aus dem Elsass stammende jüdische Offizier soll dem Deutschen Reich geheime Informationen zugespielt haben. Aufgrund fadenscheiniger Indizien wird Dreyfus zu lebenslanger Verbannung in eine Strafkolonie verurteilt, doch die Frage nach Schuld oder Unschuld führt in den folgenden Jahren zu einer tiefen Spaltung der französischen Gesellschaft, wobei die stark antisemitische Haltung weiter Kreise zutage tritt. Geheimdienstermittlungen ergeben, dass das Hauptbeweisstück, ein angeblich von Dreyfus geschriebener Brief, in Wirklichkeit von einem anderen Offizier verfasst worden ist. Zwar wird auch gegen diesen Mann eine Ermittlung eingeleitet, doch endet sie 1898 mit einem Freispruch. Während das Militär mit allen Mitteln die Entlastung von Dreyfus verhindern will und weitere Beweisstücke fälscht, geht die Regierung mit Repressalien gegen seine Sympathisanten vor. Erst 1906 wird Dreyfus rehabilitiert und von allen Anschuldigungen freigesprochen.

1903

In London erscheint der Roman „Das Rätsel der Sandbank" von Erskine Childers. Das Buch handelt auch von einer geplanten deutschen Invasion in Großbritannien,

vorbereitet durch den Einsatz von Spionen auf der Insel. Vor dem Hintergrund der massiven Aufrüstung des Deutschen Reichs lösen der Roman und zahlreiche ähnliche Publikationen eine geradezu hysterische Angst vor deutschen Spionen aus. Historiker vermuten später, dass die Panik auch vom britischen Militär geschürt worden ist, um die öffentliche Meinung zugunsten von erhöhten Rüstungsausgaben zu beeinflussen.

1909

Admiralität und Kriegsministerium von Großbritannien gründen das „Secret Service Bureau". Die Organisation verfügt zunächst nur über zwei Mitarbeiter und ein geringes Budget, gleichwohl ist sie die Keimzelle der beiden bekanntesten Nachrichtendienste des Vereinigten Königreichs, die bis heute existieren: des für Gegenspionage und Inlandsaufklärung zuständigen „Security Service" – nach der früheren Bezeichnung „Military Intelligence Section 5" zumeist „MI5" genannt – und des Auslandsgeheimdienstes „Secret Intelligence Service", bekannt als „MI6".

1913

Alfred Redl, Oberst in der österreichisch-ungarischen Armee, erschießt sich. Geheime Ermittlungen hatten den Verrat militärischer Geheimnisse an den Hauptfeind Russland ergeben, woraufhin ihm der Suizid nahegelegt wurde. Doch der Versuch von Militär und Evidenzbureau (in dem Redl selbst einen hohen Posten bekleidet hatte), die Affäre zu vertuschen, misslingt, die öffentliche Reputation des Generalstabs nimmt erheblichen Schaden. Redl hatte hochsensible Dokumente verkauft, darunter den Aufmarschplan im Falle eines Krieges gegen Russland. Obwohl bis zum tatsächlichen Kriegsbeginn die österreich-ungarischen Strategen einen neuen Plan ausarbeiten, ist bis heute nicht klar, ob Redls Verrat zu einigen Niederlagen der Österreicher in den Anfangsmonaten des Konfliktes geführt hat.

1914

August. Bereits zwei Monate nach dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger in Sarajevo am 28. Juni, das den Ersten Weltkrieg auslöst, verhelfen nachrichtendienstliche Methoden den Deutschen zu einem großen Erfolg gegen eine russische Armee, die nach Ostpreußen vorgestoßen ist: Berlins Funker fangen die unverschlüsselt über Telegraph gesendete Marschordnung des Gegners ab, woraufhin die Schlacht von Tannenberg zu einer desaströsen Niederlage der russischen Truppen führt.

Die britische Admiralität richtet eine Stelle zur Dekodierung deutscher Funksprüche und Telegramme ein. Unter der Leitung des Hobby-Kryptologen Alfred Ewing, eigentlich als Direktor der Flottenausbildung tätig, trifft sich eine kleine Gruppe von Freiwilligen, die allesamt keine Spezialisten sind. Doch im Verlauf des Krieges wächst die zunehmend erfolgreiche Abteilung, die nach ihrem ersten Dienstzimmer in der Admiralität „Room 40" genannt wird, erheblich an.

MATA HARI (1876–1917)

Als sich Margaretha Geertruida Zelle 1915 vom deutschen Militärgeheimdienst anwerben lässt, liegen die Höhepunkte ihrer Karriere als Schleiertänzerin bereits hinter ihr. 1905 hatte die damals 28-jährige Niederländerin begonnen, in Paris als erotische Tänzerin unter dem Namen Mata Hari aufzutreten. Nun aber bleiben Engagements aus, stattdessen sollen die Deutschen ihren Lebensstil finanzieren. Obwohl der französische und der britische Nachrichtendienst die viel reisende Frau verdächtig finden, bieten ihr auch die Franzosen eine Spionagetätigkeit an. Als sich dann bestätigt, dass sie für die Deutschen arbeitet, wird sie 1917 in Frankreich verhaftet, wegen Doppelspionage und Hochverrats zum Tode verurteilt und hingerichtet – obwohl sie nie wichtige Informationen weitergegeben hat.

1915

Jüdische Siedler in Palästina um den Botaniker Aaron Aaronsohn und dessen Schwester Sarah gründen den Spionagering „Nili". Nach dem Kriegseintritt des Osmanischen Reiches (zu dem auch Palästina gehört) auf Seiten von Deutschland und Österreich-Ungarn haben sie verfolgen müssen, dass sich die Verschärfung des türkischen Nationalismus auch gegen Juden richtet. Deshalb sammeln sie nun Informationen über geographische Gegebenheiten und die osmanischen Truppen, die sie britischen Stellen übergeben. Das Nili-Material trägt 1917 entscheidend zum Gelingen des britischen Vormarsches in Palästina bei. Die Organisation selbst ist zu diesem Zeitpunkt allerdings bereits enttarnt, mehrere Mitglieder tot.

1917

Januar. Die britischen Kryptoanalytiker des „Room 40" dechiffrieren ein Telegramm des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt, Arthur Zimmermann. Darin informiert der Politiker den deutschen Botschafter in Mexiko über den Plan Berlins, der Regierung des Landes ein gegen die USA gerichtetes Bündnis vorzuschlagen. Dabei wird Mexiko die Rückgewinnung von Gebieten in Aussicht gestellt, die im 19. Jahrhundert an die Nordamerikaner verloren gegangen sind. Im März macht die US-Regierung den Inhalt des Telegramms publik, die Öffentlichkeit in den Vereinigten Staaten reagiert empört. Die entschlüsselte Nachricht trägt so entscheidend dazu bei, dass die bis dahin noch neutralen USA in den Krieg gegen das Deutsche Reich eintreten.

Dezember. Wenige Wochen nach der kommunistischen Revolution in Russland gründen die siegreichen Bolschewiki den Geheimdienst „Allrussische Außerordentliche Kommission", genannt „Tscheka", unter Leitung von Felix Dserschinskij. Zwar kümmert sich die Tscheka, die ab 1922 mehrmals umbenannt und immer wieder neu strukturiert wird, auch um Auslandsspionage und bespitzelt vor allem zaristisch gesinnte Emigranten. Der Schwerpunkt liegt jedoch im Inland: auf der brutalen Bekämpfung jeden Widerstandes gegen die Bolschewiki.

1918

Nach dem Ende des Weltkriegs wenden sich viele westliche Agenten dem Russischen Bürgerkrieg zu, dem letztlich erfolglosen Kampf von Zarenanhängern und anderen antikommunistischen Gruppierungen gegen die Bolschewiki. Zwar beteiligen sich Frankreich, Großbritannien und die USA in dem Bürgerkrieg nur halbherzig mit eigenen Truppen auf Seiten der Gegenrevolutionäre, doch sie unterstützen die Widerständler mit Geld und Waffen – und mit verdeckten Operationen ihrer Agenten. Auch der britische Spion Sidney Reilly, der bereits in verschiede-

nen Funktionen und meist unter mysteriösen Umständen für den britischen Geheimdienst tätig war, geht nun nach Russland. Reilly, ein russischer Jude aus Odessa, will in Moskau einen Putsch gegen die Bolschewiki initiieren und deren Anführer Lenin und Trotzki töten. Doch die Tscheka ist früh über Reillys Pläne informiert und lässt die Verschwörer kurz vor dem geplanten Anschlag auffliegen. Viele von Reillys Komplizen kommen ums Leben, er selbst kann knapp entkommen.

1925

Sidney Reilly reist erneut in verdeckter Mission nach Russland. Er will Vertreter der „Monarchistischen Vereinigung Zentralrusslands" treffen, um den Widerstand gegen das kommunistische Regime zu organisieren. Doch schon an der Grenze warten Agenten der OGPU (einer Nachfolgeorganisation der Tscheka) auf Reilly. Denn die Monarchistische Union ist in Wirklichkeit eine Scheinorganisation der OGPU, um ins Ausland geflüchtete Anhänger des Zarenreichs zu manipulieren. Auch Reilly ist in die Falle getappt: In einem Wald bei Moskau wird er von OGPU-Offizieren erschossen.

um 1930

Wie viele junge Intellektuelle seiner Generation wendet sich der Brite Anthony Blunt, Student in Cambridge und weitläufiger Verwandter der königlichen Familie, dem Marxismus zu – und lässt sich wenige Jahre später vom sowjetischen Geheimdienst anwerben. Auch Guy Burgess, Donald Maclean, John Cairncross und Harold „Kim" Philby, die alle in Cambridge studiert haben, entscheiden sich in den 1930er Jahren für eine langfristig angelegte Tätigkeit als Spione für die Sowjetunion: Als Diplomaten oder Angehörige der britischen Nachrichtendienste übermitteln die später als „Cambridge Five" bekannten Verräter geheime Informationen über militärische Operationen, Namen von westlichen Agenten und Kopien vertraulicher Unterlagen an ihre Kontaktleute.

1935

Der deutsche Marineoffizier Wilhelm Canaris übernimmt die Leitung der „Abwehr". Dieser zentrale Geheimdienst der Wehrmacht hat sich seit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten zunehmender Konkurrenz durch den „Sicherheitsdienst" der SS zu erwehren. Canaris nutzt seine Position anfangs für die aktive Unterstützung der spanischen Faschisten unter General Franco. Obwohl er sich ab etwa 1937 mehr und mehr vom Nationalsozialismus abwendet und Hitlers Kriegspläne ablehnt, beteiligt sich die Abwehr unter seiner Leitung am Überfall auf Polen 1939 und an weiteren Operationen des Zweiten Weltkriegs.

1938

In der Sowjetunion erreicht der stalinistische „Große Terror" seinen Höhepunkt, bei dem massenhaft Angehörige von Parteiorganisationen, Verwaltung und Militär hingerichtet oder in Straflager deportiert werden. Auch der zivile Geheimdienst ist von den „Säuberungen" betroffen. 1934 ist die OGPU im neu gebildeten Volkskommissariat des Inneren, NKWD, aufgegangen, das seither für den organisierten Terror verantwortlich ist. Für einige Monate im Jahr 1941 sowie dauerhaft ab 1943 firmiert der Geheimdienst dann als selbstständiges Volkskommissariat für Staatssicherheit, NKGB. 1946 wird es in „Ministerium für Staatssicherheit" umbenannt.

1939

Wenige Wochen vor Beginn des Zweiten Weltkriegs treffen sich in einem Wald bei Warschau polnische Kryptologen mit französischen und britischen Kollegen. Seit Jahren schon arbeiten die Polen am Entschlüsseln jener Codes, mit denen Militär, Geheimdienste, SS, Diplomatie und diverse andere Organisationen des NS-Regimes ihren Nachrichtenverkehr verschlüsseln. Dabei ist ihnen ein lange für undenkbar gehaltener Durchbruch gelungen. Die Briten übernehmen nun ihre Erkenntnisse über die Kodierung, die mithilfe von hochkomplexen Chiffriermaschinen des Typs „Enigma" erfolgt, um die Entzifferung mit riesigem Aufwand voranzutreiben – schließlich mit Erfolg. Die ersten dechiffrierten Nachrichten liegen bereits 1940 vor, bis Kriegsende kann ein Großteil der gesamten deutschen Kommunikation in Klartext übertragen werden. Das Brechen der Enigma-Kodierung gilt vielen Historikern als bedeutendste nachrichtendienstliche Aktion in der Geschichte.

1940

Richard Sorge, ein enger Vertrauter von Angehörigen der deutschen Botschaft in Tokyo, erhält von ihnen Informationen über Hitlers Pläne für einen Überfall auf die Sowjetunion im Sommer des Folgejahrs. Doch Sorge ist nicht, wie er vorgibt, ein Anhänger des Nationalsozialismus, sondern überzeugter Kommunist und bereits seit 1929 als Agent für den sowjetischen Militärgeheimdienst tätig. Ab 1933 arbeitet er in Japan, wo er als Journalist getarnt Kontakte zu Regierungskreisen und zur deutschen Vertretung aufbaut. Nun übermittelt Sorge immer mehr Einzelheiten über den bevorstehenden Angriff nach Moskau.

WITOLD PILECKI (1901–1948)

Nach dem Ansturm der deutschen Wehrmacht auf Polen lässt sich Witold Pilecki, zuvor Offizier der polnischen Kavallerie, später Gründer einer Untergrundarmee gegen die Besatzer, 1940 verhaften, um ins Konzentrationslager Auschwitz zu gelangen und dort eine Geheimorganisation unter polnischen Häftlingen aufzubauen. 1943 gelingt ihm die Flucht, seine Aufzeichnungen über die massenhafte Ermordung von Juden erreichen britische Stellen. Doch zeigen die Westalliierten kein Interesse, beispielsweise Auschwitz zu bombardieren – möglicherweise wird seine Schilderung für unglaubwürdig gehalten. Pilecki kehrt in seine Heimat zurück und beteiligt sich 1944 am Warschauer Aufstand, bei dem er in deutsche Gefangenschaft gerät. Nach 1945 kämpft er gegen die sowjetischen Besatzer und wird verhaftet. Nach einem Schauprozess wird der Spion, der Auschwitz entkommen konnte, 1948 hingerichtet.

1941

Januar. In Großbritannien nimmt das „XX Committee" seine Arbeit auf. Es koordiniert das „Double Cross System": Seit Kriegsbeginn hat der MI5 bereits etliche deutsche Spione in Großbritannien enttarnen können, die nach Prüfung ihrer Eignung nun das Angebot erhalten, als Doppelagenten für die Briten tätig zu werden – andernfalls droht ihnen die Hinrichtung. Auf diese Weise werden bis 1945 mehr als 100 Spione für die Desinformation der deutschen Aufklärung umfunktioniert.

Juni. Der Wehrmachtsoffizier Harro Schulze-

Boysen, der bereits in den Monaten zuvor mehrmals militärische Geheimnisse an sowjetische Stellen übermittelt hat, informiert die Botschaft in Berlin, dass die deutschen Vorbereitungen für einen Militärschlag gegen die Sowjetunion abgeschlossen sind und ein Angriff Hitlers unmittelbar bevorsteht. Schulze-Boysen gehört einer von mehreren Widerstandsgruppen an, die die Funkabwehr der Wehrmacht mit der Bezeichnung „Rote Kapelle" belegt. 1942 wird er enttarnt und hingerichtet. Seine Warnung bleibt – wie zuvor schon zahllose Berichte von Richard Sorge und anderen sowjetischen Geheimdienstquellen – unbeachtet: Der Sowjetdiktator Josef Stalin will bis zuletzt nicht an einen Überfall glauben, über die Gründe rätseln die Historiker bis heute.

August. Sowjetische Geheimdienst-Mitarbeiter, darunter erneut Richard Sorge, melden nach Moskau, dass Deutschlands Verbündeter Japan keinen Angriff auf die Sowjetunion von Osten plane. Diesmal vertraut Stalin der für den weiteren Kriegsverlauf bedeutenden Information. Truppen, die nun aus dem fernen Sibirien abgezogen werden können, erreichen rechtzeitig den europäischen Kriegsschauplatz und tragen dazu bei, den Vormarsch der Wehrmacht aufzuhalten. Richard Sorge wird im Oktober 1941 in Japan verhaftet und 1944 gehängt.

1942

Juni. Ein halbes Jahr nach Kriegseintritt der Vereinigten Staaten verfügt Präsident Franklin Delano Roosevelt die Gründung des „Office of Strategic Services". Zu den Aufgaben des OSS, für das zeitweise bis zu 13 000 Menschen arbeiten, gehören neben der Informationssammlung auch Sabotage, Desinformation und die militärische Ausbildung von Partisanen. Erstmals wird damit eine zentrale US-Spionageorganisation geschaffen. Gleichwohl existieren weiterhin Nachrichtendienste von Armee und Marine, die kaum koordiniert werden (erst 1961 schafft man mit der „Defense Intelligence Agency" eine Dachorganisation). Starke Konkurrenz besteht zudem zwischen dem OSS und dem „Federal Bureau of Investigation" (FBI).

August. Um die Entwicklung amerikanischer Nuklearwaffen voranzutreiben, nimmt das „Manhattan Project" seine Arbeit auf, 1943 schließen sich Wissenschaftler der britischen Atomwaffenentwicklung dem Projekt an. Doch auch sowjetische Kernphysiker profitieren von den Ergebnissen: Mitarbeiter des Manhattan Project geben Forschungsunterlagen an sowjetische Verbindungsleute weiter. Mehrere Atomspione werden einige Jahre später festgenommen und zu Haftstrafen verurteilt, darunter der Techniker David Greenglass. Dessen Schwager Julius Rosenberg hingegen, der als Kurier Informationen über das Atomprogramm weiterleitete, wird 1953 trotz internationaler Proteste gemeinsam mit seiner unschuldigen Frau Ethel hingerichtet. Einer der bedeutendsten Informanten Moskaus, der Physiker Theodore Hall, wird erst 1995 enttarnt und muss auch bis zu seinem Tod 1999 nicht in Haft. Wie die meisten Atomspione war Hall überzeugter Kommunist. Ein Nuklearwaffenmonopol der USA hielt er für eine Bedrohung des Weltfriedens.

1943

Während noch kein Ende der Kämpfe mit NS-Deutschland und Japan in Sicht ist, starten US-Geheimdienstler ein Projekt gegen die mit den Alliierten verbündete Sowjetunion, den kommenden Hauptgegner der Zeit nach dem Weltkrieg. Anhand von in den Vorjahren aufgezeichneten Funksprüchen versuchen Experten, das sowjetische Verschlüsselungssystem zu brechen. 1946 erzielt dieses „Venona"-Projekt die ersten Erfolge. Die dechiffrierten Nachrichten führen in den folgenden Jahren zur Enttarnung etlicher Sowjetspione. Zusammen mit den Aussagen einiger Überläufer machen sie deutlich, dass die sowjetischen Geheimdienste – trotz erheblicher interner Probleme durch die fortgesetzten „Säuberungen" und zum Teil chaotische Organisationsstrukturen – bereits seit mehreren Jahren zahllose Agenten und Zuträger in den USA platziert haben.

FRITZ KOLBE (1900–1971)

Fritz Kolbe, der bereits seit 1925 für das Auswärtige Amt arbeitet, entscheidet sich für den aktiven Widerstand: Bei einer diplomatischen Mission in Bern wendet er sich 1943 an den US-Geheimdienst OSS. Bis zum Kriegsende übermittelt er dem OSS rund 1600 zum Teil hochbrisante Dokumente und Informationen über die Wehrmacht und deutsche Geheimdienstmitarbeiter, liefert Lageberichte. US-Geheimdienstkreisen gilt Kolbe, der bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs unentdeckt bleibt, als einer ihrer wichtigsten Spione. Das neu gegründete Auswärtige Amt der Bundesrepublik Deutschland aber verweigert dem vermeintlichen Verräter die Wiedereinstellung. Erst 2004 wird er offiziell vom Außenministerium gewürdigt – 33 Jahre nachdem er 1971 an Krebs verstorben ist.

1944

Verärgert über die angeblich mangelhafte Arbeit des deutschen Militärgeheimdienstes, enthebt Adolf Hitler den Abwehr-Chef Canaris seines Amtes und befiehlt die Eingliederung des Dienstes ins Reichssicherheitshauptamt. Tatsächlich wird die Abwehr als eigenständige Organisation vollständig aufgelöst, einzelne Abteilungen gehen auf den Sicherheitsdienst und die Gestapo über. Nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler am 20. Juli gerät auch Canaris unter Verdacht und wird festgenommen. Dann tauchen Beweise auf, dass er bereits einige Jahre zuvor in Kontakt mit Offizieren stand, die einen Putsch gegen Hitler planten. Anfang April 1945 wird Canaris im Konzentrationslager Flossenbürg gehenkt.

1946

Reinhard Gehlen wird Leiter einer von ihm initiierten geheimen Organisation. Während des Weltkriegs war Gehlen, zuletzt im Rang eines Generalmajors, als Chef der Abteilung „Fremde Heere Ost" für die Ausforschung der Roten Armee zuständig, hatte auch mit dem Sicherheitsdienst zusammengearbeitet. Unter Aufsicht von US-Stellen ist die „Organisation Gehlen" bald geheimdienstlich für die Amerikaner aktiv und ab 1949 auch für die Bundesrepublik. Wie bei der Wehrmacht widmet sich Gehlen ganz dem Kampf gegen die Sowjetherrschaft und greift dabei auf frühere Mitarbeiter zurück; zudem bietet die Organisation Unterschlupf für viele weitere ehemalige Angehörige von Wehrmacht und SS. 1956 wird sie in den Bundesnachrichtendienst umgewandelt, heute der größte Geheimdienst in Deutschland.

1947

Im Zeichen des beginnenden Kalten Krieges unterzeichnet US-Präsident Truman ein Gesetz zur Gründung einer „Central Intelligence Agency". Klares Ziel des neuen zivilen Auslandsgeheimdienstes (indirekt eine Nachfolgeorganisation des nach Ende des Zweiten Weltkriegs aufgelösten OSS) ist der Kampf gegen die Sowjetunion und eine weitere Verbreitung des Kommunismus in der Welt. Dabei beschränkt sich die CIA aber nicht nur auf die Sammlung von Informationen, sondern unternimmt schon bald auch verdeckte Operationen, um direkt in das politische Geschehen in anderen Ländern einzugreifen.

1950

Das „Komitee für unterseeische Kriegsführung" der US Navy beginnt den Aufbau von „Sosus": Dieses ab Beginn der 1960er Jahre einsatzfähige Lauschsystem besteht aus einem Netzwerk von Unterwassermikrophonen vor allem in Atlantik und Pazifik und dient bis zum Ende des Kalten Krieges zur geheimen Überwachung sowjetischer U-Boote.

1953

Nach seinem Amtsantritt ernennt der neue US-Präsident Dwight D. Eisenhower den Juristen Allen Dulles zum Direktor der CIA. Dulles, der bereits Chef des OSS war und zuletzt Leiter der CIA-Abteilung für verdeckte Operationen, erfüllt die in ihn gesetzten Erwartungen: Noch im gleichen Jahr initiieren CIA-Agenten einen Militärputsch im Iran, 1954 ist die CIA am Sturz eines linksgerichteten Präsidenten in Guatemala beteiligt.

1954

In der Sowjetunion wird das „Komitee für Staatssicherheit" KGB gegründet, eine direkt dem Ministerrat unterstellte Behörde, die in sich Inlands- und Auslandsgeheimdienst vereint. Noch im Vorjahr, nach dem Tod des Diktators Josef Stalin, war das Ministerium für Staatssicherheit erneut dem Innenministerium untergeordnet worden. Nun aber kommen die diversen Umstrukturierungen der sowjetischen Geheimdienste in den vergangenen Jahrzehnten zum Ende, entsteht mit dem KGB in der Auslandsspionage der Gegenspieler zu den westlichen Diensten CIA und MI6, der zudem auch die Geheimdienste der verbündeten Ostblockstaaten dominiert. Berüchtigt für die im Jargon *mokryje dela* („feuchte Dinge", engl. *wet jobs*) genannten Mordanschläge gegen Verräter und Regimegegner, ist der KGB erfolgreicher als die CIA bei der Informationsbeschaffung durch menschliche Quellen. Gestützt auf Verbindungsleute, die quasi „legal" unter dem Schutz diplomatischer Vertretungen der Sowjetunion arbeiten, führt der KGB ein Netzwerk von Spionen und Doppelagenten in den Ländern des westlichen Bündnisses.

Zwar werden immer wieder KGB-Quellen enttarnt, laufen etliche seiner Agenten über, doch das wahre Ausmaß der Spionagetätigkeit im Westen ist bis heute nur in Ansätzen bekannt.

MARKUS WOLF (1923–2006)

Als Zehnjähriger flieht Markus Wolf 1933 mit seiner Familie in die Sowjetunion. Nach Kriegsende geht er in den sowjetisch besetzten Teil Deutschlands. 1951 ist er bei der Gründung des „Außenpolitischen Nachrichtendienstes" der DDR beteiligt, im Jahr darauf übernimmt er die Leitung der Stelle, aus der 1956 die „Hauptverwaltung A" des Ministeriums für Staatssicherheit hervorgeht. Insgesamt 34 Jahre lang steht Wolf an der Spitze des DDR-Auslandsgeheimdienstes und koordiniert dessen Arbeit, die vor allem gegen die BRD gerichtet ist und bei der es unter anderem um Wirtschaftsspionage sowie die Platzierung von Spähern im Umfeld westdeutscher Politiker geht. 1986 verlässt Wolf den Dienst, möglicherweise hat er sich mit Stasi-Chef Erich Mielke über sein Privatleben zerstritten. Wenige Tage vor der Wiedervereinigung flieht er außer Landes, um einer Verhaftung zu entgehen. 1991 stellt sich Wolf, doch wegen einer Grundsatzentscheidung, nach der DDR-Bürger von BRD-Gerichten nicht für Spionage belangt werden können, wird seine Verurteilung zu sechs Jahren Haft wieder aufgehoben. Er stirbt 2006 in Berlin.

1955

Die CIA nimmt gemeinsam mit dem MI6 in Berlin einen Spionagetunnel in Betrieb, der vom amerikanischen Sektor in den sowjetisch besetzten Teil der Stadt reicht. Dort werden Telefonleitungen des Hauptquartiers der sowjetischen Besatzungstruppen angezapft. Bis der Tunnel im April 1956 offiziell aufgedeckt wird, schneiden Geheimdienstmitarbeiter Hunderttausende Gespräche mit – doch die gesammelten Informationen sind teilweise wertlos: George Blake, Angehöriger des MI6 und als Doppelagent für den KGB tätig, hatte schon in einer frühen Planungsphase vom Bau des Tunnels erfahren. Die sowjetische Seite wusste also Bescheid, unternahm aber monatelang nichts gegen den Tunnel, um ihren Informanten zu schützen. Blake wird 1961 enttarnt und zu 42 Jahren Haft verurteilt, doch gelingt ihm 1966 der Ausbruch aus dem Gefängnis und die Flucht in den Ostblock. Heute lebt er bei Moskau. 2012 erhielt er zu seinem 90. Geburtstag ein Glückwunschschreiben des russischen Präsidenten Wladimir Putin.

1956

Von einem westdeutschen Militärflughafen starten Maschinen vom Typ „Lockheed U-2" zu Spionageflügen über der UdSSR. Die eigens für diesen Zweck gebaute U-2 kann in so großen Höhen Bilder aufnehmen, dass sie für die sowjetische Luftabwehr unerreichbar sein soll. Am 1. Mai 1960 wird das Flugzeug des Piloten Francis Gary Powers dennoch über Swerdlowsk von einer Rakete abgeschossen. Powers, der sich per Fallschirm retten kann, wird festgenommen. Durch Fundstücke aus dem Wrack der U-2 kann Moskau beweisen, dass er spioniert hat. Die folgenden diplomatischen Komplikationen gipfeln darin, dass der sowjetische Partei- und Regierungschef Chruschtschow am 16. Mai ein Pariser Spitzentreffen mit Präsident Eisenhower und den anderen Westalliierten verlässt.

1959

Nach dem Sieg seiner Revolutionäre übernimmt Fidel Castro die Macht auf Kuba und nähert sich Moskau an. Fortan ist die unweit der USA gelegene Karibikinsel Ziel von CIA-Operationen, zu denen mehrere misslungene Attentate auf Castro gehören sowie 1961 die Invasion in der Schweinebucht, bei der von der CIA ausgebildete Exilkubaner das Regime stürzen sollen. Nach dem Scheitern der Aktion versucht die CIA, Kuba durch Sabotage, Propaganda und weitere Attentate zu destabilisieren.

1960

Mai. Agenten des israelischen Auslandsgeheimdienstes „Mossad" spüren in Argentinien Adolf Eichmann auf, einen Hauptverantwortlichen für die Ermordung von sechs Millionen Juden durch die Nationalsozialisten, und entführen ihn nach Israel. Nach einem Prozess wird Eichmann 1962 hingerichtet. Der 1949 gegründete Mossad ist auf Informationssammlung spezialisiert sowie auf verdeckte Operationen und Terrorismusbekämpfung und gilt als die effektivste Organisation dieser Art weltweit. Neben dem Mossad unterhält Israel den Inlandsgeheimdienst „Schin Bet" und den militärischen Abschirmdienst „Aman". Zudem gab es von 1957 bis 1986 mit dem „Lakam" eine Institution, die das israelische Nuklearprogramm unterstützen sollte.

August. US-Präsident Eisenhower veranlasst die Gründung des „National Reconnaissance Office". Unter äußerster Geheimhaltung (selbst die Existenz des NRO wird offiziell erst in den 1990er Jahren eingeräumt) und mit riesigem finanziellen Aufwand (das Jahresbudget für 2013 beträgt schätzungsweise zehn Milliarden US-Dollar) ist das „Nationale Aufklärungsamt" bis heute für Bau und Betrieb von Spionagesatelliten zur fotografischen Luftaufklärung zuständig. Bis zur Entwicklung digitaler Techniken werden dabei von Kameras an Bord belichtete Filme in speziellen Kapseln zur Erde abgeworfen, nach Öffnen eines Fallschirms können Flugzeuge die Behälter einfangen. 1962 gelingt auch der UdSSR der Start eines Spionagesatelliten. Die Nutzung von Raumflugkörpern ist ein wichtiger Schritt auf dem Weg der fortschreitenden Technisierung geheimdienstlicher Methoden.

1961

Der KGB-Offizier Anatolij Golizyn läuft in den Westen über. Bei Befragungen durch die Mitarbeiter von CIA und MI5 spricht er ausführlich über das sowjetische Spionage-Netz in Großbritannien. Obwohl er für seine Aussagen keine Beweise liefern kann, beginnt in beiden Diensten eine Jagd nach vermeintlichen Doppelagenten, die geradezu hysterische Ausmaße annimmt und die Spionageabwehr von CIA und MI5 über Jahre beschäftigt: Das um sich greifende Misstrauen führt dazu, dass selbst höchste Politiker der Spionage verdächtigt werden.

RUDOLF ABEL (1903–1971)

Der Mann, der am 10. Februar 1962 die Glienicker Brücke zwischen Westberlin und Potsdam betritt und sich „Rudolf Abel" nennt, wird in England geboren – als William Fisher, ein deutschstämmiger Russe. 1927 beginnt er eine Karriere im sowjetischen Geheimdienst und wird in die USA geschickt, um dort ein Agentennetz aufzubauen. 1957 wird er verhaftet und zu 45 Jahren Gefängnis verurteilt, kommt aber 1962 bereits wieder frei: Auf der Glienicker Brücke wird er gegen Francis Gary Powers ausgetauscht, den abgeschossenen U-2-Piloten. Bis zu seinem Tod 1971 lebt Abel, gefeiert als Meisterspion, in der UdSSR.

1963

Januar. Kim Philby von den „Cambridge Five" taucht unter. 1951 hatte er seinen sowjetischen Führungsoffizier vor der im Zuge des Venona-Projekts drohenden Enttarnung des Sowjetspions Donald Maclean gewarnt, woraufhin sich der gemeinsam mit Guy Burgess, auch ein KBG-Agent, rechtzeitig in die UdSSR absetzen konnte. Philby selbst war daraufhin immer wieder in Verdacht geraten, zwischenzeitlich sogar aus dem MI6 entlassen worden. Nach den beiden noch fehlenden Spionen des sogenannten „Ring of Five", von dem Golizyn gesprochen hatte, suchen die britischen Verantwortlichen noch jahrelang. Als vierter Mann wird schließlich Anthony Blunt identifiziert; John Cairncross – obwohl ebenfalls bereits seit Langem aufgedeckt – wird erst 1982 als Fünfter der Cambridge Five erkannt. Anders als lange gedacht, waren die unter diesem Namen berühmt gewordenen Agenten nie eine Gruppe gemeinsam agierender Spione. Kim Philby arbeitet bis zu seinem Tod 1988 als KGB-Berater in Moskau.

Mitte des Jahres. Die wissenschaftlich-technische Abteilung des KGB wird zu einer Direktion aufgewertet. Ihre Aufgabe ist es, durch Infiltration und Anwerbung von Mitarbeitern westlicher Industrieunternehmen an geheime Informationen über neu entwickelte Spitzentechnologien zu gelangen. Im Mittelpunkt der massiven sowjetischen Wirtschaftsspionage stehen dabei Industriezweige mit direkter militärischer Relevanz oder großer ökonomischer Bedeutung wie Rüstung, Nukleartechnik, Luftfahrt und Computertechnik. Das Ziel, den zunehmenden technologischen Rückstand der UdSSR gegenüber dem Westen auszugleichen, erreichen die Aktivitäten des KGB aber nicht.

1967

Die erdölreiche Region im Süden Nigerias erklärt sich als „Republik Biafra" für unabhängig. Während die französische Regierung dem neuen Staat die offizielle Anerkennung verweigert, unterstützt der Auslandsgeheimdienst SDECE die Separatisten mit Waffenlieferungen und verdeckten Operationen. Der 1945 in Paris gegründete „Auswärtige Nachrichten- und Spionageabwehrdienst" beteiligt sich zunächst vor allem an der Bekämpfung von Unabhängigkeitsbewegungen in Französisch-Indochina und Algerien. Auch nach dem Ende des französischen Kolonialreiches ist der SDECE in Afrika aktiv. Dabei verfolgt der Geheimdienst neben dem Kampf gegen den Kommunismus vor allem nationale Ziele: die Erhaltung des französischen Einflusses. So dient die Hilfe für den chancenlosen, 1970 militärisch beendeten Abspaltungsversuch Biafras sowie bereits einige Jahre zuvor im Kongo für die Separatisten der abtrünnigen Provinz Katanga wohl hauptsächlich der Destabilisierung postkolonialer Staaten Afrikas.

1972

Oktober. Eine Spezialeinheit des Mossad startet die Operation „Der Zorn Gottes". Ihr Auftrag ist die Tötung palästinensischer Terroristen, die als Täter oder Hintermänner an der Geiselnahme während der Olympischen Spiele in München beteiligt waren, in deren Verlauf elf Israelis starben. Nun sollen die Agenten des Geheimdienstes die Verantwortlichen aufspüren und ermorden. Bereits im Oktober schlagen sie das erste Mal zu, bis 1979 töten sie in verschiedenen Ländern Europas und des Nahen Ostens mindestens zehn tatsächliche oder vermeintliche Täter und Hintermänner – daneben aber auch mehrere völlig unbeteiligte Personen.

1973

In Chile putscht das Militär gegen den demokratisch gewählten Präsidenten Salvador Allende. Bis heute ist umstritten,

ob es eine direkte Beteiligung der CIA gegeben hat. Auf jeden Fall hat sie durch Propaganda, Finanzhilfen für Allendes Gegner und andere verdeckte Operationen den Staatsstreich vorbereitet, war in dessen Planung eingeweiht und hilft danach bei der Errichtung einer Militärdiktatur.

1974

Günter Guillaume, persönlicher Referent des Bundeskanzlers Willy Brandt, wird verhaftet. Guillaume war 1956 im Auftrag des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR in die BRD übergesiedelt, trat in die SPD ein und arbeitete sich bis ins engste Umfeld Brandts vor. Die Enttarnung des Spions entwickelt sich zum Desaster für die DDR, da Brandt unter dem Eindruck der Affäre wenig später zurücktritt. Erst zwei Jahre zuvor hatte die für Auslandsspionage zuständige Hauptverwaltung A des MfS durch Bestechung von Bundestagsabgeordneten von CDU und CSU ein Misstrauensvotum gegen den Kanzler verhindert – denn Brandt stand, anders als die konservativen Parteien, für eine Politik der Annäherung gegenüber dem Ostblock.

1975

Sonderausschüsse von Senat und Repräsentantenhaus des US-Kongresses befassen sich mit den Geheimdiensten. Durch die Sitzungen, die zum Teil vor laufenden TV-Kameras stattfinden, erfährt die amerikanische Öffentlichkeit erstmals zahlreiche Details über die CIA-Einsätze in Chile und die Anschlagspläne gegen ausländische Staatsführer. Überdies kommt nun ans Tageslicht, wie CIA und andere Behörden Grundrechte verletzt haben, durch Briefspionage und Abhöraktionen gegen US-Bürger. Klar wird vor allem, dass die ungesetzlichen Geheimdienstaktionen vom Präsidenten autorisiert und so der politischen Kontrolle durch das Parlament entzogen wurden. Als Ergebnis der Untersuchungen werden Reformen beschlossen und dauerhafte Gremien eingerichtet, deren Wirkung allerdings schon bald wieder eingeschränkt wird. Nachhaltig ändert sich jedoch das öffentliche Bild der CIA: Vielen Menschen gilt sie zunehmend als eine Organisation, die zweifelhafte politische Ziele der US-Regierung mit verbrecherischen Methoden durchzusetzen sucht.

OLEG GORDIJEWSKIJ (* 1938)

Mehr als zehn Jahre versorgt der KGB-Offizier den britischen Geheimdienst MI6 mit Informationen, bis er 1985 unter Verdacht gerät. Im letzten Moment gelingt ihm mit Hilfe britischer Agenten die Flucht aus der Sowjetunion. Seither lebt der ranghöchste KGB-Überläufer des Kalten Krieges in Großbritannien. Feiern lässt sich Gordijewskij als der Mann, der die Welt vor einem Atomkrieg bewahrte: Rechtzeitig habe er den Westen darauf hingewiesen, dass die sowjetische Führung die im November 1983 geplante NATO-Übung „Able Archer 83" irrtümlicherweise für die Tarnung eines nuklearen Erstschlags gehalten habe. Bis heute allerdings debattieren Geheimdienst-Experten darüber, wie groß die damalige Kriegsgefahr tatsächlich gewesen ist.

1979

Dezember. Sowjetische Truppen marschieren in Afghanistan ein, Spezialeinheiten des KGB töten den amtierenden Präsidenten. Die USA verurteilen die Intervention – doch bereits Monate zuvor hat Präsident Jimmy Carter ein Programm zur Unterstützung der Mudschahedin gebilligt: Diese muslimischen Widerstandskämpfer, denen sich später viele Freiwillige aus anderen Staaten anschließen, werden in den folgenden Jahren von der CIA ausgebildet, mit Waffen beliefert und mit Milliarden US-Dollar finanziert.

1981

Mai. Schüsse des Türken Mehmet Ali Ağca verletzen Papst Johannes Paul II. lebensgefährlich. Das Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche, in Polen geboren, ist ein entschiedener Gegner des Kommunismus und besitzt große Bedeutung für die Oppositionsbewegung in seinem Heimatland, das zum sowjetischen Bündnissystem gehört. Daher hält sich noch immer die Theorie, Agenten des KGB oder eines anderen Ostblock-Geheimdienstes seien die eigentlichen Drahtzieher des Attentats gewesen. Der Täter selbst, der in Italien 19 Jahre Haft verbüßt und nach seiner Auslieferung an die Türkei wegen eines Mordes von 1979 noch weitere Jahre im Gefängnis verbringt, schweigt bis heute über die Hintergründe.

Herbst. Das FBI betreibt eine verdeckte Operation, die den US-Computerhersteller IBM vor sowjetischer Wirtschaftsspionage schützen soll. Doch anstelle von Agenten des ideologischen Gegners gehen den Ermittlern Mitarbeiter des japanischen Elektronikkonzerns Hitachi ins Netz, als die versuchen, illegal in den Besitz von IBM-Unterlagen zu kommen – ein klarer Fall von Industriespionage; staatliche Geheimdienste waren darin wohl nicht verwickelt. Bis heute werden allerdings immer wieder Vermutungen laut, dass die gegen Firmen in Westeuropa und Nordamerika gerichtete Technikspionage in Ländern wie Japan, China und Russland von staatlichen Stellen gefördert oder zumindest geduldet wird.

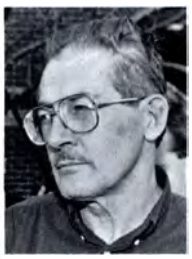
1982

Der US-Kongress verbietet jede direkte Finanz- und Militärhilfe für die „Contras", antikommunistische Milizen in Nicaragua. Die versuchen, linksgerichtete Sandinisten zu stürzen, die das Land seit ihrem erfolgreichen Aufstand 1979 gegen eine von den USA unterstützte Diktatur regieren. Trotz des unmissverständlichen Kongress-Beschlusses lässt Präsident Ronald Reagan die bereits im Vorjahr gestartete CIA-Operation in dem mittelamerikanischen Land fortsetzen. Dabei hilft der Geheimdienst den rechtsgerichteten Contras mit Ausbildung, Waffen und Geld. Als 1986 die illegalen Finanzierungsmethoden ans Licht kommen, wird einmal mehr das Versagen der politischen Kontrollorgane gegenüber der Macht der Geheimdienste offenkundig.

1985

Im Hafen der neuseeländischen Stadt Auckland sinkt das Greenpeace-Schiff „Rainbow Warrior". Die Umweltaktivisten der Organisation wollten gegen französische Nuklearwaffentests im Südpazifik protestieren. Trotz massiver Vertuschungsversuche ergeben Nachforschungen, dass Taucher im Auftrag des französischen Geheimdienstes DGSE („Generaldirektion für äußere Sicherheit", 1982 aus dem SDECE entstanden) Haftminen am Schiff befestigt und ein Loch in den Rumpf gesprengt hatten. Die schlecht geplante und dilettantisch ausgeführte Aktion kostet ein Besatzungsmitglied das Leben. Zwei Mitglieder des Agenten-Kommandos werden in Neuseeland festgenommen und zu zehn Jahren Haft

verurteilt – dürfen aber bereits nach etwas mehr als zwei Jahren in ihre Heimat zurückkehren.



ALDRICH AMES (* 1941)

Seit mehr als 15 Jahren schon arbeitet Aldrich Ames für die Gegenspionage der CIA, als er 1985 seine Kontakte zu Mitarbeitern der Sowjetbotschaft in Washington nutzt, um die Namen von amerikanischen und britischen Agenten in der Sowjetunion preiszugeben. In den folgenden Jahren erhält Ames fast zwei Millionen Dollar für seine Informationen – und sein Geschäft floriert auch weiter, als 1991 die Sowjetunion zerbricht. Etliche Agenten werden wegen des Verrats des Amerikaners hingerichtet. Sein verschwenderischer Lebensstil erregt schließlich Verdacht, 1994 wird er festgenommen und zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt.

1989

Ermittlungen des FBI belegen, dass der französische Auslandsgeheimdienst DGSE Spitzel bei IBM, Texas Instruments und anderen amerikanischen Unternehmen eingeschleust hat. Umgekehrt geraten auch US-Geheimdienste in späteren Jahren in Verdacht, europäische Firmen ausspioniert zu haben.

1991

Oktober. Bereits einige Wochen vor dem offiziellen Ende der Sowjetunion im Dezember wird der KGB aufgelöst. Viele seiner Mitarbeiter und Strukturen gehen aber auf Organisationen des neu entstandenen russischen Staates über. Nach mehreren Umbildungen heißt der Nachfolger des KGB als Inlandsgeheimdienst seit 1995 FSB („Föderaler Sicherheitsdienst"), seine Leitung hat zeitweise der spätere Staatspräsident Wladimir Putin inne. Die für Auslandsspionage zuständige Abteilung des KGB wird ausgegliedert und trägt ab Dezember 1991 die Bezeichnung SWR („Dienst für Auslandsaufklärung"). Als wesentlich bedeutender auf diesem Gebiet gilt heute der Militärgeheimdienst GRU, den ebenfalls 1991 Russland übernommen hat.

2001

11. September. Islamistische Selbstmordattentäter steuern entführte Verkehrsflugzeuge ins Pentagon und in das New Yorker World Trade Center, fast 3000 Menschen sterben. Es stellt sich heraus: Der Terroranschlag hätte verhindert werden können, unter anderem wegen der mangelnden Abstimmung zwischen CIA, FBI und anderen Diensten blieben die Täter unbehelligt. Verantwortlich für das Versagen ist nach der Analyse mancher Experten die Vernachlässigung der Geheimdienste in den 1990er Jahren. Die Regierung unter Präsident George W. Bush reagiert mit der Errichtung des „Department for Homeland Security" (Ministerium für innere Sicherheit), einer Behörde mit inzwischen mehr als 240 000 Mitarbeitern. Auch die Kompetenzen der zivilen und militärischen Nachrichtendienste werden ausgeweitet, deren Gesamtbudget wird erheblich erhöht. Zudem genehmigt die Bush-Administration Folter von Terrorverdächtigen, Internet-Überwachung von US-Bürgern und Geheimgefängnisse der CIA überall in der Welt. Im Oktober 2001 starten die USA in Afghanistan einen Militärschlag gegen das Regime der islamistischen Taliban, die den Drahtziehern der Anschläge Schutz gewähren. Die ersten US-Teams, die dort einmarschieren, sind Spezialeinheiten der CIA, die eine Allianz mit afghanischen Warlords schmieden. Zudem ist die CIA mitverantwortlich für die Planung des Krieges, der zum Sturz des Taliban-Regimes führt. Auch an der Invasion in den Irak 2003 ist die CIA maßgeblich beteiligt – sie liefert etwa die vermeintlichen „Beweise" für die Existenz irakischer Massenvernichtungswaffen sowie für enge Beziehungen zum Terrornetzwerk al-Qaida, die als Begründung für den Krieg dienen.

2006

In London stirbt Alexander Litwinenko an einer Vergiftung mit radioaktivem Polonium. Als Mitarbeiter von KGB und FSB hatte er sich mit dem organisierten Verbrechen beschäftigt. Als er dem FSB öffentlich ein Mordkomplott vorwirft, wird er 1998 von dessen damaligem Direktor Wladimir Putin entlassen. 2000 flieht Litwinenko nach Großbritannien, kooperiert mit dem MI6 und tritt immer wieder mit schweren Anklagen gegen Putin (inzwischen Präsident) und den FSB an die Öffentlichkeit: So seien angebliche Anschläge tschetschenischer Terroristen in Russland in Wirklichkeit von FSB-Agenten ausgeführt worden, auch die Geiselnahme in einem Moskauer Theater 2002 mit 170 Toten habe der Geheimdienst inszeniert. Britische Ermittlungen nach Litwinenkos Tod ergeben, dass der russische Geschäftsmann Andrej Lugowoj, einst ebenfalls für den KGB tätig, der Hauptverdächtige für dessen Ermordung ist. Dass er, wie immer wieder vermutet, im Auftrag des FSB oder Putins gehandelt hat, lässt sich bis heute nicht beweisen.

2013

Edward Snowden, Mitarbeiter bei einem Subunternehmer der „National Security Agency", beginnt seine Enthüllungen über die Tätigkeit dieses US-Geheimdienstes. Die NSA hat sich demnach direkten Zugang zu E-Mail-Anbietern verschafft und Programme entwickelt, die gigantische Datenmengen filtern und speichern können. Die Belege für die massenhafte Überwachung von Telefon- und Internetverbindungen, die selbst vor Regierungschefs verbündeter Staaten nicht halt macht, erregen Empörung in aller Welt. Die von Snowden vorgelegten Dokumente lassen erahnen, dass der allumfassende Überwachungsanspruch der USA im Namen der nationalen Sicherheit inzwischen kaum noch moralische oder juristische Grenzen kennt, sondern allenfalls technische. Und sie machen deutlich, dass an die Stelle der Spione früherer Zeiten inzwischen die computergesteuerte Auswertung von Milliarden elektronischer Daten getreten ist.

2014

Ein US-Gericht klagt fünf Offiziere der chinesischen Volksbefreiungsarmee wegen Cyber-Spionage und Datendiebstahls an. Sie sollen einer Spezialeinheit angehören, deren Angehörige sich gezielt in Computernetze amerikanischer Unternehmen einhacken. Schon seit Jahren beschweren sich die USA über massive Cyber-Attacken staatlicher Organisationen der Volksrepublik China. Die wiederum weist jegliche Vorwürfe zurück und sieht sich ihrerseits als Opfer amerikanischer Hackerangriffe.

Vermutlich wird sich in Zukunft ein Großteil geheimdienstlicher Aktivitäten im Internet abspielen. ●

Stefan Sedlmair, *47, ist Verifikationsredakteur im Team von* GEO*kompakt.*

DIE WELT VON GEO

Neues aus den Redaktionen

Die ganze Geschichte des Weltenbrandes

Wie ein Attentat die Welt in den Abgrund stürzte

Die Urkatastrophe

In zwei eBooks erzählt GEO*EPOCHE* von Ausbruch, Verlauf und Folgen des Ersten Weltkriegs

Im August 2014 jährt sich zum 100. Mal der Beginn des Ersten Weltkrieges. Dazu bringt GEO*EPOCHE* zwei eBooks heraus. Das erste zeichnet den Mordanschlag auf den österreichischen Thronfolger in Sarajevo vom 28. Juni 1914 und die anschließende Krise nach, die alle europäischen Großmächte in einen Waffengang mit unabsehbaren Folgen stürzte. Ergänzt ist die historische Reportage um ein Interview mit dem renommierten Historiker Prof. Christopher Clark und eine umfangreiche Zeittafel des Schicksalsjahres 1914.

Der zweite Band ist die um mehrere Texte erweiterte GEO*EPOCHE*-Printausgabe zum Ersten Weltkrieg und schildert sämtliche Aspekte des Konflikts: von der Julikrise bis zum Vertrag von Versailles. Berichtet vom Schrecken des Stellungskrieges, dem Alltag im Schützengraben und der Revolution, die im Herbst 1918 den Sturz des Kaiserhauses einleitet. So entsteht, auch ohne Bilder, ein Panorama jener 51 Kriegsmonate, die die Welt veränderten.

Beide GEO*EPOCHE*-eBooks sind in allen wichtigen digitalen Bookstores erhältlich. „Der Erste Weltkrieg" kostet 5,99 Euro, „Kriegsausbruch 1914" 1,49 Euro. Ebenfalls erhältlich: die GEO*EPOCHE*-eBooks „Die großen Katastrophen", „Die großen Entdecker" und „Gangster, Mörder, Attentäter" für jeweils 5,99 Euro.

Es grünt so schön

Die neue Ausgabe von GEO widmet sich unter anderem der Wiederentdeckung des Gartens

Eskapismus", sagen die Verächter, „Weltflucht, Rückzug ins Private". Ja und? Natürlich wendet die seit einigen Jahren zu beobachtende neue Lust am Gärtnern und am Garten die Welt nicht zum Besseren. Aber was ist schlimm an dem Bedürfnis, wenigstens einen kleinen Teil dieser Welt selber zu gestalten? Und die Natur, großflächig zerstört, auf einer Parzelle zu bewahren? In den Garten zu gehen, das ist auch so etwas wie die zweite Entdeckung der Handarbeit im Zeitalter der Computer. Es ist eine Schule der Sinne. Es ist die Freiheit in einem Paralleluniversum, in dem Wachstum noch kein Problembegriff ist. Es ist vielleicht auch ein bisschen Kuscheln bei „Mutter Natur". Paradiesersatz. Sündenfrei. In seiner aktuellen Ausgabe beleuchtet das Magazin GEO alle Facetten eines Trends, der quer zur Moderne steht.

Außerdem geht GEO in den Dschungel: zu Forschern, die das geheime Leben einer besonderen Menschenaffen-Art entschlüsseln wollen. Geht nach Montana: zu einer jungen Generation ganz anderer Cowboys – und in ein Fotolabor, in dem Winzigkeiten zu Monstern werden.

Mit den »Augen der Wissenschaft« offenbart ein Fotografen-Duo das geheime Gesicht der Natur

Die neue GEO-Ausgabe ist bis zum 19. Juni im Handel erhältlich; auch als digitale Version für das iPad (5,99 Euro; für Abonnenten ist sie kostenlos).
Weitere Themen: Was vom Kämpfen übrig blieb – Spuren des Zweiten Weltkriegs im Sand der Normandie / In der Grauzone – Chinas Kohlenrevier / Der Umsturzberater – ein Serbe schult Aktivisten aus aller Welt in gewaltfreier Revolte

Unsere Heimat im All

Wie die Milchstraße entstanden ist, welche verblüffenden Phänomene sie birgt – und wie sie einst enden wird

Wer in einer klaren Nacht den Blick auf den leuchtenden Streif der Milchstraße richtet, kann schon mit bloßem Auge mehrere Tausend Sterne erkennen. Doch die Ausmaße der Galaxis, zu der auch unser Sonnensystem gehört, sind noch weit größer: Insgesamt schweben darin mindestens 100 Milliarden Sterne – und ebenso viele Planeten.

Viel Erstaunliches haben Astronomen bereits über Aufbau, Struktur und Entstehung unserer Heimatgalaxis herausgefunden – und doch birgt sie noch zahlreiche Rätsel:

Wie genau ist das Zentrum der Milchstraße beschaffen, in dem ein monströses Schwarzes Loch sitzt?

Wie viele erdähnliche Planeten kreisen in der Galaxis, und hat sich auf manchen von ihnen ebenfalls Leben entwickelt? Was befindet sich zwischen den Sternen?

Welche rätselhafte Kraft hält sie auf ihren Bahnen?

Die jüngsten Forschungsergebnisse und das neue Bild unserer kosmischen Heimat: in der aktuellen Ausgabe von GEOkompakt.

GEOkompakt Nr. 39 „Die Milchstraße" hat 156 Seiten und kostet 9,00 Euro, mit DVD („Rätsel der Galaxis") 16,50 Euro. Einige Themen: Vom Urknall zur galaktischen Scheibe / Das Schwarze Loch im Zentrum / Die raffinierten Tricks der Forscher / Suche nach der zweiten Erde / Von Roten Riesen und Weißen Zwergen / Das Rätsel der Dunklen Materie / Die Zukunft der Milchstraße

Die Materie der Milchstraße wandelt sich immer wieder – etwa wenn ein Sternriese am Ende seiner Existenz Gas- und Staubschwaden ins All stößt

Was treibt sie an? Frauen und Männer erzählen von ihrer persönlichen Sinnfindung

Dem Leben Bedeutung geben

Engagement, Familie, Spiritualität: Der Sinn des Daseins lässt sich heute auf ganz unterschiedliche Weise erfahren

Jahrhundertelang stellte sich die Frage nach dem Lebenssinn nicht – bestand er doch vor allem in einer gottgefälligen Lebensführung. Heute, im Zeitalter des Individualismus, hat es dagegen jeder selbst in der Hand, seinem Leben Bedeutung zu verleihen.

Die neue Ausgabe von GEO WISSEN präsentiert Erkenntnisse von Wissenschaftlern, die der Frage nachgegangen sind, auf welche Weise Techniken der inneren Konzentration und Versenkung (Meditation, Schamanismus, Yoga) das seelische Wohlbefinden verbessern. Zwei Autoren haben sich einem Selbstversuch unterzogen: Der eine hat in einem Schweigekloster für mehrere Tage Exerzitien der Stille praktiziert. Der andere war auf einem Pilgerweg in Norwegen unterwegs – und traf dort auf Menschen, denen das Wandern aus unterschiedlichen Gründen Lebenssinn vermittelt hat.

Vor allem aber tragen Beziehungen zu anderen Menschen zur persönlichen Sinnerfüllung bei, wie mehrere Heftbeiträge über gesellschaftliches Engagement, die Bedeutung von Kindern oder den Wert der Berufsarbeit zeigen. Dabei geht es immer um ein Geben und Nehmen: So ist etwa die Zeit, die viele Deutsche für ihr Ehrenamt aufwenden, keineswegs nur ein Opfer. Denn man hilft nicht nur anderen, sondern tut indirekt auch sich selbst etwas Gutes.

Und so ist es nachvollziehbar, was der Philosoph Clemens Sedmak im Interview zu bedenken gibt: Eine Anleitung für ein als sinnvoll empfundenes Leben kann es heute nicht mehr geben. Man könne den Lebenssinn nicht einmal gezielt *suchen*, ihn aber sehr wohl individuell für sich *entdecken*.

Das Heft enthält zudem einen Test, mit dessen Hilfe sich herausfinden lässt, welche von 17 Lebensbedeutungen – darunter Naturverbundenheit, Selbsterkenntnis, Macht, Kreativität und Gesundheit – wie stark zum persönlichen Lebenssinn beitragen. ⬢

GEO WISSEN »Was gibt dem Leben Sinn?« hat 164 Seiten und kostet 9,50 Euro (mit DVD „Ich habe keine Zeit! Auf der Suche nach den wahren Werten im Leben", 16,50 Euro).
Einige Themen: Die Kunst des Liebens – Warum Beziehungen so wichtig sind / Lebensrückblick – Sein eigener Biograf werden / Das Paradox der Elternschaft / Pilgern – Einmal alles hinter sich lassen / Ehrenamt – Wie Bürger viele Aufgaben von Staat und Gesellschaft übernehmen

Sehr heiß und sehr hart

Die neueste Ausgabe von GEOthema entführt in abenteuerliche Lebenssituationen

Die Felseninsel Guañape Norte vor der Küste Perus ist nichts, wovon man träumen möchte. Es sei denn, man wünschte sich Albträume herbei. Denn das Wertvollste, was sie zu bieten hat, sind Exkremente. Sind die Hinterlassenschaften Abertausender dort brütender Seevögel: Guano, als Dünger begehrt. Drei Monate lang ohne Pause kratzen ihn Männer von den nackten Felsen, um ihn in schweren Säcken zur Steilküste zu schleppen: eine der Geschichten, die der neuen Ausgabe von GEOthema ihren Untertitel vom „extremen Leben" verpasst haben.

Auch nichts für sensible Gemüter: die Begegnung mit einem Volk, das seine Verblichenen gern geräuchert und gedörrt über den Hütten der Lebenden hocken hat. Eine Tradition, mit der die Anga auf Papua-Neuguinea allerdings ein wenig ins Schlingern geraten sind, weshalb sie das Mumifizieren der Verwandten jetzt erst einmal an Schweinen üben. Zugleich werden die Dörr-Ahnen als Gruselgreise an Stadtfeste ausgeliehen. Extremer noch das Leben jener Männer, die sich selbst nachts in den Krater des Kawah Ijen hinabwagen, zum größten Säuresee der Erde, um Schwefel abzubauen. Sie sind in einem natürlichen Feuerwerk unterwegs, entzündet von Gasen, mal in eisblauen Flammen hochschießend, mal als glühender Brei vor ihre Füße kriechend.

Auch die anderen Reportagen in diesem Heft: garantiert nicht in Komfortzonen entstanden. ●

Nachts im Vulkan: Für ein paar Rupien riskieren Bergleute auf Java den Gang in die Hölle

GEOthema 09 „Planet der Abenteuer" ist für 10 Euro im Handel erhältlich.
Weitere Themen u. a.: Die Wand des Himmels – Bergsteiger am Roraima-Tepui / Unterwegs auf einer Urgewalt – eine Reise auf dem Kongo / Im Tal von Licht und Schatten – wo Afghanistan nach Rosen duftet / Russlands kaltes Herz – bei Glücksrittern und Schamanen in Sibirien / Das See-Reich im Sahel – ein Refugium des traditionellen Afrika

Kroatiens Konzentrat: Korčula vor türkisfarbenem Meer und schroffem Berghang

Im Land der 1000 Inseln

GEO Special widmet sich zum ersten Mal Kroatien: der Adria-Schönheit und dem Nachkriegsland

Es braucht wenig Spekulation, um zu ergründen, was Menschen nördlich der Alpen so beständig nach Kroatien zieht. Im Süden ist das Leben leichter, jedenfalls, wenn man sich im Urlaub befindet. Umso mehr noch, wenn, und hierin unterscheidet sich Kroatien von Italien oder Frankreich, die Küste vielerorts nicht bebaut und durchsaniert ist. Man hat dann das Gefühl, nichts schiebe sich zwischen einen selbst und das weite Meer.

Das neue GEO Special ist eine Reise zu Kroatiens Strandortvorteilen: zur sagenhaft langen Küste, zu Hunderten Inseln und Inselchen, glasklarem, türkisfarbenem Wasser und vor allem zu Menschen, die ihren Küchentisch oder zumindest den Fang des Tages mit den Gästen teilen. Einen ganzen Sommer lang waren Autoren in beinahe allen Landesteilen unterwegs.

Die Ausgabe zeichnet aber auch den schweren Weg des Landes seit den 1990er Jahren nach. Besonders nahe gehen die Geschichten zweier Autorinnen, die für GEO Special nach Jahrzehnten erstmals zurückkehrten an Orte, die ihnen einst viel bedeuteten. Johanna Romberg spürte auf der Insel Pag den Sommern ihrer Kindheit nach. Und die junge kroatische Schriftstellerin Ivana Bodrožić, bekannt für einen autobiografischen Kriegsroman über die Flucht ihrer Familie aus der Heimatstadt Vukovar, suchte in ebendiesem vom Krieg noch immer stark gezeichneten Vukovar nach Versöhnung. ●

Das neue GEO Special kostet 8,50 Euro und ist auch als digitale Ausgabe erhältlich (7,99 Euro), für Abonnenten kostenlos.
Weitere Themen: Mit der Küstenfähre von Rijeka nach Dubrovnik / Inseln – Wo Kroatien besonders schön ist / Szenenapplaus – Kroatiens Filmorte / Zagreb – Zu Besuch bei den Vordenkern des Landes / Kulinarik – Scampi-Essen in der Kvarner-Bucht / Service: Lieblingsorte am Wasser

DER WILDE WESTEN

Jenseits der Rocky Mountains lockt ein gelobtes Land: Pioniere auf dem Weg nach Oregon. Von den 1840er Jahren an machen sich jeden Frühling Tausende mit ihren Planwagen auf den beschwerlichen Weg nach Westen, um im Unbekannten eine neue Heimat zu finden

Der Westen Nordamerikas ist stets mehr gewesen als eine Landschaft: Er war immer auch Projektionsfläche nationaler Träume. Viele US-Amerikaner sehen noch heute in den Landstrichen jenseits des Mississippi den Ursprungsort ihrer Identität.

Dort an der *frontier*, der sich stets westwärts verschiebenden Grenze zur Wildnis, könnten ihre nationalen Eigenschaften geschaffen worden sein: ihr Optimismus, ihr Wagemut, ihre Unabhängigkeit, die Bereitschaft, Altes aufzugeben und weiterzuziehen zu etwas Neuem. Aber auch das Misstrauen gegen eine zu starke Regierung und der lockere Umgang vieler Bürger mit Waffen. Unzählige Bücher und Filme haben den Mythos vom Wilden Westen weitergetragen, ausgeschmückt, befeuert.

GEO*EPOCHE* erzählt die Geschichte hinter diesem Mythos: wie entschlossene Männer und Frauen im 19. Jahrhundert immer weiter nach Westen vordringen, auf der Suche nach einem besseren Leben. Wie diese Pioniere Farmen auf unberührter Erde gründen, Wege durch Wälder schlagen, nach Gold schürfen, schließlich sogar eine Eisenbahn quer durch den Kontinent bauen. Aber auch, wie sie dabei rücksichtslos die angestammten Bewohner dieses nur scheinbar unbesiedelten Landes vertreiben, immer weiter, bis den letzten Indianern nur noch ein Leben in abgelegenen Reservaten bleibt.

Das Heft schildert den Traum einer jungen Nation, den Kontinent in seiner ganzen Breite zu besiedeln. Und wie die Vereinigten Staaten diesen Traum mit Geld und mit Militärgewalt gegen ihre Nachbarn und die Ureinwohner durchsetzen.

GEO*EPOCHE*-Autoren berichten von Cowboys und Komantschen, von Banditen, Revolverhelden und Glücksspielern. Von kapitalistischen Räuberbaronen und von Familien, die in Planwagen den Elementen trotzen. Sie erzählen von Menschen, deren Abenteuer bereits ihre Zeitgenossen begeistert oder angewidert in der Zeitung verfolgten. Und die mehr als 100 Jahre später nichts von ihrer Faszination eingebüßt haben.

GEO*EPOCHE* über den Urmythos der USA – den Wilden Westen.

Die nächste Ausgabe von
GEO*EPOCHE* erscheint am
13. August 2014

ENTDECKER MIT DER KAMERA

Mitte des 15. Jahrhunderts begannen wagemutige Europäer, die Welt zu erkunden. Spanier segelten nach Amerika, Portugiesen in die pazifische Inselwelt, Briten erforschten Australiens Küste. Sie brachten von ihren Reisen Nachrichten mit von fremden Völkern und Kontinenten, von Naturwundern und grotesk anmutenden Tieren. Beweise aber für ihre fantastischen Behauptungen hatten die Entdecker nur selten. Dass es tatsächlich märchenhaft reiche Indianerimperien gab und Gebirge, höher als die Alpen – das mochte man für wahr halten. Oder auch nicht.

Erst ab etwa 1840 gab es dank der kurz zuvor erfundenen Fotografie Apparate, mit denen sich vergleichsweise exakte Abbilder der Realität anfertigen ließen. Und so machten sich die Lichtbildner auf, die Welt neu zu entdecken, diesmal mit ihren Kameras.

Es waren Männer wie der Italiener Felice Beato, der ab 1860 in Japan und China die Exotik Asiens auf seinen Platten festhielt. Wie der Engländer Samuel Bourne, der etwa zur gleichen Zeit die Höhen des Himalaya erklomm und Kameras, Stative und Chemikalien von seinen Trägern über 6000 Meter hohe Pässe transportieren ließ. Wie der Amerikaner John Dunmore, der 1869 erstmals die Eisberge in der Baffin Bay weit nördlich des Polarkreises fotografierte.

GEO*EPOCHE* PANORAMA folgt in seiner kommenden Ausgabe den Spuren jener Reisenden, die die Welt mit ganz neuen Augen sahen: den Entdeckern mit der Kamera.

Die Pole sind die letzten unentdeckten Gebiete der Welt – bis Abenteurer wie Fridtjof Nansen die Regionen bereisen und fotografieren (hier ein Teil der Mannschaft)

Die nächste Ausgabe von
GEO*EPOCHE* PANORAMA
erscheint am 13. August 2014

WEITERE AUSGABEN ZUM THEMA

Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90 oder im Internet auf www.geoshop.de

GEO EPOCHE